

DIE WELTWOCHEN



Sahra Wagenknecht

Ein Besuch bei Europas interessantester Linkspolitikerin.

Erik Ebnetter und Roger Köppel

Schweizer Wasserlüge

Die Bundesverwaltung redet die Qualität schlecht. *Beat Gygi*

Trio Eugster: Titanen der Volksmusik

Wie die singenden Brüder den Sound der Schweiz erschufen.

Thomas Renggli

Anklage Rassismus
Urs Gehriger über
Dichtung und Wahrheit
im Fall
George Floyd

4 06900 107761 7



SUBARU

KLETTERN KÖNNEN
WIR NICHT, ABER ...



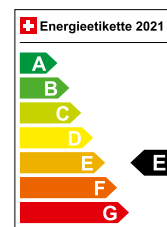
... MAN TRAUT ES UNS ZU!



DER NEUE SUBARU XV 4x4 AB CHF 27'900.-

Als Kompakt-SUV mit dem SUBARU e-BOXER – dem Hybrid Power System von Subaru – sucht der Subaru XV seinesgleichen. Die jüngste Generation des sportlichen Allrounders bringt Sie auch dort noch weiter, wo für andere Fahrzeuge längst Schluss ist. Profitieren Sie von mehr Bodenhaftung, dank dem besten 4x4-Antrieb der Welt, dem tiefen Schwerpunkt des Boxermotors, dem proaktiven Fahrerassistenz-System EyeSight und dem Advanced Safety Package.

Abgebildetes Modell: Subaru XV 2.0i e-BOXER AWD Luxury, 150/16,7 PS, Energieeffizienz-Kategorie E, CO₂-Emissionen kombiniert 180 g/km, Treibstoffverbrauch kombiniert 7,9 l/100 km, CHF 42'700.- (inkl. Metallic-Farbe). Subaru XV 1.6i AWD Advantage, 114 PS, Energieeffizienz-Kategorie E, CO₂-Emissionen kombiniert 180 g/km, Treibstoffverbrauch kombiniert 8 l/100 km, CHF 27'900.- (Farben Pure Red, Cool Grey Khaki).



subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00, multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 7,7 % MwSt. Preisänderungen vorbehalten.

Sahra Wagenknecht ist interessant

Noch vor der Veröffentlichung ihres neuen Buchs toben die Shitstorms gegen die deutsche Linkspolitikerin Sahra Wagenknecht.

Das Getöse kommt nicht von rechts. Im Gegenteil. Auf bürgerlicher Seite erntet die Sozialistin oft Lob. Eisige Brisen wehen ihr von links entgegen.

Was ist der Grund? Wagenknecht hat ein neues Buch geschrieben. «Die Selbstgerechten» ist ein Wurf, eine schonungslose, kristallklar geschriebene Standortbestimmung linker Politik.

Wagenknecht analysiert den «Irrweg des Linksliberalismus» aus linker Sicht. Seine Anhänger entlarvt sie als «Lifestyle-Linke», die einem Kult der Überheblichkeit und der Überempfindlichkeit huldigen.

Die Linke habe sich von ihrem Auftrag entfernt. Sie setze sich nicht mehr für die Leute ein, die wirtschaftlich und sozial nach oben kommen wollen.

Im Gegenteil. Auf ihre einstigen Wähler aus der Arbeiterschaft blicke die «Lifestyle-Linke» arrogant herab. Kein Wunder, würden sie in Scharen zu den Rechten überlaufen.

Wagenknecht zerpfückt die linke Rede von einer angeblichen «rechten Leitkultur». Nicht die Stärke der Rechten, sondern die geschmäckerliche Intoleranz der Linken sei die Ursache für den linken Niedergang.

Wagenknecht fordert eine Rückbesinnung auf die Wirklichkeit. Sie findet, die heutige «Lifestyle-Linke» laufe den falschen, überschätzten, zum Teil abstrusen Themen hinterher.

Für die «Identitätspolitik» linker Jungakademiker hat sie vor allem Sarkasmus übrig. Die obsessive Beschäftigung mit Sprache und Geschlechterfragen sei ein Holzweg in die Bedeutungslosigkeit.

«Auf geradezu unterwürfige Weise» habe die «Lifestyle-Linke» auch die intellektuelle Hoheit der Grünen akzeptiert. Diese würden den linken Lifestyle-Typus «in Reinform» verkörpern.

Gegen solche Anbieterungen stellt Wagenknecht die Frage: Was könnte, was sollte die Linke von einem «aufgeklärten Konservatismus» lernen?

Das ist natürlich Sprengstoff in die linken Mainstream-Schreibergärten. Die voraus-

eilenden Allergiereaktionen einiger Parteikollegen bestätigen allerdings die Diagnosen der Autorin.

Wagenknecht ist der selten gewordene Fall einer linken Realistin. Sie hat auch keine Angst, über Tabus zu diskutieren. Das trägt ihr dann

Wagenknecht ist der selten gewordene Fall einer linken Realistin. Sie hat keine Angst, über Tabus zu diskutieren.

in Deutschland automatenhaft den Vorwurf ein, sie sei rechts.

Das ist sie nicht. Wagenknecht steht links, weit links sogar. Sie fordert eine strenge Regulierung der Wirtschaft, ist für höhere Steuern, für Sozialausbau und weniger Globalisierung.

Auf der anderen Seite spricht sie sich für begrenzte Migration aus. Sie lobt den Nationalstaat als bis heute besten, vielleicht einzigen tauglichen Rahmen für Rechtsstaat und Demokratie.

Offene Grenzen und anständige Sozialleistungen schliessen sich aus, argumentierte der liberale US-Ökonom Milton Friedman. Wagenknecht würde dem Nobelpreisträger zustimmen.

Auch die heutige EU sieht sie nüchtern. Dem Traum einer europäischen Sozialunion erteilt sie eine Absage. Ein steriler Internationalismus werde die Leute nie begeistern.

Wagenknecht war schon vorher eine der interessantesten linken Politikerinnen Europas. Mit ihrem neuen Buch katapultiert sie sich noch einsamer an die Spitze der Debatten.

Und alle sollten es lesen. Die Linken, weil hier die intelligenteste deutsche Linke schreibt. Die Rechten, weil sie ihre Gegenargumente an Wagenknecht messen und schärfen können.

Die identitätspolitische Linke bezeichnete der französische Schriftsteller Michel Houellebecq in der *Weltwoche* einmal als verwundetes, in die Enge getriebenes Tier, das aus Verzweiflung und Schwäche aggressiv um sich schlage.

Das Bild passt zu der von Wagenknecht beschriebenen «Lifestyle-Linken». Diese mag die Rechten nerven, aber sie ist im Grunde ein leichter, weil weltfremder Gegner.

Wagenknecht ist von anderem Kaliber. Sie überlässt den Rechten nicht kampfflos die Wirklichkeit. Sie spricht genau die Themen an, mit denen auch die Rechtsparteien bei den Leuten punkten.

Ihre Vorbilder sind, zum Beispiel, die siegreichen dänischen Sozialdemokraten unter Premierministerin Mette Frederiksen mit ihrer ultrastrengen Asylpolitik.

Sie hätte Freude gehabt am früheren Schweizer SP-Präsidenten Helmut Hubacher. Er sah den Aufstieg der SVP als Folge der linken Vernachlässigung migrationspolitischer Fragen.

Sahra Wagenknecht ist faszinierend im Gespräch, eine intellektuelle Herausforderung für die Bürgerlichen und eine Heimsuchung für die aus ihrer Sicht verirrten Linken.

Schade, dass wir in der Schweiz keine linke Politikerin haben, die nicht nur die Schwächen des eigenen Lagers durchschaut, sondern auch die gedanklichen Untiefen und Irrtümer ihrer rechten Gegner. R. K.

Im Schnitt
einfach
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Sahra Wagenknecht, Schweizer Trinkwasser, Trio Eugster, Familie Ehrismann, Erfolgsgeschichte Davidoff

Der Weg zu Europas interessantester Linkspolitikerin führt über Basel, durch das Elsass und ins Saarland. Dort lebt Sahra Wagenknecht seit einigen Jahren mit ihrem Mann, dem früheren SPD-Vorsitzenden Oskar Lafontaine. Dieser Tage erscheint Wagenknechts neues Buch. Es ist eine Ansage an die «Lifestyle-Linken»: Hört zu, es läuft schief, ihr müsst eure Haltungen zu Identitätspolitik, Migration und Nationalstaat überdenken. Damit markiert Wagenknecht einen intellektuellen Führungsanspruch im linken Lager. Roger Köppel und Erik Ebnetter haben sie zu ihrem Programm befragt. **Seite 14**

Die Schweiz verfügt über einen riesigen Schatz an erstklassigem Grundwasser. Im Ausland erhält die Schweiz bei Benotungen der Trinkwasserqualität Spitzenrangierungen, im Inland sieht es seit einiger Zeit weniger glänzend aus. Was hat sich verschlechtert? Das Bundesamt für Umwelt warnt vor zunehmender Verschmutzung des Trinkwassers durch Schadstoffe und Rückstände aus der Landwirtschaft. Die Bundesverwaltung führt seit 2019 eine Kampagne gegen den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln, spricht von steigender Belastung der Böden. Die Behörden greifen zum Verbot einzelner Mittel. Der Skandal am Ganzen ist, dass die Alarmmeldungen sachlich kaum begründet sind. Die Wasserqualität ist praktisch stabil, aber die Bürger sind verunsichert. **Seite 22**

Für unseren Reporter Thomas Renggli war die Recherche zum Trio Eugster wie eine Reise in

die eigene Jugend. Sein Vater, Sepp Renggli, war es, der einst die stimmungswichtigen Männer aus Dübendorf entdeckte – in der ersten Casting-Show der Schweizer Mediengeschichte, dem «Grand Prix Brunnenhof». Tauchen Sie ein in die Anfänge des Schweizer Showbusiness, als der Mundartschlager salonfähig wurde und drei Zürcher dank perfekter musikalischer Harmonie und pointierten Texten zum Schweizer Kulturgut wurden. «Oh läck du mir...» **Seite 30**

Der Verein «Stiller Protest» wurde im Herbst gegründet, mittlerweile bringt er Tausende von Menschen auf die Strasse, die gegen die Corona-Massnahmen aufbegehren. Wer steckt eigentlich hinter dieser Gruppe? Handelt es sich um eine Verschwörung von obskuren Figuren aus der rechten Schmuddelecke, wie in den Medien gemutmasst wird? Alex Baur wollte es genauer wissen. Und er wurde fündig, im hinteren Tösstal. Dort traf er auf Simone und Martin Ehrismann sowie deren gemeinsame Tochter Alina, die «Stiller Protest» faktisch als Familienbetrieb gegründet haben und betreiben. Baur zeichnet den Werdegang einer jungen Handwerkerfamilie aus der Mitte der Gesellschaft nach, die im letzten Jahr das Vertrauen in die Regierung verloren hat. Doch die Ehrismanns begnügten sich nicht mit der Faust im Sack, sondern taten das, was ihrer Meinung nach getan werden musste. Streng nach den Buchstaben des Gesetzes. **Seite 46**

Die Basler Firma Oettinger Davidoff ist die weltweit bedeutendste Produzentin von Premium-Zigarren ausserhalb Kubas. In ihrem Erbgut vereinen sich eidgenössische Handelstugenden mit dem Feuer aus Lateinamerika und der Extravaganz, die aus dem russischem Zarenreich in die Gegenwart hineinragt. Florian Schwab schildert die faszinierende Erfolgsgeschichte. Und er hat mit CEO Beat Hauenstein über die Gegenwart und Zukunft des Unternehmens gesprochen – natürlich bei einer Zigarre. **Seite 80**
Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.
Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
 Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.
Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
 Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

GLENCORE

Von der Sonne

zur Steckdose.

Um Fahrzeuge mit Sonnenenergie anzutreiben, braucht es Kobalt. Denn die Energie aus Solaranlagen wird in Akkus mit Kobaltanteil gespeichert. Und dank Kobalt speichert die Batterie eines Elektrofahrzeugs genügend Strom, um Sie an Ihr Ziel zu bringen.

Erneuerbare Energien bieten enormes Potenzial, das wir nur mit Kobalt ausschöpfen können. Wie also sieht seine verantwortungsvolle Förderung aus?

Glencore.ch/erstaunliche-rohstoffe





«Ur-Anliegen»: Wagenknecht. Seite 14



Politisch: Schweizer Wasser. Seite 22



Perfekte Harmonie: Trio Eugster. Seite 30

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Winkelried trifft Tell
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Gilles Marchand
- 10 Tagebuch Pierre Alain Schnegg
- 12 Bern Bundeshaus
Ringelreihen um Brüssel
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Sahara Wagenknecht
«Ich möchte mit Vorurteilen aufräumen»
- 19 Personenkontrolle
- 19 Inside Washington
- 20 Mörgeli
- 20 Avenir Suisse Lobbyisten statt Denker
- 21 Peter Bodenmann
- 22 Schweiz Die grosse Wasserlüge
- 24 Winziger Gigant Vorbild Katar
- 25 FDP Fähnlein der fünf Aufrechten
- 26 George-Floyd-Prozess
Das Urteil ist längst gefällt
- 28 Impfdebatte
Immunitätspass? Sofort oder nie!
- 29 Kurt W. Zimmermann
- 30 Trio Eugster Titanen der Volksmusik
- 32 Fussball
Aus Falschmeldung wird Staatsaffäre
- 33 Armee Grün statt Feldgrün

- 34 Der Mann, den Putin aus dem Hut
zauberte Michail Mischustin
- 36 Zürich säubern Was kommt als Nächstes?
- 37 Europas traurigster Politiker
Schwedens Premier Stefan Löfven
- 38 Hakenkreuz und Doppeladler
Muslimische Albaner im Zweiten Weltkrieg
- 40 Covid-19-Gesetz
Desaster für unsere Freiheit
- 41 Körzis Hollywood
- 42 Fernost
Boris Johnson spielt mit dem Feuer
- 44 Grüne EU-Recht à discrétion
- 45 Sara Bachmann Vorteil Blond
- 46 Corona-Proteste
Eine ganz normale Familie
- 48 Symbol der Nation
Zum Tod von Prinz Philip
- 49 Brief aus Galapagos
- 50 Skandale
Die Implosion des Armie Hammer
- 52 Mehr als Hedonismus
Offene Hotels in der Schweiz
- 52 Krimis
Dunkeldeutschland, mal wieder
- 53 Henryk M. Broder
- 54 Macht der Gene Corona-Coldspot Afrika
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe
Hans Küng, Isla Eckinger
- 58 Beat Gygi

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Gottfried Benn Himmel, Licht und Flor
- 62 Bücher der Woche
- 65 Bibel
- 66 Sophie Taeuber-Arp
Buntes Streben nach Klarheit
- 68 Comics Möglichst blütenweiss
- 70 Klassik Pereira füllt die Taschen Homokis
- 71 Pop Ben Howard: beständig und gut
- 71 Jazz Archie Shepp & Jason Moran

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Dr. M.
- 79 Frühstück mit Yossi Vardi, Investor
- 80 Pioniere Davidoff: Vom Tabak-Lädeli
zum Weltkonzern
- 82 Tamara Wernli



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.

Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrrinnensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.– (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, 04/2021



Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach
Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10
E-Mail-Adresse: info@naef-group.com
www.naef-group.com

Wir nehmen die BAG Richtlinien sehr ernst und all unsere Mitarbeitenden halten sich an die aktuellen Vorschriften. Auf den Sanierungen sind unsere Techniker bis auf weiteres mit Mundschutzmaske, Schutzbrille und Handschuhen am Arbeiten.

Winkelried trifft Tell

Das Demonstrationsverbot in Altdorf war dumm, die Umsetzung stümperhaft. Aus der Sicht der Massnahmengegner war die Aktion ein Erfolg.

Alex Baur

Demonstrationen leben von Bildern. Die unbewilligte Kundgebung von letztem Samstag in Altdorf gegen das Corona-Regime liess sich auf zwei Arten illustrieren. Das schöne Bild: Hunderte von Menschen aus allen sozialen Schichten und Altersgruppen versammeln sich, umrahmt von Treichlern und Schweizerfahnen, unter dem Telldenkmal; feierlich singen sie den Schweizerpsalm, friedlich und fröhlich lassen sie die verfassungsmässige Ordnung, die Freiheit und die Demokratie hochleben.

Das andere Bild ist weniger schön: Vermummte Polizisten in Kampfmontur sprayen aus sicherer Distanz ätzenden Schaum auf die mit schweren Kuhglocken beladenen und damit wehrlosen Treichler, gezielt auf Augenhöhe; ein Getroffener torkelt blindlings auf den Brunnen zu, die Polizisten hindern ihn, er geht mit Atemnot zu Boden. Die gepanzerten Ordnungshüter stehen regungslos neben dem Verletzten, der von Demonstranten schliesslich gepflegt wird.

Notstand sieht anders aus

Welches der beiden Bilder man auch nimmt, es sieht schlecht aus für die Urner Regierung. Es beginnt beim Verbot der ursprünglich bewilligten Veranstaltung zur Eröffnung des Abstimmungskampfs gegen das Covid-19-Gesetz. Wegen befürchteter Verstösse gegen den Maskenzwang sagte die Regierung die Veranstaltung ab. Die Urner Justiz weigerte sich, in nert nützlicher Frist über das Verbot zu urteilen. Sind Masken etwa wichtiger als unsere Demokratie?

Uri habe steigende «Fallzahlen», hiess es. Konkret gab es im Kanton in den letzten zwei Wochen elf Hospitalisierungen wegen Covid-19, in den zwei Vorwochen waren es fünf gewesen; die Zahl der an oder mit Corona Verstorbenen stieg in denselben Zeiträumen von null auf drei; eines der sechs Intensivbetten von Uri war Anfang Woche belegt. Die Werte in Uri sind zu tief, der statistische Zufall zu gross, als dass sich klare Trends herauslesen liessen. Ein Notstand sieht jedenfalls anders aus.

Trotz grossräumigen polizeilichen Absperrungen und massenhaft verhängten Rayonverboten gelang es Hunderten von Unzufriedenen, als Spaziergänger über Schleichwege bis zum Telldenkmal vorzudringen. Eins zu null für die Protestler. Dort kam es zu einer Art *drôle de guerre*. Dutzende vermummte Polizisten in voller Kampfmontur bauten eine

Ein wachsender Teil der Bevölkerung sieht schon lange keinen Sinn mehr in den befohlenen Massnahmen.

Drohkulisse auf, doch die friedlichen Spaziergänger boten keinen Anlass zum Einschreiten. Zwischenstand: zwei zu null.

Das änderte sich schlagartig, als ein Dutzend Treichler auf den Platz kam. Die anfänglich eher gedämpfte Stimmung schlug nun in eine beschwingte Fröhlichkeit um. Die Treichler hatten den abgesperrten Zugang zum Telldenkmal gleichsam freigewalzt und damit den Platz geöffnet für die Menge, die zuvor in den Gassen verteilt war. Wie Winkelried weiland in Sempach waren die Unerschrockenen einfach durch den Polizeikordon marschiert, aber gewaltlos. Drei zu null.

Die aus Luzern, Zug und Schwyz zusammengezogenen Krawalleinheiten – die eigene Polizei mochten die Urner nicht auf die Bevölkerung

loslassen – hatten das Telldenkmal umstellt und zugleich die Tellsgasse gesperrt. Diese Strategie, sofern es eine gab, ist schwer nachvollziehbar. Die von der Schmiedgasse herkommenden Treichler gerieten zwangsläufig in einen offenen Kessel, aus dem es wegen der nachströmenden Menschenmenge kein Zurück mehr gab. Ein Warnschuss nützte da nichts. Die Treichler, unter ihnen einige Schwinger, marschierten einfach durch den Kordon.

Was nun folgt, ist kein Ruhmesblatt für die Innerschweizer Polizei. Die *Weltwoche* konnte mit mehreren der involvierten Treichler reden. Und diese bestätigten, was sich auch durch zahlreiche Videoaufnahmen belegen lässt: Mindestens vier Polizisten sprühten die ätzenden Flüssigkeiten auf die Treichler, als diese längst durchmarschiert waren – zum Teil ins Gesicht, zum Teil von der Seite, zum Teil sogar von hinten. Und das nicht zu knapp. Die offizielle Rechtfertigung, laut der die Polizei zum Selbstschutz Tränengas einsetzte, erscheint nachgerade lächerlich.

Tränengas gegen Treichler

Einen Treichler traf es, als dieser bereits eine Runde ums Denkmal gedreht hatte. Die vermummte Polizistin, die ihm den ätzenden Stoff aus einem Hinterhalt ins Gesicht spritzte, hat er nicht gesehen. Zu verhindern gab es längst nichts mehr. Es war nur noch polizeiliche Rache für die erlittene Schmach. Zwar gab es vereinzelte Demonstranten, welche die Polizisten bedrängten. Doch das war nach dem Tränengasangriff. Und es grenzt an ein Wunder, dass die Stimmung trotz allem friedlich blieb.

Das Polizeidebakel von Altdorf steht symptomatisch für das Elend der Schweizer Corona-Politik. Ein wachsender Teil der Bevölkerung sieht schon lange keinen Sinn mehr in den von oben befohlenen Massnahmen. Die Regierenden, angetrieben von einigen Medien, reagieren mit Durchhalteparolen und Repression, was die Rebellen bloss in ihrem Widerwillen bestärkt. Statt die Nation zu einen, hat die Corona-Krise eine tiefe Spaltung hinterlassen, die so schnell nicht verheilen wird.



„Und jetzt schalten wir live zu der beliebtesten Sendung Aktezeichen XY... ..ungelöst..“

Lieber Gilles Marchand

Wenn ich den Zürcher Medien glauben will, so stehen Sie kurz davor, abzutreten und ihr Amt einem Nachfolger, nein, natürlich einer Nachfolgerin zu übergeben. Aber eben, Sie werden im Amt bleiben. Denn einmal mehr handelt es sich um eine mediale Vorverurteilung. Das ist der eigentliche Skandal! Sie sind ein eher diskreter SRG-Generaldirektor; ich habe Sie schon vor Jahren als Persönlichkeit ohne Fehl und Tadel erlebt, ohne Egotrip, hochkompetent und freundlich.

Nun wird plötzlich über Ihren Rücktritt spekuliert, bedeutungsvoll illustriert mit einer Art *mug shot* (Polizeifoto), der beim Leser den Reflex «Haltet den Dieb!» auslöst. Weshalb das ganze Theater? Weil die Zeitung *Le Temps* (als sie noch Ringier gehörte) letztes Jahr anonyme Aussagen zusammengesucht hat, um in einer riesigen Aufmachung drei Kader des welschen Fernsehens anzuschwärzen, wegen angeblicher Belästigungen



Kompetent und freundlich:
SRG-Generaldirektor Marchand.

und Mobbing. Ohne klare Belege, ohne Namen und Vornamen der Denunzianten. Das journalistische Schmierstück hatte die Klage eines Starmoderators gegen die Zeitung zur Folge, und natürlich fühlte sich die SRG-Leitung bemüsst, nicht weniger als drei unabhängige Untersuchungen in Auftrag zu geben. Unter

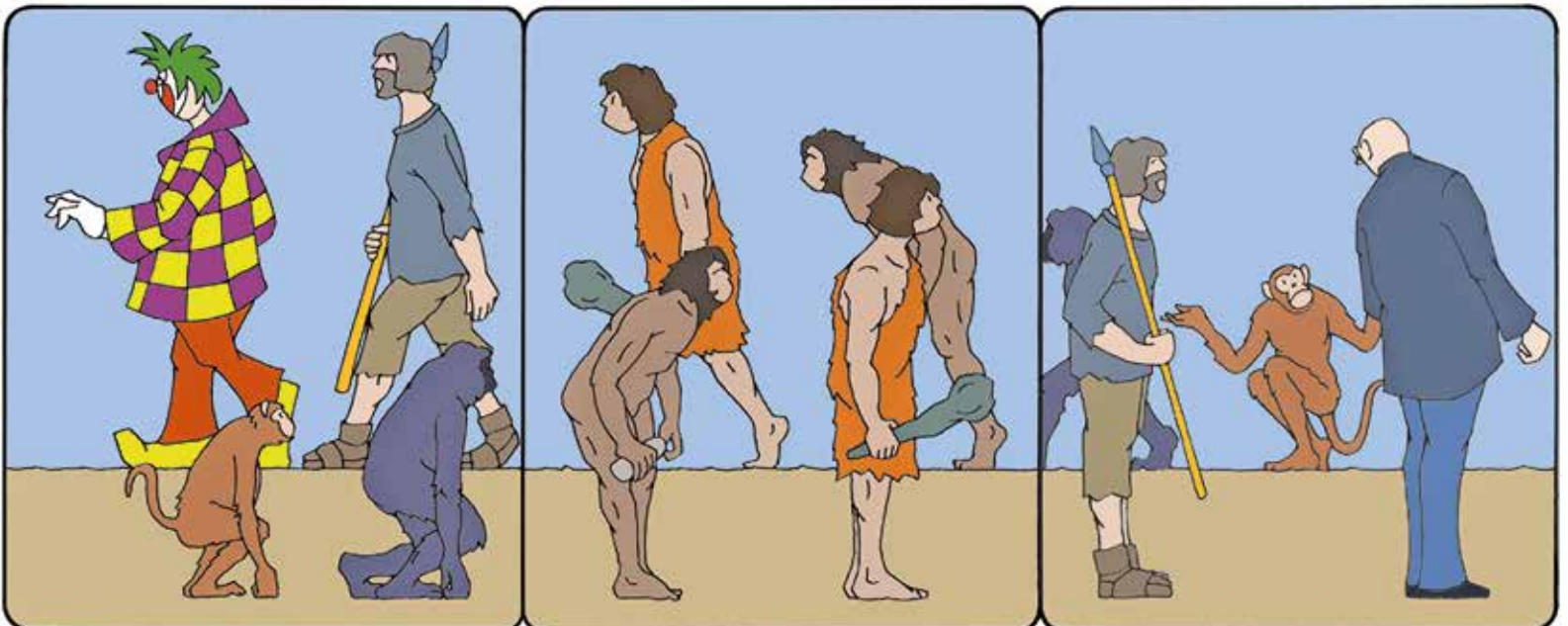
anderem darüber, ob das oberste Kader angemessen auf ungehörige interne Vorgänge reagiert hat. Nun fällt selbstverständlich alles auf den TSR-Chef zurück, der Sie in der fraglichen Zeit in Genf waren.

Die Expertisen werden bald veröffentlicht. Man kann jetzt schon sagen, dass sie die Kopffäger enttäuschen werden. Nichts ausser anonyme Anschwärzungen, wie sie im Gefolge der #MeToo-Kampagne überall auftauchen. Keine sexuellen Übergriffe, nichts strafrechtlich Relevantes, keine bedauernswerten «Opfer» von bösem Chef-Mobbing. Zurück bleibt ein enormer Reputationsschaden für die SRG und ihren Generaldirektor.

Die journalistischen Heckenschützen aus Genf haben gesiegt, trotz allem.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Pierre Alain Schnegg



Es ist Frühling in der Schweiz, die Natur erwacht zu neuem Leben, die Tage werden länger und wärmer. Wir erleben diese Jahreszeit wie auch die letzten Jahre und Jahrzehnte in einem Land, das den Menschen sehr viel bietet. Beginnend mit einem Bildungswesen, das vielfältige Möglichkeiten eröffnet: Einige unserer Hochschulen gehören zu den besten weltweit. Sie wetten nicht mit den mittelmässigen Hochschulen in Kontinentaleuropa, sondern mit den exzellenten britischen und aussereuropäischen Instituten. Nach Abschluss der Ausbildung steht unserer Jugend ein vielseitiger Stellenmarkt zur Verfügung, die Arbeitslosigkeit ist tief. Für diejenigen, die trotz allen Förderungsmassnahmen keinen Platz in der Arbeitswelt finden oder finden wollen, stehen grosszügige Sozialleistungen zur Verfügung, die oft umfangreicher ausfallen als Erwerbseinkünfte in den Nachbarländern. In der Schweiz leben wir trotz den turbulenten letzten Monaten in Freiheit, Frieden und Wohlstand. Unsere Generation steht in der Verantwortung, diese ausserordentliche Situation zu bewahren und weiterzuentwickeln und die Zerstörung der Grundlagen unseres Erfolgs zu verhindern.

Die Basis für unsere komfortable Situation wurde von den uns vorangehenden Generationen gelegt. Unsere Vorfahren haben Durchhaltevermögen an den Tag gelegt, als sie die grossen Verkehrsinfrastrukturen gebaut haben – das Bahnnetz mit alpendurchquerenden Linien an Gotthard, Simplon und Lötschberg, die visionäre Bahn aufs Jungfrauoch, das – leider immer noch unvollendete – Autobahnnetz, die neuen Basistunnels. Alle diese Projekte

brachten und bringen ihre Früchte nicht der Generation, die sie realisiert hat, sondern den nachkommenden Generationen. Oft ist diese Langfristigkeit in heutigen Projekten zu vermessen, trotz (oder wegen?) der ständigen Anrufung einer angeblichen Nachhaltigkeit.

Unsere Vorfahren haben Verantwortung wahrgenommen und vorausschauend gehandelt. So wurde vor der Elektrifizierung des Eisenbahnverkehrs die einheimische Stromversorgung ausgebaut. Heute machen wir es umgekehrt: Wir stellen grosse Kraftwerke ab und wollen gleichzeitig den Strassenverkehr elektrifizieren. Niemand weiss, wie wir unsere Elektroautos in Zukunft aufladen werden.

Unsere Vorfahren haben den Wert der Arbeit hochgehalten. Freiheit und Wohlstand beginnt damit, am Morgen früher aufzustehen als die anderen, an der Arbeit nach Perfektion und Effizienz zu streben und abends als Letzter das Licht zu löschen. Ich bin manchmal entsetzt zu sehen, wie heute wichtige Positionen in Politik und staatsnahen Unternehmungen mit Leuten besetzt werden, die nie im Leben einer richtigen Arbeit nachgegangen sind, nie einen Franken Mehrwert geschaffen haben, nie wirtschaftlich Verantwortung getragen haben. Es ist nicht erstaunlich, dass gerade aus solchen Kreisen der Ruf nach weiter steigender Steuerlast ertönt. Wer bedingungslos Einkommen und Sozialleistungen ausrichtet, begibt sich in den Niedergang.

Von unseren Vorfahren lernen wir auch, eine bestehende Ordnung zu respektieren. Wer respektiert werden will, muss andere respektieren. Wer Gewalt ausübt, wer sich das Eigentum anderer aneignet, wer gegenüber anderen Menschen respektlos auftritt, führt das Land nicht in eine gute Zukunft, auch wenn er sich mit schönen Theorien des Antirassismus oder Klimaschutzes

in das Gewand des guten Menschen kleidet. Von unseren Vorfahren lernen wir auch, uns weiterzuentwickeln. Eine konservative Grundhaltung ist das Fundament, um neue Herausforderungen anzupacken. Eine freie, an Werten orientierte Wirtschaft ist die Voraussetzung dafür, dass Kreativität gelebt wird und neues entsteht. Die vor allem in der Suisse Romandie ansässige, weltberühmte Schweizer Uhrenindustrie möge als Beispiel gelten. Ein kapitalistisches Wirtschaftssystem ermöglicht den Mitteltransfer von gesättigten, wohlhabenden Schichten zu Initiativen, aufstrebenden Unternehmen.

Ein weiterer Grund für den Erfolg unseres kleinen Landes liegt darin, dass wir Politiker nicht abschliessend entscheiden. Wir sind dem Volk, das alle paar Monate an die Urne geht, Rechenschaft schuldig. Wir müssen unsere Projekte erklären. Der Gottesbezug in der Bundesverfassung zeigt, dass wir auch einer höheren Macht, Gott dem Allmächtigen, dem Schöpfer von Himmel und Erde, Rechenschaft schuldig sind. Im 20. Jahrhundert haben linke und rechte Ideologien Gott für tot erklärt, den Menschen zum Mass aller Dinge gemacht und Millionen in den Tod geführt. Wir sollten aus der Geschichte lernen.

Im Frühling 2021 ist die Schweiz zu guten Teilen von Werten geprägt, die zum Erfolg führen, doch in vielem sind wir vom Pfad der Tugend abgewichen, und die Kräfte, die weiter in die falsche Richtung drängen, sind stark. Lassen wir uns davon nicht entmutigen.

Pierre Alain Schnegg ist SVP-Regierungsrat des Kantons Bern und Vorsteher der Gesundheits-, Sozial- und Integrationsdirektion.



VIP-Arrangement: «Giardino Ascona» Appetit auf Dolce Vita

Das Fünf-Sterne-Designhotel «Giardino Ascona» am Lago Maggiore ist der perfekte Ort, um den Heisshunger nach dem süssen Nichtstun zu stillen. Nach einem Umbau im Winter 2020 erstrahlt das Fünf-Sterne-Haus in völlig neuem Glanz.

Ganz im Süden der Schweiz geniessen Sie im «Giardino Ascona» die schönsten Seiten des Lebens. Das Anwesen im toskanischen Stil, der prachtvolle Garten mit dem Seerosenteich, zahlreiche Lounges und Terrassen, drei Restaurants und ein Spa – das ist das Rezept für einen unvergesslichen Aufenthalt. Inmitten der Tessiner Natur geniessen Sie Ihren Aufenthalt mit sämtlichen Sinnen. Nichtstun ist keine Pflicht – Sie allein bestimmen, was für Sie Erholung ist.

Die grosszügigen Zimmer sind hell und stilvoll eingerichtet. Edle Materialien, natürliche Hölzer und kühle Stoffe machen die Räume zu Oasen der Entspannung. Haben Sie Lust auf lokale und saisonale Küche? Dann erwarten Sie mediterrane Köstlichkeiten im «Hide & Seek» (ausgezeichnet mit 15 Gault-Millau-Punkten). Und mit dem «Ecco» (ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten) beherbergt das «Giardino Ascona» zudem das beste Restaurant weit und breit.

Gönnen Sie sich eine Auszeit für Körper und Geist. Massagen, Kosmetik, Fitness, Pool oder Sauna – im «dipiù»-Spa finden Sie alles, was Ihr Wohlbefinden steigert. Hier können Sie einfach die Welt um sich herum vergessen und endlich neue Energien tanken.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot Hotel «Giardino Ascona»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im DZ «Morgensonne»
- Upgrade DZ «Süd» (nach Verfügbarkeit)
- Willkommensgetränk und VIP Amenity
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- 1 Dinner (3-Gang) im «Hide & Seek»
- Eintritt in den «dipiù»-Spa
- 10 % Rabatt auf Spa-Behandlungen (exkl. Ayurveda-Therapien)
- City- und Mountainbikes zur Verfügung
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel
- Ticino-Ticket

Spezialpreise

(pro Nacht für 2 Personen im DZ):

Sonntag bis Donnerstag: Fr. 575.– pro Nacht (statt Fr. 825.–)

Freitag und Samstag: Fr. 675.– pro Nacht (statt Fr. 935.–)

Buchung:

Gültig ab 2 Übernachtungen vom 26. März bis 30. Oktober 2021 (ausgenommen 1.–4. April, 13.–15. Mai, 21.–23. Mai, 3.–5. Juni sowie zwischen 2. Juli und 22. August).

Das Kontingent ist limitiert. Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an: reservation@giardino.ch Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
www.giardinohotels.ch/ascona

Ringelreihen um Brüssel

Seit sich Bundespräsident Parmelin für ein Treffen mit der EU-Spitze anerbaten hat, herrscht ein Theater. Wer soll mitreisen?

Über die Ostertage liess Bundespräsident Guy Parmelin (SVP) die Katze aus dem Sack: «Wenn es nötig ist, werde ich selbstverständlich nach Brüssel reisen», sagte der Wirtschaftsminister, als gelte es, im Namen des Volkes und des Vaterlandes eine Heldentat zu vollbringen. Zum neuen Winkelried taugt der Waadtländer nicht; der Romand hat das Nettsein, die Anständigkeit beinahe zur Staatsräson erhoben. Eilfertig bemüht er sich, die Wogen zu glätten – wie vor einigen Wochen, als er sich schützend vor Kollege Alain Berset stellte, weil dieser von der SVP wegen seines Corona-Krisenmanagements attackiert wurde.

Will der gute Mensch aus Bursins der EU nun in Watte verpackt darlegen, dass aus dem institutionellen Rahmenvertrag nichts wird? Dass hierbei ein grosser Wurf gelingen könnte, glauben bloss noch Euro-Turbos vom Schlege eines Eric Nussbauers (SP) oder einer Tiana Angelina Moser (GLP).

Natürlich gibt es auch viele wohlgemeinte Ratschläge, Tipps und Alternativen, wie man dieses Abkommen retten könnte. Zu einem Vertrag auf Zeit raten die Wirtschaftsvertreter Walter Kielholz und Valentin Vogt. Den Rahmenvertrag sistieren, schlagen andere vor. Der Zeitpunkt, zu dem der Bundesrat im EU-Dossier Farbe bekennen muss, rückt aber näher.

Dreimal das Gleiche?

Nur schon bei der Frage, wer nach Brüssel reisen soll, um der EU-Spitze die unangenehme Botschaft zu überbringen, führte der Bundesrat in den letzten Wochen eine Art Ringelreihen auf. Gut, Bundespräsident Parmelin hat sich zwar angeboten. Aber ist seine Präsenz zwingend nötig? Könnte man die Übung nicht an seinen Vizepräsidenten, Aussenminister Ignazio Cassis (FDP), delegieren? Schliesslich ist es dessen Geschäft. Warum soll nicht gleich noch einer der beiden SP-Bundesräte mitreisen, aus deren Reihen mitunter die eifrigsten Verfechter für den Rahmenvertrag kommen?

Der Luzerner Ständerat Damian Müller (FDP) brachte die Idee einer Dreierdelegation auf. Geht es nach ihm, soll der bundesrätliche EU-Aus-



Seifenoper um den Rahmenvertrag: Politiker Parmelin.

schuss – dem nebst Parmelin und Cassis auch Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) angehört – die EU-Spitze treffen. Marco Chiesa, SVP-Präsident und Ständerat, findet: «Ein solches Aufgebot wäre wohl zu viel der Ehre.»

Man kann sich fragen, wozu ein solch übertriebenes Aufgebot gut sein soll, zumal die

Was erhofft sich Guy Parmelin von seiner Reise nach Brüssel? Ruhm und Ehre?

Bundesräte bloss die Meinung des Gesamtbundesrats vertreten dürfen. Und dreimal das Gleiche wiederholen, macht es nicht besser. Aber wieso soll überhaupt ein Bundesrat nach Brüssel? Zeigt dieses personelle Hin und Her nicht auf, wie die Regierung in der EU-Frage von einer Angstkultur getrieben ist? Angst vor den Retourkutschen der EU? Wäre nicht Selbstsicherheit gefragt?

Trotzdem: Chiesa ist es lieber, wenn Cassis nicht alleine nach Brüssel fährt und stattdessen Parmelin mitgeht. Aus anderen Departementen hört man nämlich, der Aussenminister

würde liebend gerne den Rahmenvertrag unterzeichnen. Cassis aber ist Realpolitiker genug, um einzusehen, dass er dafür im Moment keine Mehrheit hat.

Sein Departement macht ein grosses Geheimnis daraus, wie die Gespräche mit der EU bisher verliefen. Längst ist durchgesickert, dass seine Chefunterhändlerin, Staatssekretärin Livia Leu, bei den sogenannten technischen Gesprächen über die umstrittenen Punkte zum Rahmenvertrag grossartig scheiterte. Die EU war nicht bereit, beim Lohnschutz und beim Zugang zur Sozialhilfe Zugeständnisse zu machen. Laut NZZ ist die EU der Schweiz dagegen bei den staatlichen Beihilfen leicht entgegengekommen. Das sind Peanuts.

Reiz des Neins

Am Grundproblem ändert sich ohnehin nichts: Der Rahmenvertrag bedeutet für die Schweiz einen massiven Souveränitätsverlust. Oder wie es der frühere Schweizer Botschafter Paul Widmer sagte: «An den Kernproblemen, nämlich der dynamischen Rechtsübernahme und der Rolle des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) bei Streitfällen, wird kein Jota geändert.» Kurz: Der Vertrag ist inakzeptabel.

Was erhofft sich Bundespräsident Parmelin von seiner Reise nach Brüssel? Ruhm und Ehre? Seine Entourage hat sich für solche Fragen die perfekte Sprachregelung zurechtgelegt: Es sei für den Bundespräsidenten attraktiv, wenn er in Brüssel ein Nein zum Rahmenvertrag verkünden könne, heisst es. Für den Wirtschaftsminister sei es ebenso reizvoll, der EU gegenüber ausführen zu können, dass die Schweiz den bilateralen Weg weiterverfolgen möchte.

Wahrscheinlich geht es vor allem darum, dass Parmelin sich als Macher positionieren kann, der die Seifenoper um den Rahmenvertrag in irgendeiner Weise beendet hat. Denn: Welcher Bundesrat mag es nicht, wenn ihm die Medien staatsmännisches Format attestieren, so wie bei Parmelin kürzlich geschehen, als er mit seiner Brüssel-Reise vorpreschte. Auch der freundliche Romand ist gegen die Verlockungen der Macht nicht gewappnet.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Vielleicht hat sich die Union inzwischen für einen Kanzlerkandidaten entschieden. Bei Redaktionsschluss am Dienstagabend ist das Rennen offen. CDU-Chef Armin Laschet liegt vorne. Doch er spürt den Atem seines CSU-Kollegen Markus Söder im Nacken.

Okay, das ist leicht übertrieben. Söder verbirgt seinen Mund selbstverständlich hinter einer FFP2-Maske, wie er das als Ministerpräsident in Bayern vorgeschrieben hat.

Am Montag trat er vor die Medien, nachdem ihn das CSU-Präsidium als Kanzlerkandidaten vorgeschlagen hatte. Ruhig sprach er von der grossen Aufgabe, die vor der Union liege. Es könnte der schwerste Wahlkampf seit 1998 werden. Damals ging nach sechzehn Jahren die Ära Kohl zu Ende. Nun tritt Angela Merkel nach sechzehn Jahren als Kanzlerin ab.

Noch vor ein paar Jahren brauchte es die eine oder andere Mass, um sich einen Kanzler Söder vorzustellen. Der Mann konnte froh sein, wenn er bayrischer Ministerpräsident werden würde. Amtsinhaber Horst Seehofer hatte eine diebische Freude daran, seinen Rückzug aus der Politik hinauszuzögern und den ungeliebten Aspiranten schmoren zu lassen. Im März 2018 war es dann doch so weit. Zehn Monate später übernahm Söder auch den Parteivorsitz.

Damit war er in Bayern so etabliert wie einst Franz Josef Strauss und Edmund Stoiber. Diese beiden, der Meister und sein Meisterschüler, sind die grossen Persönlichkeiten der Parteigeschichte. Sie hatten es als CSU-Chefs zu Kanzlerkandidaten der Union gebracht. Stoiber verpasste die Wahl nur ganz knapp.

Dass Söder ihnen jemals nachfolgen könnte, schien noch Anfang 2020 ausgeschlossen. Zwar nannte ihn Stoiber einmal seinen «politischen Ziehsohn». Aber die Gegner bezeichneten Söder lieber als «intellektuell erbärmlich» oder als einen «Mann ohne Werte», wie es einmal in einem Porträt hiess.

Dann, im Februar 2020, gab die designierte Merkel-Nachfolgerin Annegret Kramp-Karrenbauer überstürzt ihren Rücktritt als CDU-Che-

Söder mag Stoibers politischer Ziehsohn sein. Vor allem aber ist er Merkels Meisterschüler.

fin bekannt (es ging um die Wahl des Ministerpräsidenten in Thüringen – erinnert sich noch jemand?). Und dann kam Corona, und für Söder begann die Zeit seines Lebens.

Als bayrischer Gesundheitsminister hatte er einst die bundesweite Einführung einer Hygieneampel für Lebensmittelbetriebe verhindert. Nun erfand er sich als Deutschlands unerschrockenster Kammerjäger neu. Mit jeder weiteren Massnahme gegen das Virus in Bayern wuchs seine Popularität in der ganzen Bundesrepublik. Seit einem Jahr hält dieser Höhenflug nun schon an. Neuerdings gilt er als beliebtester Politiker Deutschlands.

Wer hätte das gedacht? Jahrelang leitete Söder die Abteilung Attacke der CSU. Nur ein Beispiel: «In Klassenzimmer gehören Kruzifixe und keine Kopftücher.» FDP-Chef Christian Lindner sagte einmal, Söder verhalte sich wie ein «pubertierender Schulhofschläger». Die Biografie, die 2018 über ihn erschien, hiess folgerichtig «Politik und Provokation». Inzwischen haben die beiden Autoren mit einem

neuen Buch nachgelegt. Titel: «Markus Söder – Der Schattenkanzler».

Dass Söder ein Verwandlungskünstler ist, zeigt er auch gern an der «Fastnacht in Franken». Das Bayrische Fernsehen überträgt die Veranstaltung jedes Jahr live. Söder erschien schon als Gandalf, Dragqueen, Shrek, Gandhi, Stoiber und Prinzregent Luitpold von Bayern.

Unzweifelhaft hat er ein Talent für den dramatischen Auftritt. An der Pressekonferenz vom Montag sprach er ohne Atemschutzmaske. Sobald die Journalisten zu ihren kurzen Fragen ansetzten, setzte Söder die Maske auf. Es war ein faszinierendes Schauspiel.

Gut möglich, dass Laschet sich am Ende trotzdem durchsetzt. Doch eigentlich drängt sich Söder als Nachfolger Merkels geradezu auf. Kaum jemand ist ihr so ähnlich, auch wenn die beiden auf den ersten Blick unterschiedlicher kaum sein könnten.

Als die leise Merkel sich 2005 erstmals für die Kanzlerschaft bewarb, tat sie dies mit einem neoliberalen Programm. Inzwischen hat sie dreimal mit der SPD koalitiert und aus der CDU eine Partei der sozialdemokratischen Mitte gemacht.

Der laute Söder schimpfte noch 2018, die Grünen stünden «für Bevormundung, für Fahrverbote, für unbegrenzte Zuwanderung, für höhere Steuern». Nun umschleicht er wie ein verliebter Teenager den möglichen Koalitionspartner. An Grünen-Co-Chef Robert Habeck bewundert er den «philosophischen Blick auf die Politik».

Der geschmeidige Markus Söder mag Stoibers politischer Ziehsohn sein. Vor allem aber ist er Merkels Meisterschüler.

«Ich möchte mit Vorurteilen aufräumen»

Die Linke müsse ihre Haltung zu Migration, Nationalstaat und Identitätspolitik überdenken. Das fordert Sahra Wagenknecht, die interessanteste Linkspolitikerin Europas.

Erik Ebnetter und Roger Köppel

Weltwoche: Frau Wagenknecht, der zentrale Begriff in Ihrem neuen Buch ist «Lifestyle-Linke». Was meinen Sie damit?
Sahra Wagenknecht: In linken Parteien gibt es heute Leute, die sich kaum mehr für das Ur-Anliegen der Linken interessieren. Das Ur-Anliegen ist: Einsatz für Menschen, die es schwer haben und über wenig Aufstiegschancen verfügen. Stattdessen definieren sich diese angeblichen Linken über Haltungsnoten und Lebensstilfragen. Sie verstehen sich als Weltbürger und verachten – man muss es leider so sagen – die Werte, die Lebensweise, die Kultur der einfachen Leute.

Weltwoche: Wie ist es dazu gekommen?

Wagenknecht: In linken Parteien gewinnen die sogenannten Linksliberalen an Einfluss. Diese verbinden eine neoliberale Wirtschaftspolitik mit einer angeblich linken Identitätspolitik. Das heisst, man beschäftigt sich obsessiv mit den Unterschieden zwischen Menschen unterschiedlicher Abstammung oder mit sexuellen Orientierungen. Nehmen wir Deutschland: Die SPD schuf als Regierungspartei einen riesigen Niedriglohnsektor. Vor allem Frauen und Nachfahren aus Einwandererfamilien werden seither in miserabel bezahlte Jobs abgedrängt. Gleichzeitig schafft man Stellen für Frauen- und Antidiskriminierungsbeauftragte, um das linke Gewissen zu beruhigen. Doch letztlich befördert man so die Ungleichheit, die man zu bekämpfen vorgibt. Darum ist auch die Bezeichnung «linksliberal» irreführend. Liberale streiten für gleiche Rechte. Identitätspolitik ist kein Kampf um Gleichheit, sondern um Sonderrechte.

Weltwoche: Die «Heiligsprechung der Ungleichheit» nennen Sie das in Ihrem Buch.

Wagenknecht: In diesem Denken dreht sich alles um die Distanz zur Mehrheitsgesellschaft, um Opferstatus. Es ist unwichtig, was jemand sagt; wichtig ist, wer etwas sagt. Diese Identitätspolitik ist an amerikanischen Eliteuniversitäten entstanden. Nach ihrer Logik kann eine schwarze Studentin, deren Eltern sich die Jahresgebühr von mehreren zehntausend Dollar leisten können, den weissen Hausmeister

auffordern, seine Privilegien zu checken. Diese Ideen sind nach Europa übergeschwappt, in die Universitäten, die Medien, letztlich auch die linken Parteien.

Weltwoche: Wie erklären Sie sich das?

Wagenknecht: Es ist natürlich viel einfacher, die Sprache zu reglementieren, als einen höheren Mindestlohn durchzusetzen. Bei Ersterem gibt es kaum Widerstand, sogar die grossen Unternehmen machen mit. Bei echten sozialen Forderungen muss man sich dagegen mit einflussreichen Lobbys anlegen. Also konzentriert man sich lieber auf symbolische Kämpfe um Sprache und Lebensstil, denn einem selbst geht es sozial ja gut. Es ist eine Art inszeniertes Linkssein. Mit linken Traditionen hat es letztlich nichts zu tun.

Weltwoche: Sie sagen, diese Linksliberalen seien weder links noch liberal. Was sind sie

«Es ist eine Art inszeniertes Linkssein. Mit linken Traditionen hat es letztlich nichts zu tun.»

dann? Wie würden Sie den «Lifestyle-Linken» politisch einordnen?

Wagenknecht: Er lässt sich nicht im klassischen Links-rechts-Schema verorten. Er vertritt eine Ideologie, die heute als links gilt. Gemessen am Kernanliegen linker Politik, also sozialer Gerechtigkeit, ist das falsch. Es gibt keinen Twitter-Sturm, wenn ein Unternehmen die Löhne drückt. Aber wehe, wenn es eine angeblich sexistische Werbung schaltet. Lifestyle-Linke beschäftigen sich mit Symbolpolitik. Ist eine Anrede gendergerecht? Hat eine Strasse einen falschen Namen?

Weltwoche: Zürichs rot-grüne Stadtregierung hat beschlossen, gewisse Inschriften auf alten Gebäuden wegzupinseln. Es geht um Bezeichnungen wie «Zum Mohrentanz».

Wagenknecht: In Deutschland gibt es ein Restaurant «Zum Mohrenkopf». Geführt wird es von einem sympathischen Mann mit schwarzer Hautfarbe. Er fand diesen Namen gut. Jetzt wird er als Rassist geächtet. Das ist nur noch ab-

surd. Die meisten Leute haben ohnehin andere Sorgen. Sie fragen sich, wie sie mit ihrem Lohn durch den Monat kommen oder welche Rente sie zu erwarten haben. Oder wie sie die ewigen Lockdowns der Corona-Zeit überstehen.

Weltwoche: Ist Identitätspolitik ein Wohlstandsphänomen?

Wagenknecht: Ja, sie handelt von Fragen, die vor allem ein gutsituiertes Milieu interessieren: urban, kulturell engagiert, akademisch gebildet. Diese Leute sind sozial meist abgesichert. Nicht dass jeder Akademiker einen tollen Job hat – diese Zeiten sind vorbei. Aber Lifestyle-Linke kommen häufig aus wohlhabenden Akademikerfamilien und haben einen guten Lebensstandard. Mit ihren Debatten verschrecken sie viele Menschen, die linke Parteien eigentlich gewinnen sollten.

Weltwoche: Die Grünen machen alles, was Sie kritisieren, und sind damit erfolgreich.

Wagenknecht: Sie erreichen damit eine bestimmte Klientel. 25 bis 30 Prozent der Bevölkerung arbeiten heute in gutbezahlten Dienstleistungsberufen für Hochschulabsolventen. Das ist das Milieu der Grünen, ein neues Bürgertum. Sozialdemokraten und andere Linke sollten nicht versuchen, mit den Grünen vor allem um diese Wähler zu konkurrieren. Wenn wir sein wollen wie die Grünen, verlieren wir die Menschen, die wir eigentlich vertreten sollten: Arbeiter, Geringverdiener, die klassische Mittelschicht. Besonders Arbeiter wählen heute rechts.

Weltwoche: Gibt es in Deutschland einen Rechtsrutsch, wie es in den Medien heisst?

Wagenknecht: Laut Umfragen werden die Menschen immer liberaler. 85 Prozent sind heute in Deutschland davon überzeugt, dass die Ehe für alle richtig ist. Auch echter Rassismus lässt sich in Umfragen kaum noch ermitteln. Ein ausländischer Schwiegersohn war in den sechziger Jahren noch für viele Eltern ein Problem. Heute ist das kein Thema mehr.

Weltwoche: Wie erklären Sie sich dann diese Deutung in den Medien?

Wagenknecht: Auch unter Journalisten gibt es nicht wenige Lifestyle-Linke. Statt nachzu-



«*Emotionen ersetzen Argumente*»: Bundestagsabgeordnete Wagenknecht in ihrer Wohngemeinde Merzig, Saarland.

denken, warum sich so viele Menschen von den linken Parteien nicht mehr vertreten fühlen, machen sie ihnen Vorwürfe. Schnell heisst es dann, diese Menschen seien rechts geworden. Die Begriffe werden neu definiert. Wenn jeder, der Zuwanderung begrenzen will, ein Rassist ist, dann haben wir tatsächlich ein ernstes Rassismusproblem. Letztlich tut man damit den Rechten einen riesigen Gefallen: Man treibt ihnen die Leute in die Arme.

Weltwoche: Können sich Parteien wie die SPD oder Die Linke der Identitätspolitik überhaupt verweigern? Diese ist doch eine Art Leitkultur im öffentlichen Gespräch geworden.

Wagenknecht: Es gibt einen grossen Druck, diese Positionen zu übernehmen. Da sind sprachmächtige Meinungsführer, die viel Zeit haben, ihre Twitter-Maschinen in Gang zu halten. Ich selbst habe das auch immer wieder erlebt, gerade jetzt erst wieder, als ich verdächtigt wurde, eine Rechte und Rassistin zu sein. Letztlich ging es nur darum, meine Wiederaufstellung für den Bundestag zu verhindern.

Weltwoche: Ein Satz aus Ihrem Buch machte die Runde: Die «Lifestyle-Linken» entdeckten «immer skurrilere Minderheiten».

Wagenknecht: Als ob ich damit gesagt hätte, dass diskriminierte Menschen eine skurrile Minderheit seien. Es geht darum, dass mittels Identitätspolitik immer skurrilere Kleingruppen formiert werden, die dann sagen können: «Ich bin ein Opfer, und da ich ein Opfer bin, darf mich niemand kritisieren.» Am Ende hat die Mehrheit mich trotzdem wieder als Kandidatin für den Bundestag nominiert. Das zeigt: Es lohnt sich, zu kämpfen.

Weltwoche: Die «Lifestyle-Linken» sind laut und schrill. Ist das ein Zeichen von Stärke oder von Schwäche?

Wagenknecht: Beides. Gesellschaftlich schwindet der Rückhalt linker Parteien, gerade weil sie mit diesen abgehobenen Debatten in Verbindung gebracht werden. Aber weil diese Richtung so laut ist, kann sie ihre öffentliche Meinungsführerschaft zumindest teilweise immer noch behaupten.

Weltwoche: Wo sehen Sie die grösste Gefahr der Identitätspolitik?

Wagenknecht: Sie bedroht eine grosse Erregungenschaft der Aufklärung: die rationale Debatte. Emotionen ersetzen Argumente. Das Herangehen lässt sich so beschreiben: Wenn ich ein bestimmtes Erlebnis durchgemacht, eine bestimmte Kränkung erfahren habe, ist das mein singuläres Erleben, und wer das nicht auch erlebt hat, der darf mit mir gar nicht diskutieren.

Weltwoche: Wir dürften dieses Interview mit Ihnen also gar nicht machen, da wir keine Frauen sind?

Wagenknecht: Das Interview dürfen Sie machen. Sie dürfen mich nur nicht kritisieren, weil Sie nicht wissen, wie sich ein Leben als Frau

anfühlt. Das ist die identitätspolitische Logik. Und sie gilt auch für Fragen der Herkunft: Einwanderer sollen sich keine Kritik von Einheimischen anhören müssen. Dabei hat es in der Linken traditionell nie eine Rolle gespielt, welche Gene einer hat. Menschen nach ihrer Abstammung in unterschiedliche Schubladen zu stecken, war immer eine Herangehensweise der extremen Rechten.

Weltwoche: Helmut Hubacher, ein klassischer Schweizer Linker, sagte einmal, der grosse Fehler der Sozialdemokratie sei gewesen, das Thema Zuwanderung den Rechten zu überlassen. Sie äussern sich in Ihrem Buch ähnlich. Eine ungebremste Zuwanderung bedrohe den Sozialstaat. Damit sind Sie in Deutschland die grosse Tabubrecherin.

Wagenknecht: Die ehemalige SPD-Arbeitsministerin Andrea Nahles wagte einmal einen zaghaften Versuch, als sie sagte, man könne nicht jeden aufnehmen. Die Empörung war riesig, so als hätte sie zu einer unvorstellbaren Untat aufgerufen. Dabei hat sie einfach verteidigt, was immer deutsche Regierungspolitik war, mit Ausnahme der Jahre 2015, 2016.

Weltwoche: Trotzdem, Sie gehen jetzt mit diesem Thema nach vorne, als einzige deutsche Linke. Dabei ist es doch offensichtlich: Die Linken müssen den Sozialstaat verteidigen. Wenn man die Grenzen abschafft, geht der Sozialstaat zugrunde. Warum ist das so tabuisiert?

Wagenknecht: Man fürchtet sich vor dem falschen Vorwurf, ein Rassist zu sein. Viele haben auch wirklich das Gefühl, eine Poli-

«Viele haben wirklich das Gefühl, eine Politik der offenen Grenzen sei ein Gebot der Solidarität.»

itik der offenen Grenzen sei ein Gebot internationaler Solidarität. Dabei ist das Gegenteil richtig. Die Folgen für Arbeitsmarkt und Sozialstaat in wohlhabenden Ländern sind hochproblematisch, aber eben auch die Folgen für die wirtschaftliche Entwicklung der Herkunftsländer. Es sind eher bessergebildete Mitglieder der Mittelschicht, die es nach Europa schaffen. Zurück bleiben die Ärmsten. Linke Politik müsste sich eigentlich um die kümmern: durch andere Handelsverträge und mehr Geld für das Uno-Flüchtlingskommissariat. Es gibt allerdings auch linke Parteien, die hier einen vernünftigeren Weg gehen. In Dänemark etwa die sozialdemokratische Premierministerin Mette Frederiksen.

Weltwoche: Frederiksen sagt: «Wir müssen darauf achten, dass nicht zu viele Flüchtlinge in unser Land kommen, sonst könnte unser sozialer Zusammenhalt nicht existieren. Er ist bereits in Gefahr.» Gilt das auch für Deutschland?

Wagenknecht: Ja, sie hat völlig recht. Dänemark hat einen starken Sozialstaat, der könn-

te nicht fortbestehen, wenn es zu viel Migration gibt.

Weltwoche: Wären Sie bereit, die Zahl von null Asylgesuchen für Deutschland zu fordern, wie Premierministerin Frederiksen das in Dänemark tut?

Wagenknecht: Asyl ist ein ganz anderes Thema. Wer politisch verfolgt wird, wem etwa in der Türkei aus politischen Gründen viele Jahre Gefängnis drohen, der muss in der EU Aufnahme und Schutz finden. Es geht um die Begrenzung von Arbeitsmigration.

Weltwoche: Ihr Buch ist auch ein Plädoyer für den Nationalstaat. Wie kommt das bei Ihren Kollegen in der Linkspartei an?

Wagenknecht: Das ist unterschiedlich. Es gibt einen Flügel, der lehnt das prinzipiell ab. Andere sehen es ähnlich wie ich. Diese Gruppe wächst. Wer war denn handlungsfähig in der Corona-Krise? Es war der Nationalstaat. Inzwischen wünscht sich in Deutschland wohl jeder, die Regierung hätte das Impfmanagement selbst in die Hand genommen, statt es an die EU zu delegieren. Ich bin ja kein Fan von Boris Johnson. Aber er wurde in der deutschen Presse als Clown lächerlich gemacht. Nun öffnen in Grossbritannien die Pubs. Und Deutschland steht vor dem nächsten Lockdown. Es scheint also gar nicht so schlecht zu sein, von Clowns regiert zu werden.

Weltwoche: Eigentlich gilt in Deutschland doch: Wer von Nationalstaat redet, ist erledigt.

Wagenknecht: Das ist ein Grund, weshalb ich das Buch geschrieben habe. Ich möchte mit Vorurteilen aufräumen. Ein Vorurteil lautet, «Nation» sei eine ethnisch definierte Grösse. Das ist Quatsch. Die Deutschen sind ethnisch äusserst vielfältig. Allerdings gibt es eine gemeinsame Geschichte und Kultur, die für Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit sorgt. In einer Demokratie ist die Regierung erst einmal den Bürgern ihres Landes verpflichtet. Das heisst aber nicht, dass wir uns im Ausland wie Egoisten aufführen sollten.

Weltwoche: Was heisst es denn konkret, zum Beispiel in Europa?

Wagenknecht: Ich bin für eine gute europäische Zusammenarbeit: keinen Superstaat, sondern eine Konföderation souveräner Demokratien. Das bedeutet, dass die EU-Kommission keine Vollmachten mehr hätte, dirigistisch in die einzelnen Länder hineinzuregieren.

Weltwoche: Viele linke Politiker träumen von einer europäischen Sozialunion. Sie auch?

Wagenknecht: Das ist für die nähere Zukunft eine Illusion. Dafür ist die gemeinsame europäische Identität nicht stark genug. Die meisten Menschen verstehen sich in erster Linie als Bürger ihres Landes und erst dann als Europäer. Aber ein Sozialstaat beruht nun einmal auf der Bereitschaft zur Solidarität, die nur da vorhanden ist, wo es ein ausgeprägtes Wir-Gefühl gibt. Damit sind Sozialstaaten abseh-

bar nur auf nationaler Ebene möglich. Es gibt keine Akzeptanz für grosse Transfers etwa von Nord nach Süd in Europa. Das muss man akzeptieren.

Weltwoche: Wie deuten Sie den Brexit?

Wagenknecht: Er war eine logische Folge falscher Politik. Tony Blair hat den Arbeitsmarkt für Osteuropäer sieben Jahre früher als andere Länder geöffnet. Da Englisch die verbreitetste Sprache ist, strömten Millionen Menschen nach Grossbritannien, die dort für Niedriglöhne zu arbeiten bereit waren. Manche Unternehmen warfen ihre ganze Belegschaft raus und stellten billige osteuropäische Arbeitnehmer ein. Dass die Leute irgendwann dagegen aufbegehren würden, war klar.

Weltwoche: In der Schweiz wird in der EU-Debatte viel über Souveränität geredet. Können Sie damit etwas anfangen?

Wagenknecht: Klar. Beim Brexit hiess es: *take back control*. Das ist ein ur-demokratisches Anliegen. Wähler wollen, dass die Regierung, die sie wählen, auch ihre Geschicke bestimmt, nicht ferne Technokraten, auf die sie keinen Einfluss haben.

Weltwoche: Die AfD hat dieser Tage gefordert, Deutschland solle aus der EU austreten. Wie sehen Sie das?

Wagenknecht: Seien wir ehrlich, Deutschland profitiert stark von der EU und vom Euro. Der Euro ist für die deutsche Wirtschaft viel zu schwach. Das heisst, unsere Industrie kann billig exportieren. Hinzu kommt: Deutschland ist relativ souverän. Die EU kann Deutschland nicht erpressen, wie sie etwa Griechenland erpresste.

Weltwoche: Das heisst, Sie sind gegen einen Austritt?

Wagenknecht: Deutschland sollte sich für eine Veränderung, einen Rückbau der EU einsetzen. Die Kommission hat heute viel zu viele Möglichkeiten der Einmischung in die nationale Politik. Sie hat die Felder, in denen sie Einfluss nehmen kann, immer mehr ausgeweitet. Und sie hat diesen Einfluss in der Regel genutzt, um Arbeitnehmerrechte zu schleifen, Privatisierungen voranzutreiben oder grossen Konzernen Vorrang auf lokalen Märkten

zu verschaffen. Zugegeben, früher sah ich das etwas anders.

Weltwoche: Was hat das Umdenken ausgelöst?

Wagenknecht: Ich habe als Europa-Abgeordnete aus der Nähe erlebt, wie die EU funktioniert.

Weltwoche: Boris Johnson auch, als EU-Korrespondent britischer Zeitungen.

Wagenknecht: Sehen Sie, man müsste mehr Leute nach Brüssel schicken. *(Lacht)* Aber ernsthaft: Die EU ist heute eine einzige grosse Wirtschaftslobby. Die Grossunternehmen schreiben die Gesetze, in Zusammenarbeit mit der Kom-

«Die meisten Menschen verstehen sich zuerst als Bürger ihres Landes und erst dann als Europäer.»

mission, und die Parlamentarier nicken diese Gesetze ab. Kein Wunder, dass die Konzerne von der EU so begeistert sind.

Weltwoche: Kann die Schweiz ein Vorbild sein für Deutschland, mit ihrer direkten Demokratie innerhalb nationaler Grenzen?

Wagenknecht: Ja, ich finde, wir brauchen dringend auch in Deutschland Elemente einer direkten Demokratie.

Weltwoche: Auch Donald Trump betonte die Vorteile des Nationalstaats. Er trat mit der Message «America first» an und klang teilweise wie ein Gewerkschafter. Er redete von «unseren Leuten», «unseren Arbeitern». Was hielten Sie davon?

Wagenknecht: Für mich war seine Wahl keine Überraschung. Ich war 2016 froh, nicht in den USA wählen zu müssen. Hillary Clinton war ja wirklich die Verkörperung von allem, was man nicht wollen kann.

Weltwoche: Warum?

Wagenknecht: Sie war die Inkarnation einer korrupten Politikerin, die von der Wall Street gekauft ist und die einfachen Leute verachtet. Wie soll man einen Arbeiter überzeugen, seine Stimme einer Frau zu geben, die ihn als «erbärmlich» bezeichnet? Da kann man nur noch sagen, Trump sei noch schlimmer. Aber Trump gab den Arbeitern bei seinen grossen Auftritten immerhin das Gefühl, er nehme sie ernst. Auch wenn er am Ende für sie nichts getan, sondern die Steuern der Reichsten gesenkt hat.

Weltwoche: Angenommen, Sie stünden selber vor Tausenden Menschen. Das wären aber keine Arbeiter, sondern «Lifestyle-Linke». Wie lautete Ihre Botschaft?

Wagenknecht: Wer sich als links versteht, sollte sich für die Lebensrealität normaler Leute interessieren. Es geht um die klassischen Themen: Löhne, Renten, Steuern, soziale Gerechtigkeit. Man muss die Menschen und ihre Probleme ernst nehmen. Das heisst auch, ihre Kultur und ihre Werte zu respektieren. Was ist

schlecht daran, wenn sich jemand mit seinem Land identifiziert? Oder daran, Heimat als etwas Positives zu verstehen?

Weltwoche: Sie statuieren mit Ihrem Buch einen intellektuellen Führungsanspruch im linken Lager: Hier ist die Fahne, mir nach! Richtig?

Wagenknecht: Ich würde sagen, es ist ein Versuch, die Debatte im linken Spektrum zu beleben, um aus einer Sackgasse herauszukommen.

Weltwoche: Es ist doch mehr, eigentlich eine Ansage an die Linken: Hört zu, es läuft schief, wir müssen unsere Haltungen zu Identitätspolitik, Migration und Nationalstaat überdenken. Was ist Ihr Ziel? Sehen Sie sich an der Spitze einer Bewegung?

Wagenknecht: Erst einmal bin ich eine Autorin, die einen Vorschlag macht.

Weltwoche: Eigentlich müssten Sie versuchen, die Spitze der Linkspartei zu übernehmen. Oder besser noch: der SPD.

Wagenknecht: Ich möchte, dass eine linke Kraft entsteht, die stark genug ist, dieses Land zu regieren, damit wieder mehr sozialer Ausgleich und Zusammenhalt möglich wird. Ich bin überzeugt, dass wir mit meinen Ideen weit mehr Menschen erreichen könnten, als es die linken Parteien heute tun.

Weltwoche: Sie sind in der sozialistischen DDR aufgewachsen. Warum hat Sie diese Erfahrung nicht vom Linkssein abgeschreckt?

Wagenknecht: Zu DDR-Zeiten durfte ich nicht studieren. Aber ich war auch damals eine Linke. Für mich war die DDR mit ihrer zentralisierten Planwirtschaft, mit der Unterdrückung der Meinungsfreiheit nicht links. Deswegen musste ich nach dem Zusammenbruch auch meine Überzeugungen nicht aufgeben. Ich habe mich sicher weiterentwickelt und verändert, aber es gab in meinem Denken keinen Bruch.

Weltwoche: Wenn Sie es zum Schluss noch einmal auf den Punkt bringen: Warum sind Sie links? Was bedeutet Linkssein für Sie?

Wagenknecht: Die heutigen Gesellschaften sind zutiefst ungerecht. Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der echte Chancengleichheit besteht und die Anstrengung und Leistung des Einzelnen über seine Perspektive entscheidet, nicht die soziale Herkunft. Kinder aus ärmeren Familien haben heute viel schlechtere Bildungschancen als Kinder wohlhabender Eltern. Und wer nicht wenigstens Abitur macht, hat kaum noch Aussicht auf einen soliden Wohlstand. Viele schufteten, leben mehr als bescheiden und haben am Ende des Monats trotzdem ein leeres Konto. Das finde ich unerträglich. Diesen Menschen will ich eine Stimme geben. Darum bin ich links.

Mitarbeit: Roman Zeller

Sahra Wagenknecht: Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm – für Gemein Sinn und Zusammenhalt. Campus. 345 S., Fr. 39.90



WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo* und Apple* sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  **WELTWOCHEN**

PERSONENKONTROLLE

Simonazzi, Parmelin, Berset, Gössi, Chiesa, Keller-Sutter, Cassis, Gasser, Nause, Cameron, Johnson, Michel, von der Leyen, Erdogan



Übervertreten: Petra Gössi.



In der Höhle der Löwin: Charles Michel.

André Simonazzi, Verlautbarungsorgan, hatte anlässlich einer Pressekonferenz mit **Guy Parmelin** (SVP) und **Alain Berset** (SP) gute News. Der Vizekanzler erklärte auf eine Journalistenfrage, dass das Vertrauen der Bevölkerung in den Bundesrat intakt sei. Dies habe man anhand von Umfragen festgestellt. Allerdings fragt man sich, auf welche Befragungen er sich dabei abstützte. Bei der letzten Umfrage ging es bloss um Impfungen. Eine andere Umfrage vom Herbst 2020 ergab genau das Gegenteil: nämlich dass das Vertrauen in Bundesrat und andere Behörden erodiert. (hmo)

Petra Gössi, Schlaumeierin, wehrt sich gegen einen Angriff aus der SVP. Deren Präsident **Marco Chiesa** hatte den FDP-Bundesräten **Karin Keller-Sutter** und **Ignazio Cassis** wegen ihres zeitweiligen Linksdralls mit einer Abwahl gedroht. Die Reaktion von Parteichefin Gössi: Die SVP solle konsequent sein und wegen ihres Oppositionskurses aus dem Bundesrat austreten. Das käme der Schwyzerin wohl gelegen. Die FDP muss nämlich aufpassen, dass sie nicht einen ihrer Bundesratssitze verliert. Aber nicht wegen der SVP – sondern weil sie gemessen an ihrer Parteistärke in der Regierung derzeit übervertreten ist. (hmo)

Jörg Gasser, Hobby-Glaziologe, sorgt sich wegen des Klimawandels. Der Chef der Bankiervereinigung warnt, ein Nein zum neuen CO₂-Gesetz würde die Schweiz beim Klimaschutz weit zurückwerfen. Die Finanzbranche stelle sich deshalb klar hinter das neue Dekret. «Der Mensch ist nicht gut im Umgang mit langfristigen Entwicklungen», dozierte der frühere Vorsteher des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen. Doch gerade wenn es um zukunftsgerichtete Trends geht, haben die

Finanzinstitute jüngst nicht besonders vorausschauend gehandelt – das Bankgeheimnis oder die aktuelle Bussenorgie lassen grüssen. Banken und Gletscher haben einiges gemeinsam: Um beide steht es nicht zum Besten. (odm)

Reto Nause, Sheriff, will bei den Polizeiausgaben plötzlich sparen. Der Stadtberner Polizeidirektor spielt zwar gerne den Law-and-Order-Hardliner. Aber offenbar sind ihm jetzt die Patrouillen der Kantonspolizei Bern in seiner Stadt zu teuer geworden. Laut *Berner Zeitung* plant er den Aufbau einer unbewaffneten, billigeren Ortspolizei nach dem Vorbild der Londoner Bobbys. Diese sollen Präsenz markieren und der Bevölkerung ein Sicherheitsgefühl vermitteln. Die Idee ist allerdings nicht ganz frisch und sorgte schon vor Jahren für Heiterkeit, als sie von anderer Seite vorgetragen wurde. (hmo)

David Cameron, Brexit-Unglücksrabe, hat neue Probleme. Die britische Regierung untersucht die Lobbyarbeit des Ex-Premiers für die bankrotte australische Privatbank Greensill. Schadenfroher Zuschauer: **Boris Johnson**, Trinkkumpan aus Oxford und einst innerparteilicher Gegner. «Boris würde nichts lieber tun, als David vor einen Bus zu werfen», teilte ein Vertrauter des Regierungschefs mit. (ky)

Charles Michel, EU-Macho, wagte sich in die Höhle der Löwin. Erstmals nach «Sofagate» traf sich der EU-Ratspräsident wieder mit Kommissionschefin **Ursula von der Leyen**, die beim Treffen mit Staatschef **Recep Erdogan** in Ankara auf eine Ottomane verbannt worden war. Eine Aussöhnung des Euro-Pärchens fand nicht statt, obwohl der Vorfall das einzige Thema ihres Gesprächs war. Glückliche EU, die keine anderen Sorgen hat. (ky)



INSIDE WASHINGTON

Biden rührt mit imperialer Kelle an

Was steckt in einem Wort? Wenn es um «Infrastruktur» geht, bedeutet es genau das, was den regierenden Demokraten in den Kram passt. Bei Beratungen im Weissen Haus über sein – sage und schreibe – 2,3 Billionen Dollar schweres Haushaltsbudget sinnierte Präsident Joe Biden: «Es kommt darauf an, was wir als «Infrastruktur» bezeichnen.»

Traditionell bedeutet «Infrastruktur» Brücken, Strassen, Autobahnen und Häfen – das physische Rückgrat des amerikanischen Handels. Nicht für Biden. Der Plan des Weissen Hauses umfasst alle möglichen Ausgaben, einschliesslich Gesundheitsfürsorge, Klimawandel, Industriepolitik, kleine Unternehmen und Kindertagesstätten. Forscher der linken Denkfabrik Brookings Institution jubeln in der *New York Times*: «Der 2-Billionen-Dollar-Infrastrukturplan der Biden-Administration ist eine radikale Neuinterpretation dessen, was Infrastruktur bedeutet.» Nach eigenen Schätzungen der Regierung sind nur 115 Milliarden Dollar – weniger als 6 Prozent – des gigantischen Plans für die Infrastruktur vorgesehen.

Doch wie lässt sich das Geld für die Lieblingsprojekte und politischen Günstlinge eintreiben, wenn man eben erst vier Billionen Dollar für die Abfederung der Covid-19-Krise gesprochen hat? Die Demokraten-Barone beabsichtigen, den Unternehmenssteuersatz von 21 auf 28 Prozent zu erhöhen. In stillem Eingeständnis, dass die Erhöhung der Steuern für Unternehmen die amerikanische Wettbewerbsfähigkeit schwächt, versucht Finanzministerin Janet Yellen, ausländische Regierungen dazu zu bringen, ihre eigenen Firmensteuerzahler auszuquetschen. Das wird euphemistisch als «Harmonisierung» bezeichnet. Trefender ist der Ausdruck «Wirtschafts-imperialismus».

Amy Holmes

MÖRGELI

Eine Moralbank namens Raiffeisen

Ein überparteiliches Komitee hat das Referendum gegen die «Ehe für alle» zustande gebracht – aus der politischen, gesellschaftlichen oder religiösen Überzeugung heraus, dass die Ehe Mann und Frau vorbehalten bleiben sollte. Und aus Bedenken gegen das Adoptionsrecht schwuler Paare. Oder gegen den Zugang lesbischer Paare zu Samenspenden. Egal, wie man dazu stehen mag: Das Referendumsrecht gehört zu den ganz wichtigen Errungenschaften unserer direkten Demokratie.

Eigentlich setzt die Vorlage «Ehe für alle» zwingend eine Verfassungsänderung voraus. Dann wäre das Referendum nicht nötig geworden, die Volksabstimmung hätte obligatorisch durchgeführt werden müssen. Denn die geltende Verfassung sieht das Recht auf Ehe zwingend für Mann und Frau vor: «Es erstreckt sich weder auf Ehen zwischen Transsexuellen noch auf homosexuelle Ehen.» Doch das Parlament bog einmal mehr das Recht und will die «Ehe für alle» auf Gesetzesstufe einführen. Ist diese «Ehe für alle» erst einmal da, gibt es keine Begründung mehr, weshalb die islamische, afrikanische oder mormonische Vielehe nicht auch gestattet werden muss. Denn «alle» heisst «alle».

Jetzt verweigert die Raiffeisenbank Zug dem Komitee gegen die «Ehe für alle» ein Konto. Angeblich wegen des «Reputationsrisikos». Ausgerechnet die Raiffeisenbank spielt Sittenwächter und Moralapostel des Zeitgeists. Ausgerechnet die Raiffeisenbank sorgt sich um ihren guten Ruf und ihre Reputation. Sie beurteilt die Verteidiger der Ehe zwischen Mann und Frau als rückwärtsgerichtet, ewiggestrig und unappetitlich. Im Gegensatz zum parentief reinen Geldinstitut Raiffeisen.

Wer will sich noch erinnern, dass ebendiese blitzblank saubere Bank Raiffeisen erst noch die Strip- und Sumpfeskapaden ihres Geschäftsführers bezahlt haben soll? Und zwar mit dem Geld ihrer Kunden. Jetzt rümpft die feine Raiffeisenbank die Nase über die Gegner der «Ehe für alle». Wer die Moral verkündet, hat keine. Sobald die Sittenlehrer predigen, nimmt die Sittlichkeit ab. Die Raiffeisen-Sittsamen kennen wir sattsam.

Christoph Mörgeli

Lobbyisten statt Denker

Avenir Suisse profiliert sich neuerdings als Verfechter des Rahmenabkommens. Damit verrät sie ihren Kern.

Rudolf Walser

Für den Direktor von Avenir Suisse, Peter Grünenfelder, ist das institutionelle Abkommen Schweiz–EU (InstA) nicht nur als Basis für den zukünftigen wirtschaftlichen Fortschritt und Wohlstand der Schweiz «ohne gleichwertige Alternative», sondern darüber hinaus auch noch ihr Schutzschirm in Zeiten geopolitischer Umwälzungen (NZZ vom 20. 3. 2021). Mit einem so klaren Positionsbezug mutiert Avenir Suisse vom Think-Tank, der losgelöst von der Tagespolitik neue Ideen und innovative Lösungsvorschläge erarbeitet, zum reinen tagespolitischen Akteur. Sie macht das, was normalerweise Parteien und Bewegungen tun, und stellt sich in der Europapolitik in eine Reihe mit der Grünliberalen Partei, der Operation Libero, der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs) oder Progresuisse, die alle das InstA vorbehaltlos unterstützen.

Man würde erwarten, dass der klaren Haltung von Avenir Suisse zumindest eine umfassende und fundierte Analyse zugrunde liege. Wichtigste Basis dürfte wohl das «Weissbuch Schweiz» aus dem Jahr 2018 sein. Dieses untersucht unter der Annahme einer positiven und harmonischen Entwicklung der EU sechs mögliche Zukunftsszenarien der Schweiz (u. a. ein Dachabkommen mit der EU und den EU-Beitritt). Anhand eines Koordinatensystems mit den geschickt konzipierten Gegensatzpaaren «Korporatismus versus offene Märkte» und «Autonomie versus Integration» bewertet Avenir Suisse die Szenarien und kommt dann zum gewünschten Schluss, dass die Anlehnung an die EU oder der EU-Beitritt immer die bestmöglichen Zukunftswege für die Schweiz sind.

Spekulativ und wenig seriös

Zu diesem Schluss kommen auch spätere Analysen wie «Ökonomische Fakten, bilateraler Weg und ein Plan C» (Mai 2019) oder die «Einschätzung des InstA mit der EU mit Fokus auf den Arbeitsmarkt» (Dezember 2018). Die zentrale Frage, welche hinreichende Souveränität im Interesse von Rechtsstaatlichkeit, Freiheit, Demokratie und Föderalismus gewährleistet sein muss, wird in diesen Studien jedoch gar

nicht gestellt. Auch die umfassende Avenir-Suisse-Studie «Bilateralismus – was sonst?» aus dem Jahr 2015 wird ausgeblendet, vermutlich, weil darin nur für eine Fortsetzung des bilateralen Weges plädiert wird, und auch das nicht um jeden Preis. Zudem wird darin von einer quantitativen Aussage über den Wert der Bilateralen abgesehen, weil dies nur gegenüber einem kontrafaktischen Referenzszenario möglich wäre. Dies wäre jedoch höchst spekulativ und wenig seriös.

Gejammer über die Ewiggestrigen

Mit dem «Weissbuch Schweiz» wollte Avenir Suisse «Denkverbote» im Interesse einer offenen und konstruktiven Streitkultur abbauen. Heute bezeichnet Grünenfelder die Kritiker des InstA einfach entweder als plumpe «Globalisierungsgegner» oder als naive «Verfechter von Renationalisierung», die nur Defätismus predigen. Gemäss den Statuten von Avenir Suisse besteht der Stiftungszweck eigentlich darin, neue Ideen und innovative Lösungsvorschläge für die Zukunft der Schweiz auf einer konsequent gesellschaftsliberalen und marktwirtschaftlichen Basis zu präsentieren. An Tagespolitik, Leitartikel zu aktuellen politischen Auseinandersetzungen oder gar Gejammer über die Ewiggestrigen, die vermeintlich die Zukunft der Schweiz nicht begreifen, war eigentlich nicht gedacht.

Gewiss ist es in der mediengetriebenen und aktualitätsfokussierten Polit-Landschaft von heute nicht einfach, auf Publizität in der Tagespresse und Einladungen in die «Arena» zugunsten seriöser Stabs- und Grundlagenarbeit zu verzichten. Mit der Profilierung als Polit-Akteur im täglichen Meinungsstreit setzt Avenir Suisse aber nicht nur die eigene Glaubwürdigkeit, Unabhängigkeit und Seriosität aufs Spiel, sondern entwertet auch ihre solide und überzeugende Arbeit in anderen Politikfeldern. Polit-Lobbyisten gibt es mehr als genug, dafür braucht es Avenir Suisse nicht.

Rudolf Walser war Chefökonom von Economiesuisse und anschliessend bei Avenir Suisse tätig.

Maurer liquidiert Steueroase Innerschweiz

Das Steuerhinterzieher-Geheimnis ist futsch. Jetzt zwingt Janet Yellen Ueli Maurer in die Knie.



Donald Trump war ein fremdenfeindlicher Trompeter. Viele seiner Ankündigungen erwiesen sich als heisse Luft. Deshalb sank unter ihm das Handelsbilanzdefizit der USA auch nicht.

Die Demokraten sind freundlicher und härter zugleich. Joe Biden ist kein *sleepy Joe*. Janet Yellen kalt berechnend.

Das Schweizer Steuerhinterzieher-Geheimnis war *die* heilige Kuh aller bürgerlichen Parteien. Unser Alt-Bundesrat Hans-Rudolf Merz war sein Leben lang ein serviler Kofferträger des Kapitals. Marcel Ospel und Christoph Blocher machten aus ihm einen Bundesrat. Um die Wahl von Franz Steinegger zu verhindern.

Hans-Rudolf Merz erklärte im Nationalrat, die Amerikaner würden sich am Schweizer Bankgeheimnis die Zähne ausbeissen. Als die angeblich zahnlosen Amis die UBS in die Zange nahmen, wurde der Notfall Merz mit einem Heli medienwirksam in das Insepsital geflogen. Die Schweiz musste das Steuerhinterzieher-Geheimnis begraben. Und die UBS mit sechzig Milliarden retten. So funktionierte die ach so souveräne Schweiz, als die Demokraten in Washington regierten. Merz-frei und Schmerz-frei.

Friedrich Dürrenmatt hätte sich nach der dritten Flasche Bordeaux keine schönere Geschichte ausdenken können. Das Fernsehen müsste uns – da wir keinen Dürrenmatt mehr haben – einen ganzen Abend lang mit Ausschnitten aus den Reden der rechten Steuerhinterzieher-Politiker unterhalten. Es wäre zum Fremdschämen.

Das Leben lehrt uns: Wer einmal nachgibt, wird immer wieder nachgeben, nachgeben müs-

sen. Jetzt erteilen die US-Demokraten unseren bürgerlichen Grossbanken-Speichelleckern und Zuger Steueroasen-Junkies der Marke Gafner, Pfister und Co. zwei weitere Lektionen.

Biden will – so seine Ankündigung – die Mindeststeuer für Unternehmen in den USA von 21 auf 28 Prozent anheben. Weltweit auf mindestens 21 Prozent. Verglichen mit den heutigen Steuersätzen in Zug und Nidwalden, wäre das faktisch eine Verdoppelung der Steuerlast in unseren Steueroasen. Die Amerikaner werden nötigenfalls – so brutal, wie sie das Schweizer Steuerhinterzieher-Geheim-

Niemand weiss, was mit und nach Greensill und Hwang noch alles auf die Credit Suisse zukommt.

nis geknackt haben – auch die Innerschweizer Steuersümpfe trockenlegen. Unnötig, denn Ueli Maurer ist schon beim ersten Windstoss eingeknickt.

Alle Gegner des Rahmenabkommens – allen voran Beni Gafner und Christoph Blocher – werden trotz dieses totalen Souveränitätsverlusts kleinlaut kuschen. Weil den neu wieder freundlich auftretenden Amis niemand ungestraft in die Suppe spuckt. Sie kennen dank der CIA alle Leichen in den Kellern der Superreichen. Indiskretionen sind ihr Geschäft.

Niemand weiss, was mit und nach Greensill und Hwang noch alles auf die Credit Suisse zukommt. Und wie viele Leichen in ihren Kellern liegen. Auch hier wird die gestrenge Janet Yellen für mehr Ordnung sorgen. Und

die Nationalbank wird retten, was noch zu retten ist. Die Stärke der Schweiz ist nicht die Kopfkrankheit namens «immerwährende Souveränität». Sondern Realismus, gepaart mit Subordination und Anpassungsfähigkeit. So kamen wir schon ungeschoren durch den Zweiten Weltkrieg.

Verglichen mit der brachialen Gewalt des amerikanischen Imperialismus, ist der von Roberto Balzaretto ausgehandelte Streitbeilegungsmechanismus ein Ponyhof. Zuerst wird ein Schiedsgericht bestimmt. Es wird den EU-Gerichtshof anrufen, wenn es um EU-Recht geht. Wenn das Schiedsgericht entschieden hat, können beide Seiten das Urteil anerkennen oder auch nicht. Wird das Urteil nicht anerkannt, dann kann es zu Sanktionen kommen. Ob eine Sanktion angemessen ist, wird in einem weiteren Verfahren entschieden. Und am Schluss kann das Volk immer noch ja oder nein sagen. Real wird man, bevor eine Seite das Gesicht verliert, über Kreuzkompromisse alle Konflikte lösen. Denn die EU war, ist und bleibt ein Basar.

Die amerikanischen Demokraten können über solche – die Schweiz schützenden – Mechanismen nur lachen. Der Erfolg gibt ihnen recht: Der grosse Staatsmann Ueli Maurer hat im Alleingang entschieden, dass wir in die Knie gehen. Ohne Rücksprache mit irgendwem, und dies im Namen der Schweiz. Genau deshalb sind wir so erfolgreich.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Die grosse Schweizer Wasserlüge

Der Bund will beim Grundwasser extreme Reinheit erreichen.
Das hilft den Bio-Agrarinitiativen und schränkt die normale Landwirtschaft massiv ein.

Beat Gygi

Diesmal kommt die Meldung vom Bielersee: «Wieder zu viel Chlorothalonil im Trinkwasser», titelte das *Bieler Tagblatt* dieser Tage. Der Text tönt dann zwar weniger dramatisch: Die Wasserqualität des Bielersees unterliege grossen Schwankungen, und im Sommer habe die Energie- und Wasserversorgung Biel Massnahmen zur Trinkwasseraufbereitung ergriffen, die nun nicht so wirksam seien wie erwartet. Aber alarmistische Titel sind beim Thema Trinkwasser für Medien praktisch der Normalfall. Chlorothalonil ist ein Wirkstoff, der im Pflanzenschutz zur Pilzbekämpfung dient und in Verruf geraten ist. Seit 2020 ist dessen Anwendung in der Schweiz verboten.

Tendenzen im Departement Sommaruga

Trinkwasser in Gefahr! In den vergangenen zwei Jahren häuften sich in den Medien Alarmmeldungen zum Zustand des Schweizer Grund- und Trinkwassers. Etwa: «Bund weist im Grundwasser vermehrt Schadstoffe nach», «Haben Wasserversorger im Mittelland überhaupt noch eine Zukunft?», «1 Million Schweizer trinkt Wasser aus gefährdeten Quellen», «Wo die Pestizidhöhlen der Schweiz liegen», «Grundwasser ist an jeder dritten Messstelle belastet». Nur in ausländischen Publikationen liest man: Schweizer Wasserqualität weltweit auf Rang eins oder zwei.

Der Medientonfall ist politisch brisant mit Blick auf die Abstimmung vom 13. Juni, an der zwei Agrarvorlagen vors Volk kommen. Die Volksinitiative «Für sauberes Trinkwasser und gesunde Nahrung» will jenen Bauern die Direktzahlungen streichen, die Pflanzenschutzmittel (Pestizide) einsetzen oder Futter für die eigenen Tiere zukaufen. Die Volksinitiative «Für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide» soll die Anwendung synthetischer Pflanzenschutzmittel ganz verbieten. Die Initianten haben ihre Kampagne kürzlich mit einem breiten Aufgebot von Unterstützern lanciert, vom Klimaforscher Thomas Stocker bis zum Gipfeli-Unternehmer Fredy Hiestand.

Der Bundesrat lehnt die zwei Initiativen ohne Gegenvorschlag ab. Der Bund setze sich bereits



«Wo die Pestizidhöhlen der Schweiz liegen.»: Hodlers «Thunersee von Leissigen», 1904.

mit anderen Massnahmen für die Reduktion von Pestiziden in der Landwirtschaft ein, heisst es, und via parlamentarische Initiative der Wirtschaftskommission sei eine beschleunigte Verringerung der Pflanzenschutzmittel beschlossen worden. Aber in der Bundesverwaltung gibt es auch andere Tendenzen. Das Bundesamt für Umwelt (Bafu) im Departement Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation von Bundesrätin Simonetta Sommaruga erzeugt mit seiner Politik Rückenwind für die Initiativen.

Begonnen hat der Abstimmungskampf eigentlich so richtig im August 2019. Damals veröffentlichte das Bafu kurz vor einer einschlägigen Sitzung der Ständeratskommission den umfassenden, 130-seitigen Bericht der Na-

quationalen Grundwasserbeobachtung (Naqua) mit Daten von rund 600 Messstellen in der Schweiz. Die von Bundes- und Kantonsstellen erhobenen Werte zum Zustand und zur Entwicklung der Grundwasservorkommen sind bis heute die hauptsächliche und wichtigste Datensammlung zum Thema Grundwasser. Zusammen mit zwei vorangegangenen, ähnlichen Erhebungen ermöglichen sie eine Beurteilung der langfristigen Grundwasserentwicklung. Die Untersuchungen decken, grob gesehen, den Zeitraum 2007 bis 2017 ab.

Damals, im August 2019, wurde der Naqua-Bericht mit seinen umfangreichen Daten von einer dünnen Medienmitteilung des Bafu begleitet, die Sprengstoff war. Die Trinkwasserver-

sorgung sei in Gefahr, war ihre Botschaft: «In der Schweiz sind wir es gewohnt, dass aus Grundwasser qualitativ einwandfreies Trinkwasser in ausreichender Menge gewonnen werden kann. Dies ist heute jedoch nicht mehr selbstverständlich, denn die Grundwasservorkommen weisen zunehmend Verunreinigungen auf, die mehrheitlich aus der Landwirtschaft stammen.» Eine Verschlechterung der Wasserqualität wurde angetönt, eine starke Belastung der Böden durch Nitrat, 80 Prozent der Messstellen zeigten bestimmte Werte an, bei 20 Prozent seien bestimmte Pestizidrückstände gefunden worden. Vor allem die Landwirtschaft sei gefordert, Abhilfe zu schaffen.

Die Medien gaben den Alarm publizitätswirksam weiter ins Publikum. Und das wirklich Explosive: Die Medienmitteilung zielte mit ihrem Tonfall in eine ganz andere Richtung als der Naqua-Bericht. Es war eine totale Schere zwischen den beiden Dokumenten. Die Medienmitteilung verzerrte den Inhalt des Berichts zu einem pessimistischen Bild des Grundwasserzustands, der Bericht dagegen zeigte in mehrfacher Hinsicht längerfristige Verbesserungen der Grundwassersituation.

Im Zentrum standen zwei Probleme: Rückstände von Nitrat und von Pflanzenschutzmitteln oder deren Abbauprodukten. Nitrat gelangt primär dann ins Grundwasser, wenn die Stickstoffdüngung von den Pflanzenwurzeln nicht rasch genug vollständig aufgenommen wird und deshalb Stickstoffverbindungen durch den Boden gespült werden. Laut Naqua-Bericht stammt ein Drittel des Trinkwassers aus den Grundwasserleitern im Mittelland und ähnlich viel im Berggebiet. Der Boden wirkt als natürlicher Filter, der vor Verschmutzung schützt – ausser wenn Stoffe aus Landwirtschaft, Besiedelung oder Industrie durch den Boden gelangen.

Tönt dramatisch

Zum Nitrat: Das Bafu schrieb in der Medienmitteilung, der in der Gewässerschutzverordnung festgelegte Interventionswert von 25 Milligramm Nitrat pro Liter Wasser sei in der Berichtsperiode an gut 15 bis 20 Prozent der Messstellen überschritten worden. Da muss der Gewässerschutz einschreiten, okay. In Ackerbaugebieten waren gar 40 Prozent der Messungen zu hoch. Aber Achtung: Im Mittelland hätten 80 Prozent der Messstellen mehr als 10 Milligramm Nitrat pro Liter Wasser angezeigt. Das tönt dramatisch – aber die 10 Milligramm stellen keinen Grenzwert dar, sondern wurden in der Mitteilung einfach so erwähnt. So kann man Alarmstimmung schaffen. In Wirklichkeit zeigen die Zahlen des ausführlichen Berichts Verbesserungen von 2007 bis 2017.

Zu den Pflanzenschutzmitteln: Auch da zeigt sich im Bericht die Gesamtsituation bei Pflanzenschutzmitteln seit 2010 wenig verändert, die Zahl der Messstellen, an denen Rückstände in

Konzentrationen von mehr als 0,1 Mikrogramm pro Liter Wasser nachgewiesen wurden, blieb praktisch stabil. Aber dann der Aufreger: An rund 20 Prozent der Messstellen lagen die Konzentrationen von Pflanzenschutzmittel-Abbauprodukten über 0,1 Mikrogramm pro Liter. Tönt dramatisch, aber wiederum: Die überwiegende Mehrheit der nachgewiesenen Abbauprodukte waren nicht-relevant. Das heisst: Eine Konzentration von mehr als 0,1 Mikrogramm stellte weder eine Überschreitung eines gesetzlichen Anforderungswertes noch ein gesundheitliches oder toxikologisches Risiko dar. Ziemlich versteckt in der Studie stand schliesslich der zentrale Befund, der sich auf relevante Wirkstoffe bezieht: An etwa 2 Prozent der Messstellen über-

Was zuerst aus der Luft gegriffen war, wurde mit Hilfe der öffentlichen Stimmung zu harten Barrieren.

schritten Pflanzenschutz-Wirkstoffe den von der Gewässerschutzverordnung vorgegebenen Grenzwert von 0,1 Mikrogramm pro Liter. Mit andern Worten: An 98 Prozent der Messstellen lag die Belastung durch Pflanzenschutzmittel nicht über den Limiten. Nochmals anders gesagt: Der überwiegende Teil der Grundwasservorkommen ist nicht zu beanstanden.

Aber dabei blieb es nicht, die Manipulationen der Behörden entfalteten ihre Wirkung. Das Bafu hatte mit seinen Scheinvorwürfen derart wirksam Stimmung gegen die Landwirtschaft gemacht, dass sich jetzt handfeste Einschränkungen für die Branche daraus entwickelt haben. Was zuerst aus der Luft gegriffen war, wurde mit Hilfe der öffentlichen Stimmung und Politikreaktionen zu harten Barrieren.

So haben im vergangenen Herbst die Parlamentarier beim Beraten der Reduktionspfade für Pflanzenschutzmittel - quasi als Alternative zu den Initiativen gedacht - einfach sämtliche Rückstände als relevant eingestuft, so dass auch für jene, die gesundheitlich nicht von Bedeutung sind, die strengen Grenzwerte von 0,1 Mikrogramm pro Liter gelten sollen.



„Seitdem ich meine Fitness trainiere, wird es immer leichter...“

Noch gravierender waren die Wirkungen in den Gemeinden und Kantonen. Aufgeschreckt durch die Bafu-Verlautbarungen machten Wasserversorger und Kantone Druck auf die Bundesverwaltung. Im Dezember 2019 verlangte der Berner Regierungsrat von Bundesrat Guy Parmelin das sofortige Verbot des Pflanzenschutzwirkstoffs Chlorothalonil – und im gleichen Monat entzog das Bundesamt für Landwirtschaft dem Wirkstoff die Zulassung: Verbot ab Januar 2020. Begründet wurde dies damit, dass alle Chlorothalonil-Abbauprodukte relevant seien. Die Grenzwerte wurden auf einen Schlag auf einen Hunderstel des vorherigen Wertes reduziert, von 10 Mikrogramm pro Liter Grundwasser auf 0,1 Mikrogramm. Die Botschaft: Alles ist gefährlich.

Ist das Verbot rechtmässig?

Ein Produzent des Mittels, der Chemie- und Pflanzenschutzkonzern Syngenta, legte beim Bundesverwaltungsgericht Beschwerde dagegen ein, mit dem Einwand, das fachlich zuständige Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen (BLV) habe widersprüchliche Argumente vorgebracht. Tatsächlich stützte eine Relevanzprüfung des BLV die Einschätzung, die Abbauprodukte seien gesundheitlich nicht relevant. Die juristische Auseinandersetzung hält an, Syngenta hat bei zwei Zwischenentscheiden Recht erhalten, das BLV musste jüngst die Warnung zurücknehmen, Chlorothalonil sei potenziell krebserregend. Aber der Entscheid über die Rechtmässigkeit des Verbots steht noch aus.

Das Bafu setzte parallel dazu aber die Anti-Pflanzenschutz-Kampagne auf breiter Front fort und doppelte im Mai 2020 nach: Es meldete eine grossflächige Belastung des Grundwassers durch die Abbauprodukte des Pflanzenschutzmittels in mehr als der Hälfte aller Kantone, kurz: Gesundheitsgefährdung im halben Land.

Wie kam das zustande, nachdem ein Jahr vorher noch 98 Prozent der Messungen in Ordnung waren? Das Bafu hat die neu fixierten Grenzwerte gossenteils auf die früheren Erhebungsdaten angewendet: es hat mit neuem Massstab alte Daten gemessen.

Damit gilt jetzt jeder Rückstand über dem Grenzwert, ob gesundheitlich relevant oder nicht, als gefährlich und verboten. Die Kosten dieser einseitigen Minimalisierungsstrategie? Ertragseinbussen in der Landwirtschaft und der Nahrungsmittelversorgung, mehr Importe, höhere Belastung durch sogenannte biologische Pestizide wie Kupfer oder Paraffinöl, vertane Chancen mit Blick auf Wirtschaftlichkeit und Umweltschutz – all das ist für das Bafu kein Problem, kein Thema. Auch nicht, dass durch die gemeinsame Skandalisierungskampagne mit dem BLV jetzt viele Leute meinen, unser Trinkwasser sei verschmutzt. Denn den Schaden tragen ja andere, nicht die Ämter.

Winziger Gigant

Katar wird vorgeworfen, beim Bau der WM-Projekte Menschenrechte zu verletzen. Doch die jüngsten Reformen im Mini-Staat machen es zum Vorbild für seine Nachbarn.

Pierre Heumann

Im Süden liegt Saudi-Arabien, im Norden der Iran: Katar ist von zwei Riesen umgeben. Um seinen Energieschatz vor ihnen zu schützen, hat es einen Luftwaffenstützpunkt gebaut und ihn anschliessend an die USA vermietet. Seit nunmehr zwei Jahrzehnten sind dort US-Flugzeuge stationiert, die Einsätze in der ganzen Region fliegen. Die Präsenz amerikanischer Truppen hat für Katar und seine Energieressourcen die Funktion einer Schutztruppe. Erst die Krise mit seinen grossen und gutbewaffneten Nachbarn hat den Emir vor einigen Jahren veranlasst, sein Militär auszubauen.

Jetzt ist das schwerreiche Katar aber mit einem Angriff konfrontiert, gegen den alle Armeen der Welt machtlos sind: Mit einer umspannenden Kampagne wird dem Emirat vorgeworfen, Menschenrechte massiv zu verletzen. Die Beschuldigung ist zwar nicht neu. Sie wird seit dem Beschluss der Fifa vor elf Jahren, die Fussballweltmeisterschaft 2022 in Katar auszutragen, beharrlich vorgebracht. Doch nun zeigen erstmals auch Sportler die gelbe Karte. Es sei wichtig, auf die Probleme in Katar «noch mal extrem aufmerksam zu machen, ja vielleicht auch im Vorfeld oder auch während so einem Turnier», sagt zum Beispiel der deutsche Nationalspieler Toni Kroos in seinem wöchentlichen Podcast. Und er ist keine Ausnahme: Kicker aus Norwegen, Deutschland, den Niederlanden und Dänemark trugen im März T-Shirts mit Slogans wie «Fussball unterstützt Veränderung», um gegen die Verletzung von Menschenrechten in Katar zu protestieren.

Freiheiten für Fremdarbeiter

Die Kritiker stützen sich unter anderem auf Recherchen des *Guardian*. Die britische Zeitung rechnete im Februar vor, dass seit der WM-Vergabe an Katar mindestens 6500 Arbeitsmigranten umgekommen seien. Prompt erinnerte Amnesty International die Fifa an ihre Verantwortung, sich für die Rechte der Arbeiter in Katar einzusetzen.

In ihrem Schreiben vom 15. März an Gianni Infantino lobt die Menschenrechtsorganisation allerdings auch «signifikante» Veränderungen.

So wurde im Emirat etwa die Vorschrift abgeschafft, welche die Fremdarbeiter gesetzlich an den Arbeitgeber gebunden hatte. Arbeiter dürfen jetzt ohne Erlaubnis ihres Chefs neue Jobs annehmen oder das Land verlassen, ohne den Boss zu benachrichtigen. Katar, schreibt Amnesty International anerkennend, sei «das erste Land in der Region», in dem derartige Veränderungen realisiert worden seien. Das Emirat müsse jetzt die Reformen zügig umsetzen und den Widerstand der lokalen Firmen brechen.

Heute ist Katar ein Magnet für Expats aus aller Welt. Einen katarischen Pass haben lediglich 300 000 Menschen.

Sie hatten die bisherige Unfreiheit der Arbeitnehmer ausgenutzt.

Seit vier Wochen ist zudem ein Mindestlohn gesetzlich garantiert. Mit 275 Dollar ist er zwar beschämend tief, auch wenn man Kost und Logis im Umfang von rund 200 Dollar hinzurechnet. Aber das Minimum liegt deutlich höher als in den meisten Herkunftsländern der Fremdarbeiter – sei es Nepal, Pakistan oder Bangladesch.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Winzlings am Persischen Golf, dessen Fläche nur

einen Viertel der Schweiz beträgt, ist verblüffend. Bevor Katar in den 1960er Jahren dank den Öl- und Gasvorkommen reich wurde, war es ein unbedeutender, spärlich besiedelter Flecken. Heute ist Katar ein Magnet für Expats aus aller Welt. Mit über zwei Millionen machen sie die Mehrheit der Bevölkerung aus. Einen katarischen Pass haben lediglich 300 000 Menschen.

Der vierzigjährige Herrscher Scheich Tamim bin Hamad al-Thani hat sich für die WM kräftig ins Zeug gelegt. Der Wert aller Projekte wird pro Jahr auf rund vierzehn Milliarden Dollar geschätzt. Sieben neue Stadien wurden aus dem Boden gestampft, ein neuer Flughafen entstand, Strassen und U-Bahnen wurden gebaut, ebenso Hotels. Und der Final soll in einer neuen Stadt angepiffen werden.

Soft-Power-Strategie

Das WM-Land liefert den Beweis, dass auch Kleinstaaten auf der internationalen Bühne einflussreiche Rollen spielen können. Die Hauptstadt Doha ist ein globaler Hub, weil der Emir nicht nur auf den Reichtum Katars setzt, sondern ebenso auf eine kluge Mischung aus Diplomatie und Vermarktung seiner Erfolge. Der Staatsfonds Qatar Investment Authority, der über ein Vermögen von geschätzten 300 Milliarden Dollar verfügt, kauft sich weltweit bei Firmen wie der Credit Suisse, der Deutschen Bank, Volkswagen, Glencore oder bei der London Stock Exchange Group ein, um nur einige zu nennen. In den USA ist Katar ebenfalls ständig auf der Suche nach Investitionsmöglichkeiten, künftig vermehrt auch in Asien.

Zu den wichtigsten Pfeilern der Soft-Power-Strategie zählt der Sport. Katar will seine Engagements in der Fussballwelt weiter ausdehnen. Der Fussballklub Paris Saint-Germain ist bereits mehrheitlich im Eigentum Katars. Die nationale Airline, die der Herrscherfamilie gehört, finanziert Spitzenklubs wie Bayern München oder AS Roma. Mit der WM 2022 ist der Höhepunkt des Vordringens in die Welt des Sports erreicht – zumindest vorläufig. Denn bereits acht Jahre später kommt mit den Asiatischen Spielen eine weitere Grossveranstaltung nach Katar.



Fähnlein der fünf Aufrechten

Nur wenige FDP-Exponenten bekämpfen die CO₂-Vorlage. Dabei steht das Gesetz im krassen Widerspruch zu freisinnigen Positionen.

Marcel Odermatt

Am 24. August 2018 verabschiedeten die FDP-Kader eine Vision, wie sie sich die Schweiz der Zukunft vorstellen. Das Land brauche «freien Wettbewerb statt Umverteilung durch den Staat». Dieser müsse «stark, aber schlank sein und mit den Steuermitteln sparsam umgehen». Staatliche Regulierung müsse vermieden werden, heisst es weiter im Papier, das die Partei bis heute prominent auf ihrer Homepage publiziert.

Drei Jahre später stimmt das Volk über ein Gesetz ab, das diesen Grundsätzen widerspricht. Die CO₂-Vorlage lagert Milliarden um, bläht den Staat auf, erhöht den Obolus der Bürger an den Fiskus, setzt auf staatliche Lenkungsabgaben und lässt die Bürokratie bisher ungeahnte Dimensionen erklimmen.

Dass die Grünen, Grünliberalen und Linken diesen neuen Erlass befürworten und ihn euphorisch feiern, ist konsequent und verständlich. Er entspricht genau dem, was sie ihrer Klientel seit Jahren versprechen. Massiv höhere Abgaben für Automobilisten sowie für Leute, die mit Öl heizen und mit dem Flugzeug verreisen. Die Freisinnigen helfen in diesem Abstimmungskampf brav mit, die Wunschträume von Balthasar Glättli, Cédric Wermuth, Mattea Meyer und Co. zu realisieren.

Wähler laufen Scharen davon

Die staatsnahen Umverteilungsparteien ziehen den Nutzen von einem Richtungsstreit, wie er mittlerweile bei der FDP zum politischen Alltag gehört. Parteipräsidentin Petra Gössi versucht seit einiger Zeit, ihre Partei ökologischer auszurichten, und musste einigen internen Widerstand überwinden.

Nur, vom neuen grünen Anstrich profitierte die Gruppierung bisher nicht. Im Gegenteil: Die Wähler laufen in Scharen davon – die FDP kassiert Wahlniederlagen in Serie. Wenn die Abstimmenden Umweltthemen als wichtig erachten, setzen sie auf die Konkurrenten der FDP, insbesondere die Grünliberalen. Dass ihr Engagement mit Mitte-links an der Urne dieses Mal goutiert und verstanden wird, zweifeln die wenigen parteiinternen Gegner der CO₂-



«Hort von grober Umverteilung»:

FDP-Politiker Dobler, Wasserfallen, Fluri, Burkart, Schmid (v. l.).

Bestimmung an. «Ich unterstütze Senkungen des CO₂-Ausstosses, das Gesetz geht mir jedoch zu weit», sagt der St. Galler Nationalrat Marcel Dobler. Um diese neuen Gebühren, Steuern und Umverteilungen von Land zu Stadt als Lenkungsabgaben zu bezeichnen, brauche man viel Fantasie.

Marcel Dobler gehört mit seinen Nationalratskollegen Christian Wasserfallen und Kurt Fluri sowie den Ständeräten Thierry Burkart und Martin Schmid – Letzterer enthält sich der Stimme in dieser Frage – zu den fünf FDP-Exponenten, die das Abenteuer an der Seite der politischen Gegner ablehnen. Der Berner Wasserfallen bringt ihre Kritik auf den Punkt: «Für mich ist wichtig, dass endlich erkannt wird, dass die Wirtschaft schon lange auf Kurs ist und in viele neue Technologien investiert.» Das CO₂-Gesetz sei ein hilfloser, planwirtschaftlicher Ansatz, den es nicht brauche. «Es ist ein Hort von grober Umverteilung in Milliardenhöhe nach dem Giesskannenprinzip.»

Die FDP findet sich tatsächlich in einer neuen Welt wieder. Das beste Beispiel ist wohl der Flughafen. Jahrzehntlang fungierte die Zürcher FDP als unbestrittene Schirmherrin des Airports in Kloten. Nicht immer mit Erfolg, wie die Verandelung der FDP beim Swissair-Grounding der Öffentlichkeit vor Augen führte. Doch eines war immer gewiss: Ob gegen lärmgeplagte Anwohner, Ausbaugesner und Wachstumskritiker, die Partei verteidigte den Flughafen durch alle Böden und stellte ihn als unverzichtbares Drehkreuz der Schweizer Wirtschaft dar, das massiv zum Wohlstand beitrage.

Das ist nun Geschichte. Von der Flugticketsteuer betroffen sind nämlich nur die einheimischen Passagiere. «Das senkt die Attraktivität des Hub Zürich», sagt Wasserfallen. Zudem bestraft es die Swiss, die in den letzten Jahren ihre Flotte systematisch verjüngte und auf sparsamere und leisere Maschinen setzt. Dass die Airline trotz dem technologischen Fortschritt einem Wettbewerbsnachteil ausgesetzt wird – und das mit dem offiziellen Segen der FDP –, illustriert sehr schön, wie sich die Partei heute positioniert.

Monika Rühl «nicht glücklich»

Immerhin, die Freisinnigen sind nicht die Einzigen, die ihre früheren Glaubenssätze für obsolet erklären. Ein Bündnis der Wirtschaft trat am Montag in Bern auf den Plan, das dem CO₂-Gesetz am 13. Juni an der Urne zum Durchbruch verhelfen will. An vorderster Front mit von der Partie ist dabei Economiesuisse. Über den milliardenteuren Klimafonds sei man «nicht glücklich», erklärte Monika Rühl, Vorsitzende der Geschäftsleitung des Wirtschaftsverbandes. Ja, und überhaupt trage die Wirtschaft mit Innovationen und effizienten Technologien «bereits heute massgeblich zur Reduktion von Treibhausgasen bei». Trotzdem sage man «klar ja» zum CO₂-Gesetz.

Ob die Wähler diese Positionen der FDP und der Wirtschaft goutieren, wird sich zeigen. Angesichts der Überlegenheit der Befürworter stehen die Chancen gut, dass beide im Frühsommer zu den Gewinnern gehören. Die Frage ist einfach, zu welchem Preis.

Das Urteil ist längst gefällt

Der George-Floyd-Prozess soll zeigen,
dass die USA von Rassismus durchdrungen sind.
Die Fakten zeichnen ein anderes Bild.

Urs Gehriger

Der Prozess zum Todesfall George Floyd hat das Potenzial, Amerika abermals in ein Pulverfass zu verwandeln. Quer durchs Land kam es nach dem Tod des klein-kriminellen Afroamerikaners George Floyd letzten Sommer zu heftigen Ausschreitungen. Neunzehn Menschen starben. Die Sachschäden beliefen sich auf zwei Milliarden Dollar, es waren die teuersten Fälle menschlicher Gewalt in der US-Versicherungsgeschichte.

Am Montag hat die Anklage ihre Plädoyers abgeschlossen. Symbolträchtig hat sie das Knie von Ex-Polizist Derek Chauvin ins Zentrum gerückt. Mit Chauvin sitzt das ganze weisse Amerika auf der Anklagebank. «Die Menschen im ganzen Land sind wütend, und das zu Recht», sagte Joe Biden im vergangenen Sommer. George Floyds Tod sei eine Erinnerung an «systemischen Rassismus» in Amerika.

Für die Aktivistinnen der Bewegung «Black Lives Matter» und die meisten Demokraten ist die Schuldfrage bereits geklärt. «Wenn es jemals einen Fall gab, über den man einfach nicht streiten kann, dann ist es dieser», so die schwarze Kongressabgeordnete Karen Bass aus Kalifornien. «Dieser Prozess muss richtig ausgehen, und wir müssen liefern.» «Richtig» heisst: Man will den weissen Polizisten «hängen» sehen respektive einen kompletten Schuldspruch gegen den Angeklagten Derek Chauvin.

Gravierender Mangel der Anklage

In dieser Erwartungshaltung berichten Medien seit gut zwei Wochen über den Fall. Mit Titeln wie «Killer-Cop drohen 40 Jahre Haft» (*Bild*) und «Video-Filmerin (18) sagt gegen Killer-Cop aus» (*Blick*) nehmen die Journalisten das Verdikt bereits vorweg: Cop Chauvin «ist» der Killer. «Die Beweislage ist klar», kommentiert die *Welt*. «Er [Floyd] starb an den Folgen der Gewalt.» Nun soll die Justiz vollziehen, was bereits feststeht. Das Prinzip «Im Zweifel für den Angeklagten» wird ausgehebelt. Denn Zweifel an der Schuld Chauvins gibt es keine. Es darf sie nicht geben.

Unter diesen Umständen ist ein gerechtes Verfahren für den Angeklagten praktisch ausgeschlossen. «Er [Chauvin] kann absolut nicht

erwarten, einen fairen Prozess zu bekommen», sagt Harvard-Rechtsprofessor Alan Dershowitz, einer der bekanntesten Anwälte Amerikas. Selbst wenn sie zum Schluss kämen, Chauvin sei freizusprechen, würden die Geschworenen angesichts der Berichterstattung und der aufgeheizten Stimmung im Land einen Freispruch nicht wagen.

Kompliziert wird der Prozess durch einen neuen Todesfall. Der zwanzigjährige Afroamerikaner Daunte Wright wurde am Sonntag bei einer Polizeikontrolle von einer weissen Polizistin erschossen. Nach ersten Berichten feuerte sie den tödlichen Schuss irrtümlich ab (sie verwechselte einen Taser mit ihrer Dienstwaffe), doch die Täter-Opfer-Konstellation des neuen Falls passt perfekt ins Schema einer rassistisch motivierten Polizei.

Während der ersten zwei Wochen Prozess wurde offensichtlich, dass diese Deutung der Wirklichkeit nicht einfach zu belegen ist. Tathergang und Todesursache sind keineswegs so eindeutig, wie allgemein berichtet wird.

Die Anklage fokussierte auf Videoaufnahmen, die zeigen, wie Chauvin über neun Minuten lang auf Floyds Nacken und Schulter kniet. Floyd sei an Sauerstoffmangel gestorben, und zwar einzig und allein durch Chauvins physisches Ein-

«Dieser Prozess muss richtig ausgehen, und wir müssen liefern.»

wirken. Dershowitz attestiert der Anklage, sie habe ihre Argumentation «sehr überzeugend» dargelegt, doch diese habe einen gravierenden Mangel. Er weist darauf hin, dass «Hunderte von Menschen der Knie-auf-den-Nackten-Praxis unterzogen» worden sind. «Nur wenige, wenn überhaupt, sind gestorben.»

Die Hürde für einen Schuldspruch ist höher, als Laien bewusst ist. Die Staatsanwaltschaft muss «ohne begründeten Zweifel» (*beyond reasonable doubt*) beweisen, dass Floyds Tod durch Chauvins Handlungen verursacht wurde. Um dies zu erwirken, hat die Anklage Faktoren, die



Zweifel an der Schuld des Angeklagten

mit Chauvin nicht direkt zu tun haben, gezielt ausgeblendet. Das Gros der Medien, die kritisch berichten müssten, übernimmt die Strategie der Anklage. Berichtet wird nicht oder nur marginal über jene Aspekte des komplexen Falles, die Chauvin entlasten könnten.

So zum Beispiel über die Aufzeichnung der Körperkamera eines Polizeikollegen von Chauvin. Sie zeigt, wie Floyd neun Minuten lang versucht, sich der Verhaftung zu widersetzen. Der muskulöse Zwei-Meter-Mann windet sich und weigert sich, in das Polizeiauto zu sitzen. Einmal im Auto schreit er, er kriege keine Luft, bis ihn die Polizei neben dem Auto auf dem Boden festsetzt.

Ebenfalls kaum beachtet wird der Autopsiebericht. Demnach hatte Floyd zum Zeitpunkt des Todes Methamphetamin und elf Nanogramm Fentanyl pro Milliliter Blut in seinem System – die dreifache Menge dessen, was einen gesunden Menschen töten kann. Weiter wurde bei Floyd ein ernsthaftes Herzproblem festgestellt. Ausserdem kam der Obduktionsarzt zum Schluss, dass Chauvins Kniedruck keinen



Derek Chauvin darf es nicht geben.

Schaden an Floyds Luftröhre verursacht habe. Die Verteidigung brachte diese Punkte vor und entlockte den Zeugen Aussagen, die Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Anklage wecken. Dr. Bradford Langenfeld, der im Spital Floyds Ableben feststellte, sagte aus, die wahrscheinlichste Todesursache sei Asphyxie (Pulslosigkeit). Damit wird allgemein ein Zustand mit Atemdepression bis -stillstand bezeichnet – was eigentlich danach klingt, dass Chauvin George Floyd die Luftzufuhr abgedrückt und ihn zu Tode gewürgt hat. Doch wie die Verteidigung klarstellt, wird Asphyxie nicht zwingend durch Sauerstoffverlust verursacht. Eine Asphyxie kann auch bei einer Drogenüberdosis auftreten, was Langenfeld vor Gericht bestätigte. Diese Aussage zeigt, dass Chauvins alleinige Schuld wohl nicht «ohne begründeten Zweifel» belegbar ist.

Vor Prozessbeginn hatte der Anwalt der Familie Floyd, Benjamin Crump, erklärt: «Heute beginnt ein bahnbrechender Prozess, der ein Referendum darüber sein wird, wie weit Amerika in seinem Streben nach Gleichheit und Gerechtig-

keit für alle gekommen ist.» Mit anderen Worten: Der Floyd-Prozess soll zu einem Referendum über amerikanischen Rassismus werden.

«Keine rassistischen Unterschiede»

Die Mainstream-Medien spielen in diesem Drehbuch unkritisch mit. Sie berichten so, als sei Floyds Tötung ein vorsätzlicher Akt von weissem Rassismus gegen Schwarze gewesen. «Rassismus in den USA: Erster Prozess nach Tötung von George Floyd», setzte die Agentur DPA als Titel ihrer Berichterstattung. «Systemisches Gewaltproblem», titelte der Kommentator der *Süddeutschen Zeitung*, dessen Texte auch in Schweizer Zeitungen nachgedruckt werden. «Absurd» sei es, «so zu tun, als vermische sich dieses [Gewaltproblem der Polizei] nicht auch mit einem Rassismusproblem.» Selbst die nüchterne BBC titelte «George Floyd: «Pandemie von Rassismus» führte zu seinem Tod».

Doch Belege für systemischen Rassismus in Amerika, wie ihn auch Präsident Biden sieht, liegen keine vor. Der afroamerikanische Kriminologe Wilfred Reilly schreibt: «Die bereits stan-

dardisierte Darstellung ist, dass Floyd von weissen Polizisten in einer bösartigen Zurschaustellung von reinem Rassismus getötet wurde, dass die Tötung ein Beweis für Muster institutioneller Voreingenommenheit in der gesamten Polizeiarbeit und in Amerika selbst ist und dass die Unruhen nach Floyds Tod ein fast gerechtfertigtes Ausschlagen gegen die weisse Gesellschaft darstellten. All dies ist fragwürdig oder schlichtweg falsch.»

Laut *Washington Post* wurden 2019 vierzehn unbewaffnete schwarze Amerikaner von US-Polizisten erschossen. Gemessen am schwarzen Bevölkerungsanteil, entspricht dies einer Quote von etwa 3 auf 10 Millionen. Der schwarze Ökonom Roland Fryer und sein Forschungsteam kamen in einer breitangelegten Studie zu dem Schluss, dass es bei polizeilichen Erschiessungen «keine rassistischen Unterschiede gibt».

Auch bei Chauvin und seinen Kollegen, die in den Fall Floyd verwickelt waren, liegt kein Beweis vor, dass rassistische Motive im Spiel waren. «In der ganzen George-Floyd-Diskussion wird praktisch vergessen, dass vier Polizisten am Tatort waren, als er starb», so Kriminologe Reilly, «nur zwei von ihnen können als weiss angesehen werden».

All diese Fakten liegen auf dem Tisch. Aber sie werden von Politikern und Medien ausgeblendet, weil sie nicht zur These einer rassistischen Gesellschaft und Polizei passen. Und für den Fall, dass es das Gericht wagen sollte, den «Schuldigen» nicht zu belangen, stellt «Black Lives Matter»-Aktivistin Maya Echols auf TikTok klar: «Wenn der Mörder von George Floyd nicht verurteilt wird, dann macht euch darauf gefasst, dass die Hölle losbrechen wird.»

Studien und Dokumente, die im Artikel zitiert werden, sind auf www.weltwoche.ch/Dokumente einsehbar.

VALUES WORTH SHARING

«Ich schätze
Vertrauen und
Loyalität – genauso
wie die LGT.»

Nina van Sprundel,
LGT Kundin seit 2015



Private
Banking

lgt.ch/values

Immunitätspass? Sofort oder nie!

Die beste Corona-Impfstrategie ist jetzt, alles auf Erstimpfungen zu setzen. Ein Impfpass wird bald nicht mehr nötig sein.

Reiner Eichenberger und David Stadelmann

Der Weg aus dem Shutdown führte schon immer über die effiziente Nutzung der ultimativen Ressource im Kampf gegen Viren: der Immunität. Zum einen hätten die nach überstandener Infektion natürlich Immunen längst identifiziert werden müssen, denn sie sind so gut wie wenigstens einmal geimpft. Ihre Erkrankung und Immunreaktionen hätten dokumentiert werden müssen, und man hätte ihnen wieder weitgehende Freiheiten geben müssen.

Zum anderen hätte es eine rationale Impfstrategie gebraucht. Sie hätte so aussehen können: Erstens hätte viel mehr Impfstoff gekauft werden müssen. Dazu hätte der Bund nicht mehr Geld ausgeben, sondern Private Impfstoffe kaufen lassen müssen. Als ab Sommer absehbar wurde, dass Impfstoffe kommen würden, aber noch unklar war, wann, von welchen Produzenten und in welcher Qualität, hätte die Regierung den Bürgern ermöglichen können, ein Impfpenttett der erfolgversprechendsten Stoffe zu bestellen, wohl zu etwa 200 Franken. Die Käufer hätten bei Lieferung der ersten Impfstoffe auswählen können, welchen Stoff sie für sich haben wollen, und die anderen Stoffe wären im In- oder Ausland gespendet worden. Da sicher sehr viele Bürger ein Quintett geordert hätten, hätte bald Impfstoffüberfluss statt -knappheit geherrscht.

Sinnvolle Experimente

Zweitens hätte viel schneller geimpft werden können. Dafür hätten die natürlich Immunen – im Januar wohl schon rund 25 Prozent der Bevölkerung – erst später geimpft werden und alle anderen Impfwilligen zuerst nur die erste Impfung erhalten sollen. Wenn die erste Impfung schon rund 90 Prozent Schutz gibt, die zweite aber nur rund 5 zusätzliche Prozente, bringt eine Dosis Impfstoff 18 Mal mehr Immunität, wenn sie für eine Erst- statt für eine Zweitimpfung verwendet wird.

Diese Strategie hätte grosse Vorteile gehabt: Die Immunität wäre viel schneller gestiegen, und die zweite Impfung beziehungsweise die wohl einzige Impfung für die natürlich Immunen hätte später, entsprechend den sich schnell entwickelnden medizinischen Erkenntnissen,

gegeben werden können, etwa angepasst an neue Mutationen oder mit einem anderen Impfstoff, was eine breitere und robustere Immunität geben könnte.

Regierungstreue dürften jetzt zweierlei einwenden: Erstens ist es einfach, im Nachhinein alles besser zu wissen. Stimmt, aber wir und andere haben Elemente dieser Strategie schon früh vorgeschlagen, und manche Länder haben sie im Unterschied zur Schweiz und den EU-Staaten auch erfolgreich umgesetzt. Zweitens wäre diese Strategie mit gewissen Risiken behaftet gewesen, etwa hinsichtlich der Dauer der natürlichen Immunität. Stimmt, aber diese Risiken gelten auch für die eingepflichtete Immunität, und die Risiken eines langen Shutdowns sind noch grösser. Zudem gilt bei Unsicherheit vor allem eines: Es ist sinnvoll, zu experimentieren und nicht überall die gleiche Strategie zu verfolgen, um aus den Unterschieden zu lernen. Die Bereitschaft dazu war eng begrenzt.

Wie soll es nun weitergehen? Die Regierungen planen einen Impfpass. Er soll angeblich den Bürgern erlauben, wieder ein normales Leben zu führen. Geimpfte hätten mehr Rechte als Nichtgeimpfte. Auf den ersten Blick erscheint das vernünftig und erinnert an den von uns geforderten Immunitätsausweis für natürlich Immune.



"Hast du irgendwo meinen Lorbeer-Kranz gesehen, Schatz?"

Trotzdem sind wir mehr als skeptisch. Nachdem die Regierung die Identifikation der natürlich Immunen und ihrer Befreiung über Immunitätszertifikate stets mit dem Argument einer Zweiklassengesellschaft abgelehnt hat, will sie nun selbst eine Zweiklassengesellschaft einführen, aber eine von eigenen Gnaden. Sie hat noch nicht einmal klar gesagt, ob und wie sie die natürlich Immunen berücksichtigen will. Schliesslich dauert die Realisierung eines sicheren Immunitätsausweises wohl mehrere Monate, und wichtige Akteure wie die Ethikkommissionen fordern, dass Immunitätszertifikate erst dann kommen sollen, wenn Impfmöglichkeit für alle bestehen, dass also bis dann auch noch harte Massnahmen für alle gelten.

Lösung der Krise

Doch spätestens dann verlieren Immunitätszertifikate – bis auf wenige Ausnahmen bei internationalen Reisen oder im medizinischen Bereich – ihre Notwendigkeit: Denn wenn genug Impfstoff für alle zur Verfügung steht, ist die gesundheitliche Krise weitgehend gelöst. Wer sich ungeimpft in der Öffentlichkeit bewegt, gefährdet dann «nur» andere freiwillig Ungeimpfte. Dass sich Menschen nicht impfen lassen wollen, weil sie die Risiken der Impfung als grösser einschätzen als die Risiken der Erkrankung, muss aber in einer freiheitlichen Gesellschaft toleriert werden. Das Argument, die Impfung nütze der Allgemeinheit, zieht bei Corona nicht. Denn es können sich alle impfen lassen, und die Impfung schützt alle einigermaßen zuverlässig. Zudem dürften die medizinischen und psychischen Nebenwirkungen der Impfung mit dem Ausmass an Zwang stark zunehmen. Wer also Immunitätszertifikate erst einsetzt, wenn alle geimpft werden können, und so einen faktischen Impfzwang erwirkt, macht aus dem früheren Krisenlösungsinstrument ein schädliches Kontroll- und Zwangsinstrument.

Reiner Eichenberger ist Professor für Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg.

David Stadelmann ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth. Beide sind bei Crema Research tätig.

Das kleinste Weltblatt der Welt

Ein Abgesang auf den Berner *Bund*. Er war einzigartig, zuletzt auch einzigartig erfolglos.



Charles von Graffenried war ein Berner Patrizier wie aus dem Bilderbuch. Schon ums Jahr 1300 bekam seine Familie das Bürgerrecht der Stadt. «Bern first» war seitdem die Devise des Clans.

2003 übernahm Charles von Graffenried die Berner Tageszeitung *Der Bund*. Er erwarb sie von der NZZ-Gruppe. Damit waren die beiden wichtigsten Blätter des Kantons zurück in bernischer Hand. Neben dem *Bund* war von Graffenried auch Verleger der *Berner Zeitung*.

Mit dem Kauf erfand von Graffenried das sogenannte Berner Modell. Der *Bund* behielt zwar eine eigenständige Redaktion, wurde aber in Verlag und Anzeigenverkauf mit der ungleich grösseren *Berner Zeitung* zusammengelegt. Das Modell sollte das Überleben des kränklichen *Bunds* sichern.

Das Modell hielt nicht lange. 2009 verkaufte von Graffenried seinen Espace-Media-Verlag, ironischerweise an einen Käufer aus Zürich. Tamedia, die heutige TX Group, hielt nach der Übernahme den *Bund* am Leben. Sie beließ ihm allerdings nur noch eine eigenständige Lokalredaktion; die überregionalen Artikel aus Politik, Wirtschaft und Kultur bezog das Blatt nun vom *Tages-Anzeiger*.

Seit letzter Woche ist es auch damit vorbei. Der *Bund* verliert nun auch den letzten Rest an Selbständigkeit. Künftig wird die Zentralredaktion der *Berner Zeitung* als Nebenprodukt auch den *Bund* fabrizieren.

Man hätte den *Bund* problemlos auch einstellen können. Man tat es nicht, dies angesichts der besonderen Rolle, die der *Bund* in der Stadt Bern und der Schweizer Mediengeschichte

spielt. Das Blatt wird darum weiter erscheinen, wenngleich nur noch als publizistisches Genierikum.

Der *Bund* ist tatsächlich ein Unikum. Es gibt keine andere Zeitung, an der sich so viele Besitzer vergeblich versucht haben. Alle vier traditionellen Grossverlage der Deutschschweiz – Ringier, NZZ-Gruppe, Espace Media und TX Group – waren nacheinander Besitzer des *Bunds*. Alle vier bissen sich am Blatt die Zähne aus.

Dass der *Bund*, gegründet 1850, bis heute dennoch überlebte, hat mit seiner besonderen Kultur zu tun. Gelesen wird er fast ausschliesslich

Es gibt keine andere Zeitung, an der sich so viele Besitzer vergeblich versucht haben.

in der Stadt, seit je als Leibblatt der Bernburger und all der besseren Juristen, höheren Lehrkräfte und gehobenen Beamten, die sich in Bern nur so drängen. Das führte über die Jahrzehnte zu einem selbstgefälligen Dünkel.

Das einzige andere Blatt, mit dem die Redaktion sich in ihrer Selbstwahrnehmung verglich, war die *Neue Zürcher Zeitung*. Auf die üblichen Regionalblätter, ganz besonders auf die *Berner Zeitung*, schaute man mit jenem Blick hernieder, mit dem ein Bernburger von seinem Palais aus die Scheune eines Kartoffelbauers betrachtet.

Nun war solches Selbstbewusstsein aus historischer Sicht durchaus angebracht. Die Zeitung hatte einen speziellen Nimbus, der vor achtzig Jahren entstanden war. Wie kaum ein anderes Blatt aus der Schweiz kämpfte der *Bund* gegen

die Nazis. Ab 1934 war er im Dritten Reich verboten.

Der reichsdeutsche Presseattaché Georg Trump, ein Verwandter des späteren US-Präsidenten, forderte denn vergeblich die Absetzung des nazi-feindlichen *Bund*-Chefredaktors Ernst Schürch. Es hob das Renommee des Blatts weiter an.

Die bezahlte Auflage des *Bunds* kam allerdings auch zu seinen besten Zeiten nicht über bescheidene 60 000 Stück hinaus. Seit Jahrzehnten schrieb die Zeitung regelmässig Verluste, was die gutdotierte und selbstsichere Redaktion allerdings nicht weiter störte.

1993 konnte Verleger Werner Stuber, der letzte Vertreter der Gründerfamilie, das Blatt finanziell nicht mehr stemmen. Der *Bund* wechselte zum Verlag von Michael Ringier, der sich als *Blick*-Besitzer auch einmal einen prestigehaltigen Titel gönnen wollte. Nach drei Jahren bereits war die Wonne zu Ende, und Ringier reichte den *Bund* an die NZZ-Gruppe weiter.

Auch bei der NZZ startete man mit Euphorie darüber, dass die zwei Schweizer Edelblätter nun unter einem Dach vereint waren. Nachdem der Jahresverlust auf acht Millionen Franken angewachsen war, verkaufte die NZZ-Gruppe ernüchtert an Charles von Graffenried.

Jetzt zieht der gegenwärtige Besitzer TX Group den Stecker. Den *Bund* wird es als Zeitungskopf zwar weiterhin geben, weil man seine spezielle Leserschaft dadurch zu halten versucht. Aber Eigenleben und Identität hat er verloren. Es ist vorbei.

Wir feuern darum drei Salven Salutschüsse für eine einzigartige Zeitung ab. Der *Bund* aus Bern war das kleinste Weltblatt der Welt.

Titanen der Volksmusik

Sie wurden in der ersten Schweizer Casting-Show entdeckt und sangen sich mit Witz und Charme in die Herzen des Publikums. Die Brüder Eugster schrieben als Trio Schweizer Zeitgeschichte.

Thomas Renggli

Samstagnachmittag, Ende der 1950er Jahre. Die Schweiz sitzt gebannt vor den Radioempfängern. Im legendären Gesangswettbewerb «Grand Prix Brunnenhof» erhalten ambitionierte Hobby- und Nachwuchskünstler die Chance auf fünf Minuten Ruhm – oder die Möglichkeit, ihre Karriere zu lancieren. Heute würde man von einer Casting-Show sprechen – und auf das finale Voting von Dieter Bohlen warten. Doch schon damals war die Anziehungskraft eines solchen Formats gross. Sogar aus dem nahen Ausland reisten die Musikstars in spe an. Aus Italien begleiteten ganze Familienverbände mit Sack, Pack und Proviant ihre Kinder nach Zürich und sahen den Nachwuchs vor dem inneren Auge bereits am Festival della Canzone Italiana di Sanremo auftreten.

Für die meisten endete die Stippvisite in die Unterhaltungsbranche mit einer Enttäuschung. Einige aber nutzten das Sprungbrett: Paola Del Medico beispielsweise oder Pepe Lienhard. Mit seiner Big Band füllte er damals das Studio bis in den hintersten Winkel. Und da waren 1959 die Gebrüder Eugster aus Dübendorf: Paul, Guido, Alex und Viktor («Vic»). Als die vier auf der Bühne des Studio 2 (das Studio 1 war für die ernste Musik reserviert) mit ihrem fröhlichen Gesang loslegten, horchte die Jury mit Tibor Kacsics, Boris Mersson und Lutz Hardeck mit wachsender Aufmerksamkeit.

Schwung, Stimmung, Tempo

Moderator Sepp Renggli senkte beeindruckt seine Stimme – und hinter der Bühne machte Radio-Unterhaltungschef Walo Linder eifrig Notizen. Alle im Raum bemerkten sofort, dass sie einen besonderen Moment erlebten: Die jungen Männer präsentierten etwas, das man zuvor noch nie gehört hatte: volkstümlichen Schlager, gesungen auf Schweizerdeutsch, garniert mit viel Schwung, Stimmung und Tempo nebst einer feinen Prise Humor.

Es handelte sich um die Geburtsstunde des Trio Eugster. Oder wie es Sepp Trütsch, der Grandseigneur der Schweizer Volksmusik, 62 Jahre später sagt: «Der Anfang der ersten Schweizer Boygroup. Das Trio Eugster machte für die



Vom Erfolg überrumpelt: Alex, Vic und Guido Eugster (v.l.), 1968 in Zürich.

damalige Zeit etwas völlig Neues.» Bis zum ganz grossen Durchbruch sollte es aber noch eine Weile dauern. Paul, der Ältteste, steckte aus beruflichen Gründen musikalisch zurück und verliess die Formation. Guido, die Bassstimme, Vic (Bariton) und Alex (Tenor) zogen zu dritt durchs Land und verbreiteten an Volksfesten und auf kleineren Bühnen gute Laune. Daneben gingen alle einer geregelten Arbeit nach: Guido handelte mit Immobilien, Alex war Klavierbauer und Vic Vermessungszeichner. Denn das Hobby zum Haupterwerb zu machen, konnten sich die drei nicht vorstellen.

Sepp Trütsch erinnert sich noch immer mit einem gewissen Staunen an jene Zeiten. Denn

das Trio Eugster habe etwas geschafft, das eigentlich nicht sein konnte: «Sie sangen zu volkstümlicher Musik auf Züritüütsch. Das war nicht mehrheitsfähig. Doch die Eugsters trafen damit exakt den Geschmack des Publikums und den Nerv der Zeit.» Das ganze Land habe ihre Lieder mitgejohlt, erzählt Trütsch.

Die Brüder aber auf ihre Rolle als Stimmungskanonen und Spassmacher zu reduzieren, wäre grundfalsch, sagt der Fachmann: «Musikalisch bewegten sie sich auf einem enorm hohen Niveau. Sie sangen alle Lieder dreistimmig und harmonierten perfekt.» Dies bestätigt Pepe Lienhard: «Alles, was sie machten, war sehr professionell. Sie hatten gute Melodien im Repertoire

und bestachen durch witzige Texte und stimmliche Präzision.»

Während die Musik meistens aus der Feder von Alex Eugster stammte, lieferte der geniale Schreiber Max Rüeger die Wortkreationen – und verschaffte dem Trio Eugster damit Eingang in den Sprachgebrauch. Wer in den sechziger und siebziger Jahren Radio hörte, kann noch heute Titel wie «Oh läck du mir», «Ganz de Bappe» oder «Jetz mues de Buuch wäg» auswendig mitsingen. Volksmusik- und Schlagersängerin Maja Brunner sagt: «Alle mochten das Trio Eugster. Die drei waren sympathisch, witzig und volksnah. Ihre Lieder orientierten sich an alltäglichen Szenen. Fast jede Schweizerin und jeder Schweizer fand sich in den Texten wieder.» So sangen die Eugsters mit «Oh Walesee» all jenen aus dem Herzen, die unzählige Stunden im Stau im früheren Verkehrsnadelöhr auf dem Weg in die Skiferien verbracht haben. Oder sie erwiesen mit «Dä söll emal choo» dem vielleicht bekanntesten Scherz mit der versteckten Kamera in der Sendung «Teleboy» die Reverenz.

Schweiz als Festhütte

Nicht nur das Gespür für das Situative stimmte, sondern auch das Timing. Es waren noch andere – wohl beschaulichere – Zeiten, in denen sich das Trio Eugster ins Bewusstsein der Deutschschweizer Öffentlichkeit sang. Das Leben fand an Wochenenden oft an Volksfesten statt, vom Frühlingsfest in Sursee über das Seenachtsfest in Lachen bis zum bunten Abend in Visp. Max Sieber, der erfolgreiche TV-Regisseur, der später intensiv mit den Eugsters zusammenarbeiten sollte, erinnert sich: «Im Sommer war jeweils die ganze Schweiz eine riesige Festhütte – und das Trio Eugster eine der Hauptattraktionen.» Es war auch die relative Überschaubarkeit der Szene, die den Dübendorfern entgegenkam. Die Radio- und Fernschwelt funktionierte wie eine grosse Familie. Die Schnellebigkeit und den internationalen Verdrängungskampf von heute gab es noch nicht. Die Schweiz hatte Peter, Sue & Marc, die Pepe Lienhard Band und das Trio Eugster. Und sie jubelte den eigenen Stars fast bedingungslos zu.

Finanziell zahlte sich die Liebe des Publikums aber vorerst kaum aus. Max Sieber denkt, dass die Eugsters zu Beginn eher nicht von der Musik leben konnten. Die Situation verbesserte sich, als die drei in den siebziger Jahren ihre ersten grossen kommerziellen Hits landeten. «Oh läck du mir» und «Ganz de Bappe» verkauften sich innerhalb von wenigen Monaten über 250 000-mal. Das Trio Eugster durfte sich nun mit den ersten Goldenen Schallplatten schmücken. Vic Eugster sagte in einem Interview später über jene Zeit, dass seine Brüder und er vom Erfolg komplett überrumpelt worden seien. Sie hätten nie damit gerechnet, beim Publikum so gut anzukommen: «Es lief wie gestört, wir waren in jeder Fernsehsendung.» Dabei mochten sie

eher die Songs, die gar nicht so beliebt waren, wie «Wänn de Böögg verbrännt».

1982 erhielten die fröhlichen Zürcher mit «Iischtige bitte» ihre eigene Samstagabend-Show am Fernsehen – quasi der Ritterschlag der Unterhaltungsbranche. Regisseur Max Sieber erinnert sich: «Die Sendung lebte in erster Linie von der Popularität der Eugsters. Die drei waren damals ein Selbstläufer.» Aber das Fernsehen konnte auch mit einem technischen Novum auf-

«Wir schafften es bis nach Australien und sangen teilweise in grossen Hallen.»

warten. Dazu Sieber: «Im Studio installierten wir einen Bahnhof, aus dem ein Zug ausfahren konnte. Die Schienen endeten zwar nach zwölf Metern, aber die Sache funktionierte tadellos.»

Nie verkracht

Die Fahrt des Trio Eugster ging weiter – viel weiter. Besonders stolz waren die Brüder immer auf ihre Auftritte in den USA und in Japan. Als sie in den achtziger Jahren vermehrt ihre individuellen Wege beschritten, tourte Vic mit Sepp Trütsch durch die ganze Welt. Trütsch erinnert sich: «Wir schafften es bis nach Australien und sangen teilweise in grossen Hallen. Die Lieder auf Schweizerdeutsch haben überall gestochen.» Allerdings nicht bei der eidgenössischen Verbandsobrigkeit. Die Aufnahme in den Jodlerverband wurde dem Trio Eugster immer verwehrt. Stattdessen gingen die Brüder mit der Zeit. 1994 nahmen sie das Jubiläumsalbum «25 Jahre Trio Eugster» auf und spielten dafür den Erfolgstitel «Oh läck du mir» in einer Techno-Version ein.

Zu diesem Zeitpunkt hatten sie sich längst zu ihrer eigenen Marke befördert und überzeugten nicht nur stimmlich durch perfektes Zusammenspiel: Alex, der noch heute eine eigene Produktionsfirma besitzt, komponierte und arrangierte die Lieder, Vic übernahm Verkauf und Vermarktung, und Guido lieferte mit seiner Immobilienverwaltung die logistische und infrastrukturelle Basis. Sepp Trütsch sagt: «So viel ich weiss, hatten sie nie Krach miteinander.»

Ob ihr Erfolg heute in derselben Form noch möglich wäre? Trütsch denkt, dass es für die Jungen eine andere Sprache brauche – vielleicht mit mehr Anglizismen. Gleichzeitig stellt er aber fest: «Die Lieder des Trio Eugster laufen weiterhin in den Skihütten oder am Radio. Besonders jetzt während der Corona-Pandemie sehnen sich die Leute nach dieser Art von Unterhaltung, wollen wieder lachen, etwas Fröhliches hören.» Und gut zu unterhalten, sei etwas vom Schwierigsten, was es gebe. Auch Pepe Lienhard vertritt eine ähnliche Meinung: «Das Trio Eugster würde heute noch faszinieren. Man würde die Lieder allenfalls mit etwas Disco-Bass unterlegen, aber so könnten sie noch immer funktionieren.» Vielleicht wäre ja Baschi für eine Neuinterpretation zu haben, sagt der Band-Leader lachend und liefert dem ballgewandten Sänger einen mustergültigen Steilpass.

Es würde wohl nicht nur Pepe Lienhard freuen, wenn die alten Mundart-Hits in einer neuen Form wieder auflebten. Offiziell zurückgetreten ist das Trio Eugster zwar nie. Aber seit sich Guido nach langer Krankheit in die Ewigkeit verabschiedet hat, ist eines klar: Auf der irdischen Bühne wird man die erste Schweizer Boygroup in ihrer ursprünglichen Form nie mehr sehen. Leider.



«Ich will auch später mein Leben selbst in die Hand nehmen.»

Vera Last
Leiterin Financial Accounting
zum selbstbestimmten Leben.



Aus Falschmeldung wird Staatsaffäre

Ungarns ehemaliger Nationaltorwart und Spieler des Jahres wurde bei Hertha BSC entlassen. Er habe sich «homophob und rassistisch» geäußert. Kein Wort davon ist wahr.

Matthias Rüb

Wenn ein unterdurchschnittlicher Klub der deutschen Bundesliga seinen Torwarttrainer entlässt, gibt das eine Kurzmeldung im Sportteil. Die Entlassung von Zsolt Petry am Osterdienstag durch Hertha BSC hat sich dagegen zu einer Staatsaffäre ausgewachsen. Über die professionelle Qualifikation von Petry, 1966 in Budapest geboren, gibt es keine Debatte. In 38 Länderspielen hat er für Ungarn das Tor gehütet. Mit dem Traditionsclub Honvéd Budapest gewann Petry in der Saison 1990/91 den Meistertitel, dazu die Auszeichnung als Ungarns Fussballer des Jahres. Petry spielte in einem halben Dutzend Ländern Europas. Seine aktive Laufbahn beendete er 2004 beim SC Paderborn. Dort begann er als Torwarttrainer, wechselte später nach Hoffenheim und 2015 schliesslich nach Berlin zu Hertha.

Damit begannen seine Probleme

Am Ostermontag erschien in der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Magyar Nemzet* (ungarische Nation) ein ausführliches Interview mit Petry. Darin sagte er viele kluge Dinge über den ungarischen Fussball. Zum Ende des Interviews nimmt Petry Stellung zu gesellschaftspolitischen Fragen. Und damit begannen seine Probleme. Über die sozialen Medien, auch von Nachrichtenagenturen, wurde kolportiert, Petry habe sich im Zeitungsgespräch «homophob und rassistisch» geäußert.

Nichts davon stimmte, wie man auf der Internetseite von *Magyar Nemzet* nachlesen konnte. Zur reflexhaften Aburteilung Petrys reichten die Falschmeldungen sowie der Umstand, dass das Blatt die Politik von Ministerpräsident Viktor Orbán und dessen konservativ-nationaler Regierungspartei Fidesz meist gutheisst.

Bei Hertha BSC, dem überaus ambitionierten «Big City Club» im permanenten Abstiegs-kampf, reagierte man schnell. 24 Stunden nach der Veröffentlichung des Interviews war Petry seinen Job los: Die Äusserungen im Interview, das er vorab nicht vom Verein hatte genehmigen lassen, widerspiegelten nicht die Werte wie «Vielfalt und Toleranz», für die sich der Klub einsetze. Zugleich versicherte die Geschäfts-

führung, Petry habe bei Hertha «zu keiner Zeit homophob oder fremdenfeindlich agiert».

Im Interview verteidigte Petry zunächst vehement das Recht auf Meinungsfreiheit seines Landsmannes Péter Gulácsi, Torwart beim Spitzenverein RB Leipzig und bei der ungarischen Nationalmannschaft. Gulácsi hatte Ende Februar in einem Facebook-Post das von der Regierung Orbán durchgesetzte Adoptionsverbot



Interview mit der falschen Zeitung: Torwarttrainer Petry.

für homosexuelle Paare kritisiert: «Jedes Kind hat das Recht, in einer glücklichen Familie aufzuwachsen – ganz egal, aus wie vielen Menschen sie besteht, welche Hautfarbe man hat, wen man liebt oder woran man glaubt.» Der «Grossteil der ungarischen Gesellschaft» habe Gulácsis Haltung zugunsten der «Regenbogenfamilie» missbilligt, diagnostizierte Petry im Interview und fuhr dann fort: «Er hat deshalb viel Kritik einstecken müssen. Aber aus prinzipieller Sicht ist es inakzeptabel, jemanden für die Äusserung einer Meinung zu verurteilen.» Seinem Nachfolger im Nationaltrikot zwischen den Pfosten riet Petry: «Als Sportler würde ich mich an seiner Stelle auf den Fussball konzentrieren und keine Stellung zu politischen oder gesellschaftlichen Themen beziehen.»

Und dann bezog Petry selbst politisch Stellung, ausgerechnet zum ewigen Streitthema

der europäischen Migrationspolitik. Die sieht Petry als «Offenlegung unseres moralischen Verfalls, der über den Kontinent hinwegfegt». Wer in unserem «christlichen Kontinent» (Petry) die Einwanderung missbilligt, weil diese «eine beängstigende Menge von Straftätern nach Europa» gebracht habe, der werde «sogleich als Rassist gebrandmarkt», klagte Petry. Immer seltener werde «die Meinung eines anderen Menschen toleriert, vor allem, wenn dieser einen konservativen Standpunkt vertritt», resümierte Petry. Wie recht er damit hatte, erfuhr er tags darauf am eigenen Leib.

Am Donnerstag bestellte das Aussenministerium in Budapest den Geschäftsträger der deutschen Botschaft ein und übermittelte ihm die Sorge Ungarns über die «Einschränkung der Meinungsfreiheit» in Deutschland. Beide Länder hätten selbst «unmittelbare historische Erfahrungen mit ausgeprägtem Meinungsterror» gemacht, weswegen der «Schutz des Grundrechts auf freie Meinungsäusserung unserer gemeinsame moralische Verpflichtung» sei.

Vielfalt und Toleranz

Aussenminister Péter Szijártó legte mit der Feststellung nach, nun stürze «die grosse Heuchelei in Sachen Presse- und Meinungsfreiheit in sich zusammen»: Ein Torwarttrainer sei hinausgeworfen worden, weil er «gegen den liberalen Mainstream zu Familie und Migration Stellung» bezogen habe. Und Orbáns Kabinettschef Gergely Gulyás forderte eine Antwort von Berlin, ob Deutschland «noch ein Land der Rechtsstaatlichkeit» sei, denn «Meinungsfreiheit ist ein europäischer Wert». In Berlin bezeichnete der stellvertretende Aussenamtssprecher die Äusserungen ranghoher Vertreter der ungarischen Regierung als «in keiner Weise nachvollziehbar». Schliesslich wissen die Berliner Piefkes am allerbesten, wo Vielfalt und Toleranz aufhören und Einfalt und Intoleranz beginnen: immer bei den Andersdenkenden.

Matthias Rüb ist Italien-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Grün statt feldgrün

Mit viel Getöse verkündet das Verteidigungsdepartement seine Energieeffizienz. Und lenkt damit von den wahren Problemen der Armee ab.

Christoph Mörgeli

Mit der französischen Verteidigungsministerin sprach Bundesrätin Viola Amherd im März über Energieeffizienz. Bei der Vorstellung der Armeebotschaft im Februar sprach Amherd ebenfalls über Energieeffizienz. Wer immer etwas von der Walliser Mitte-Politikerin hören will, vernimmt etwas über Energieeffizienz – sei es bei Gebäude-sanierungen, sei es bei der Erneuerung der Fahrzeugflotte. «Gerade im Immobilienbereich können wir viel bewirken», behauptet Amherd. Das Immobilienprogramm 2021 sieht an dreizehn Standorten Fotovoltaikanlagen mit einer Fläche von insgesamt 18 000 Quadratmetern vor. Zudem soll der CO₂-Ausstoss der Luftwaffe jährlich um rund 28 Tonnen gesenkt werden. Das entspricht dem Ausstoss von 650 Haushaltungen. Also dem eines kleinen Schweizer Dörfchens. Was weder das Klima der Schweiz noch jenes der Welt retten wird. Es geht hier lediglich um vernachlässigbaren Pipifax.

Doch das Thema Energieeffizienz ist ganz nach dem Geschmack des Zeitgeistes und also auch von Viola Amherd. Die Chefin des Verteidigungsdepartements (VBS) kann für ihren beherzten Kampf für die Umwelt den Prüfbericht «Umweltschutz im VBS» vom Herbst 2020 vorschieben. Ideologiegetriebene Inspektoren haben herausgefunden, dass «Nachhaltigkeits- und Umweltfragen kaum in übergeordneten Leitungsgremien wie zum Beispiel der Armeeführung besprochen werden». In Sachen Energieeffizienz herrsche im Departement noch immer Verbesserungspotenzial. Etwa beim Schadstoffausstoss. Denn unsere Panzer, Geschütze und Lastwagen fahren noch immer ohne Elektroantrieb. Auch beim «nachhaltigen Lebensmittelverbrauch» liegt manches im Argen, soll es doch vorkommen, dass die Wehrmänner noch immer klimaschädliches Fleisch verzehren.

Umweltausbildung statt Waffendrill

Nach Meinung der Prüfer sollte die Verteidigungsministerin schleunigst ein Umweltleitbild verabschieden und umsetzen. Was Amherd nach nur gerade zwei Wochen auch freudig

tat. Seither müssen Armeeführung und Spitzenbeamte ihres Departements das Thema Nachhaltigkeit an den Sitzungen regelmässig traktandieren. Bis Ende dieses Jahres werden ihre Mitarbeiter das «Leitbild Umweltschutz» mit Zielvorgaben verabschieden. Per sofort diskutieren sie weniger über Bedrohungslage und Kampfkraft, dafür mehr über Nachhaltigkeit. Früher – sprich unter den SVP-Bundesräten Ueli Maurer und Guy Parmelin – sei dies «weniger ein Thema gewesen». Jetzt aber, so Viola Amherd, habe sie «diesen Handlungsbedarf erkannt und Massnahmen erlassen».

Die Erfolgsmeldungen des VBS ähneln inzwischen dem Programm ökologischer Parteien. Die Armee setzt nicht mehr auf Feldgrün, sondern auf Grün. Sonnenkollektoren, Fluglärminderung und Senkung des Ressourcenverbrauchs sind Trumpf. Viola Amherd legt ihren Beamten und Generälen als «persönliches Anliegen» statt des verfassungsmässigen Verteidigungsauftrags die Ziele der Uno-Nachhaltigkeitsagenda 2030 ans Herz. Die «Umweltausbildung» – so das departementale Selbstlob – werde grossgeschrieben. Nicht mehr Waffendrill, Schiessausbildung und Gefechtsübungen sind überlebenswichtig. Stattdessen verfügt die Armee mittlerweile über «ein eigenes Kompetenzzentrum «Umweltausbildung», das Armeeinghörige systematisch in Umweltbelangen ausbildet». Das neue VBS-Motto sei zugleich ein Bekenntnis zu seiner «Umweltverantwortung» und laute: «Ein modernes, effizientes Departement ist auch ein ökologisch verantwortungsvolles Departement.»



Angesichts solcher Fanfarenstösse auf Nebenkriegsschauplätzen ist zu befürchten, dass sich die grüne Gesinnung auch beim gegenwärtig wichtigsten Geschäft des Verteidigungsdepartements durchsetzt: bei der Beschaffung des neuen Kampffjets. Möglicherweise stehen bei der im Mai anfallenden Typenwahl nicht Leistungsfähigkeit, Geschwindigkeit und Kampfkraft der Flieger an erster Stelle, sondern der Schadstoffausstoss. Da könnte man am besten gleich zu den völlig CO₂-freien Gleitflugzeugen der Gebrüder Wright zurückkehren. Doch militärisch interessiert einzig, dass keine Abstriche an Qualität und Preis akzeptiert werden. Und dann heisst die Devise für die Christdemokratin Amherd: Arbeiten, dass dieser Kampffjet von der Mehrheit akzeptiert wird. Und beten, dass er das Referendum der Armeeabschaffer übersteht.

Lauter Nebenkriegsschauplätze

Nachhaltigkeit bei der Armee wäre weniger im Umweltbereich gefordert als bezüglich Ausrüstung und Beständen. Doch beide Bereiche sind mittlerweile so zusammengeschmolzen, dass es ökologisch nicht mehr viel herauszuholen gibt. Und in beiden tun sich Abgründe auf: Ab 2025 müssen die schweren Bodensysteme – unter anderem die Artillerie und die Kampfpanzer – ersetzt werden. Allein dafür fallen hochumstrittene Kosten von sieben Milliarden Franken an. Wer wie Amherd der Ökologie oberste Priorität einräumt, wird bei den entsprechenden Auseinandersetzungen kaum obsiegen.

Trotz vollmundig angekündigter Erhöhung des Frauenanteils geschieht in der Armee null und nichts in dieser Sache. Seit zwanzig Jahren verharrt der Frauenanteil bei mickrigen 0,7 Prozent. Armeechef und Cyber-Krieger Thomas Süssli täte jedenfalls gut daran, seinen Lohn nicht an sein Versprechen zu binden, er werde Ende der 2020er Jahre einen Anteil von 10 Prozent Soldatinnen erreichen. Die jetzt in Aussicht gestellten Militärfrauenunterhosen, über die sich die Medien weltweit amüsiert haben, werden die Kampfkraft der Armee schwerlich erhöhen. Es sei denn, die Angreifer lachen sich an der Grenze tot.

Der Mann, den Putin aus dem Hut zauberte

Ein unscheinbarer Bürokrat mit einem Faible für Eishockey – enden hier die Parallelen mit Wladimir Putin, oder geht es für Regierungschef Michail Mischustin weiter aufwärts?

Wolfgang Koydl

Wenn man ihn sich so ansieht, hätte er gut in die Riege grauer Herren gepasst, die sich zu Sowjetzeiten am Jahrestag der Oktoberrevolution auf dem Lenin-Mausoleum aufstellten: untersetzt, mit kurzgeschorenem Kugelkopf und stets ernster Miene. Im Mittelpunkt hätte er nicht gestanden, sondern am Rand der versammelten Parteiprominenz. Aber er wäre ganz oben dabei gewesen.

Im neuen Russland ist Michail Mischustin seit gut einem Jahr ganz oben dabei. Im Januar vergangenen Jahres zauberte ihn Präsident Wladimir Putin wie ein Magier als Regierungschef aus dem Hut – als Nachfolger für den wegen seiner nimmersatten Korruptionsgier in Ungnade gefallenen Dmitri Medwedew. Jahrelang hatte er dem Kremlchef treu gedient und ihm sogar ein paar Jahre den Präsidentensessel warmgehalten. Doch nun hatte er seine Schuldigkeit getan und musste gehen.

Den neuen Mann Mischustin hatte niemand auf dem Radar gehabt, nur einigen wenigen Polit-Junkies war der Mittfünfziger ein Begriff. Seine Berufung erinnerte an die Ernennung Putins zum Premierminister durch Boris Jelzin. Auch diese war ein Überraschungscoup gewesen, auch damals hatte niemand den farblosen Bürokraten auf dem Schirm gehabt.

Ungewöhnlich freie Hand

Putin galt als Reformler, der als ehemaliger KGB-Agent die Geheimdienste in die neue Zeit führen sollte. Mischustin hatte sich ebenfalls als Reformler Verdienste erworben. Zehn Jahre lang stand er der russischen Steuerbehörde vor. In dieser Zeit machte er das Steuersystem dank umfassender Digitalisierung zu einem der modernsten und effektivsten weltweit. Die *Financial Times* lobte ihn als «taxman of the future». Pascal Saint-Amans, der der Schweiz in unliebsamer Erinnerung verbliebene Steuerdirektor der OECD, rühmte, dass Mischustin «den Traum aller Steuerinspektoren» wahrgemacht habe – die lückenlose elektronische Verfolgung aller finanziellen Transaktionen.

Im Wesentlichen betrafen die Reformen die Mehrwertsteuer und die Schattenwirt-



«Eigene politische Marke»: Präsident Putin (l.), Premier Mischustin.

schaft. Die Oligarchen blieben weitgehend unbehelligt, vergleichbar mit der kulanten Behandlung, die Facebook, Amazon oder Google im Westen erfahren. Dennoch erhöhten sich Russlands Steuereinnahmen dramatisch, was Mischustin für höhere Aufgaben qualifizierte. Anfangs galt er als Übergangskandidat, als Platz-

Er machte das Steuersystem zu einem der modernsten und effektivsten weltweit.

halter für eine bekanntere politische Figur – auch dies eine Parallele zu Putins Aufstieg. Doch rasch mussten politische Beobachter umdenken. Alexander Baunow von der russischen *Dépendance* der amerikanischen Denkfabrik Carnegie erkannte in ihm gar «ein ausgewachsenes Mitglied der Gruppe von Nachfolgern für das Amt des Staatspräsidenten». Darüber solle seine «re-

lative Unbekanntheit» nicht hinwegtäuschen, gab Baunow zu bedenken.

Nun hat Putin selbst eine Diskussion um die Nachfolge für den Topjob im Kreml fürs Erste im Keim erstickt, nachdem er sich mit einer Verfassungsänderung im letzten Jahr zwei weitere mögliche Amtszeiten gesichert hatte – bis 2036. Dann wäre er 84, aber auch sein Premier wäre mit 70 Jahren nicht mehr tauffrisch. Die Frage ist, ob der Staatschef wirklich bis ins Greisenalter regieren oder ob er schon vorher einen geordneten Machtwechsel aufgleisen will. Denn nichts fürchtet Putin mehr als Chaos und Unruhe in seinem Land wie zu Jelzins Zeiten.

Auf Mischustin hält er grosse Stücke. Das zeigt sich allein daran, dass dieser der erste seiner insgesamt fünf Regierungschefs ist, denen er eine Aufgabe anvertraut hat, die ihm selbst am Herzen liegt: Der Ministerpräsident soll ein gigantisches, knapp 400 Milliarden Dollar teures Projekt umsetzen, mit dem die Infrastruktur des Landes

von Grund auf saniert und die soziale Lage der Bevölkerung verbessert werden soll. Dieser Plan war wegen Corona ins Stocken geraten, aber inzwischen ist Mischustin wieder auf Kurs.

Putin, der Kontrollfreak, gibt ihm dabei ungewöhnlich freie Hand. Bei einer Kabinetts-umbildung im vergangenen November mischte er sich nicht ein. Dies erlaubte es Mischustin, enge Vertraute um sich zu scharen. Sie müssen sich jedoch an einen harten Führungsstil gewöhnen: Regelmässig benotet der Premier seine Minister, und ineffiziente Staatsbeamte finden sich ruckzuck auf der Strasse. «Effektive Verwaltung» ist ein Lieblingswort des Regierungschefs. Eine Verwaltungsreform mit Kahlschlag der aufgeblähten Bürokratie ist sein zweites, von Putin nachdrücklich gewünschtes Grossprojekt.

Geradezu unerhört aber war der Ukas, mit dem der Präsident dem Premierminister das Recht einräumte, den Ausnahmezustand zu verhängen. Dies war bisher das Privileg des Staatsoberhauptes gewesen. Bei der Bevölkerung kommt Mischustin ebenfalls gut an. Seine Beliebtheitswerte liegen bei knapp 60 Prozent, und damit ein wenig unter jenen Putins. Das macht ihn zum zweitpopulärsten Politiker in Russland. Zum Vergleich: Der Oppositionelle Alexei Nawalny liegt dauerhaft bei 4 Prozent Zustimmung.

Erstaunlicherweise schaden Mischustin die Korruptionsvorwürfe nicht, die auch gegen ihn erhoben werden. Sein Vermögen wird auf gut dreissig Millionen Franken taxiert, das allerdings seit seinem Amtsantritt in den Händen seiner Mutter, seiner Schwester und seiner Ehefrau liegt.

Letztere hört auf den ungewöhnlichen Vornamen Wladlena, abgeleitet aus den ersten Silben von Wladimir und Lenin. Dies lässt auf ein stramm kommunistisches Elternhaus schlies-



„Es ist nur ein Scherz, Majestät!“

sen, was sie aber nicht am Erwerb eines substanziellen Immobilienimperiums gehindert hat. Schon vor Jahren hob sie *Forbes* auf die Liste der reichsten Ehefrauen russischer Beamter. Zwei der drei Söhne gingen in Le Rosey am Genfersee aufs Gymnasium – mit einem Jahresbeitrag von 78 000 Franken angeblich die teuerste Privatschule der Welt.

Ein Mann wie ein Algorithmus

Bemerkenswert – und vor allem der längeren Beobachtung wert – ist der Umstand, dass sich Mischustins Umfragewerte von jenen Putins abgekoppelt haben. Früher waren die Zahlen für Präsident und Premier im Gleichschritt gestiegen oder gesunken. Jetzt steigen die von Mischustin, wenn Putins Werte sinken. «Er hat eine eigene politische Marke geschaffen», urteilte Abbas Galjamow, früher Redenschreiber im Kreml. «Er wird nicht als Ergänzung des Präsidenten gesehen, sondern als möglicher Ersatz.»

Wie aber ist dieser unauffällige Apparatschik in diese Position gelangt? Netzwerke, Freunde – und ein bisschen Glück. Nach Studium und Aus-

bildung zum Systemtechniker und Computerspezialisten erklimmte Mischustin 1992 die erste Sprosse: Er arbeitete für den Internationalen Computerclub in Moskau. Dieser Verein war 1986 mit Billigung des KGB von sowjetischen IT-Wissenschaftlern mit dem Ziel gegründet worden, westliche Technologie in die UdSSR zu holen. Nach dem Kollaps des Kommunismus war dies eine Lizenz zum Gelddrucken.

Die zweite Sprosse waren die Treffen, die der Club jedes Jahr im sonnigen Sotschi veranstaltete. Dort traf sich die Elite der IT-Nerds mit IT-Industriellen – den russischen Pendanten zu Bill Gates und Steve Jobs. Mischustin hatte die Idee, Regierungsvertreter hinzuzuziehen. So traf er den damaligen Finanzminister Boris Fjodorow. Dieser sollte nicht nur sein politischer Mentor werden, sondern ihm auch später als Teilhaber an einem Private-Equity-Fund zum Grundstock seines Vermögens verhelfen.

Als Geniestreich freilich entpuppte sich die Entscheidung des eher unsportlichen Mischustins, sich für Eishockey zu interessieren – jenen Sport, für den sich Putin und die Männer seines engsten Machtzirkels begeistern. Er ging nicht nur selbst aufs Eis, sondern organisierte Matches für einflussreiche Leute. Bald droschen der Verteidigungsminister und der Chef des Auslandsgeheimdienstes bei ihm auf den Puck ein. Und bald hörte auch Putin von dem Sportfreund. Der Rest war, wie man sagt, Geschichte.

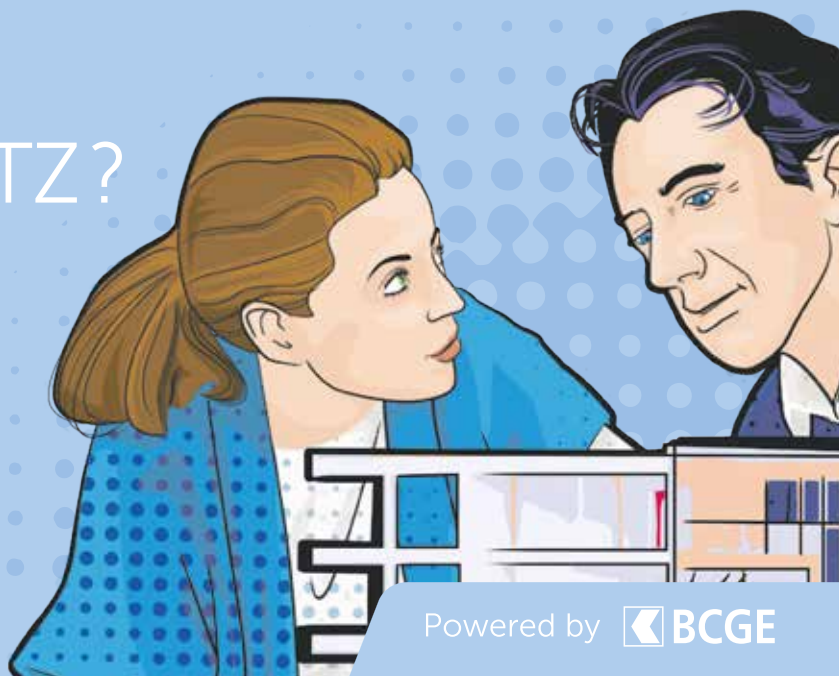
Geholfen hat ihm offensichtlich auch sein Fachgebiet, die Computertechnologie. Er sei ein Mann wie ein Algorithmus, meinen frühere Kollegen, ein Systemtechniker in jedem Sinn des Wortes: «Er versteht Systeme und weiss, wie man sich in ihnen bewegt und wie man sie nutzt. Und er ist richtig gut darin, zu wissen, welches die richtigen Leute sind.»

SIE SUCHEN EINEN VORTEILHAFTEN HYPOTHEKENZINSSATZ?

Unterzeichnen Sie Ihr Darlehen online in 15 Min. und erzielen Sie

+0,5% zusätzliche Zinsen auf Ihren Ersparnissen!

AVANTAGESERVICE.CH



Powered by BCGE

Zürich säubern

Der rot-grüne Zürcher Stadtrat kämpft gegen den Begriff «Mohr». Folgt er weiter dem Zeitgeist, sind viele Strassenschilder übel dran.

Christoph Mörgeli

Drei denkmalgeschützte Häuser im Niederdorf, die den Begriff «Mohr» im Namen tragen, müssen übermalt werden. Denn es handle sich – so die Stadtregierung – um «rassistische Zeitzeichen im öffentlichen Raum». Jetzt geht es also darum, antirassistische Zeitzeichen zu setzen. Nach dem Prinzip «Geben und Nehmen» wurde parallel zur Mohren-Liquidierung der Negrellisteg eingeweiht – benannt nach Alois Negrelli, dem Projektleiter der Spanisch-Brötli-Bahn zwischen Zürich und Baden. Laut Sprachforschern stammt «Negrelli» von einem hier nicht genannten Wort. Und zwar darum, weil der norditalienische erste Namensträger eine auffallend dunkle Hautfarbe aufwies.

Will der Zürcher Stadtrat wirklich konsequent politische Korrektheit üben, bekommt er in Zürichs Strassen und Plätzen viel zu tun. Zuallererst müsste Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) die Gedenktafel an Lenins Wohnhaus entfernen. Denn dieser Halbheilige der Linken hat mitsamt seinen Nachfolgern einen «Roten Terror» veranstaltet, dem zwanzig Millionen Menschen zum Opfer fielen. Auch an den Chirurgen Theodor Billroth dürften weder Tafel noch Strasse erinnern. Dessen Ausfälle gegen die Juden führten 1875 zu den ersten gewalttätigen antisemitischen Ausschreitungen an der Universität Wien. Die Alfred-Escher-Strasse ist angesichts der Sklaverei-Verstrickung von Eschers Vorfahren ohnehin indiskutabel. Die Auguste-Forel-Strasse erinnert an einen Rassenhygieniker sozialistischer Prägung (auch das gibt's): Dieser Psychiater hat im Burghölzli Kastrationen und Sterilisationen veranlasst, um die «Degeneration» der Bevölkerung zu bekämpfen.

Chorherrenweg, Kaminfegegasse

Die Stadtzürcher Präventionsprogramme machen Strassen, die an Rauschgift- oder Tabletten-Junkies erinnern, absolut unzumutbar. Also weg mit dem Annemarie-Schwarzenbach-Weg, der Friedrich-Glauser-Gasse und der Erika-Mann-Strasse. Wie kann jemand angesichts der Me-Too-Bewegung eine Ferdinand-Hodler-Strasse dulden, wo doch der Maler seine Modelle zu ver-

gewaltigen beliebte? Die Albert-Einstein-Strasse erinnert an einen Physiker, der laut feministischen Erkenntnissen seine erste Frau wissenschaftlich schamlos bestohlen hat. Und zeugt der Niklaus-Meienberg-Weg nicht von einem testosterongesteuerten Berserker, der regelmässig verschiedene Frauen nebeneinander beschlief? Von unerwünschter roher Männlichkeit strotzt auch der Rüdenplatz. Und der Chorherrenweg verherrlicht eine Zeit, in der die Chorherren unter sich blieben und keine Chorherren duldeten.

Die Kaminfegegasse erinnert an schwarze Männer, was heutzutage überhaupt nicht mehr geht. Der Kreuzplatz ist gegenüber unseren andersgläubigen Migranten eine reine Provokation. Und angesichts der veganen Welle und der Klimakatastrophe wegen Fleischkonsums ist eine Metzgergasse genau wie eine Widdergasse unzumutbar. Der Kleinjogg-Steig erinnert an den Kinderfeind (Misopädisten) Kleinjogg Gujer. Dieser gefeierte Musterbauer liess seine Kinder 1761 auf dem Boden essen, solange sie noch keine nützliche Feldarbeit verrichteten. Der Chirurg Rudolf Ulrich Krönlein (Krönleinstrasse) hat so viel Steuern hinterzogen, dass er 1910 dem Kantonsspital ein hübsches Sümmechen hinterlassen konnte.

Der Oberbefehlshaber im Ersten Weltkrieg (General-Wille-Strasse) meinte: «Wenn ein Mann ein Weib will, so bekommt er es auch, das ist Naturgesetz.» Sein Nachfolger (General-Guisan-Quai) bewunderte den faschistischen Duce Mussolini. Was haben überhaupt diese Generäle in Zürichs Strassen verloren?



Am Hotzesteig und an der Hotzestrasse (Friedrich Hotze, 1799) oder an der Massénastrasse (Napoleons André Masséna)? Überhaupt dieser Kriegslärm rund um die Waffenplatzstrasse, Kasernenstrasse, Zeughausstrasse und Militärstrasse. Die Oskar-Bider-Strasse macht einen Militärflieger unsterblich, wo doch der Stadtrat die neuen Kampffjets ins Pfefferland wünscht. Mit einer Morgartenstrasse (1315) oder einer Sempacherstrasse (1386) soll man heutzutage nicht mehr kommen.

Bekennnishaft Nazi-Phrasen

Hat der Zürcher Stadtrat noch immer nicht gemerkt, dass die Huttenstrasse nach Ulrich von Hutten benannt ist, in dessen Namen im Internet ein rechtsradikaler Freundeskreis sein Unwesen treibt? Der Regisseur Kurt Früh (Kurt-Früh-Weg) und der Intendant Rolf Liebermann (Rolf-Liebermann-Weg) waren in ihrer Jugend schlimme Stalinisten. Überhaupt die leidige Politik: Jürg Jenatsch (Jenatschstrasse) erwies sich als übler Meuchelmörder. Ins unerträglich Deutschtümelnde führen uns Theodor Körner (Körnerstrasse) und Emanuel Geibel (Geibelstrasse), der da dichtete: «Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen.» Von der Germaniastrasse wollen wir schon gar nichts wissen. Und die Lessingstrasse ist nach einem erbärmlichen deutschen Spion benannt, den Landsleute 1835 umgebracht haben.

Der Bircher-Benner-Platz gemahnt an Max Bircher-Benner, den die Nazis als Chefarzt ans Rudolf-Hess-Krankenhaus in Dresden berufen wollten. Als Schweizer Bauernführer äusserte Ernst Laur (Ernst-Laur-Hof) bekennnishaft Nazi-Phrasen. Johann Wolfgang von Goethe (Goethestrasse) wollte den Juden die gleichen Rechte ebenso vorenthalten wie der erste Schweizer Bundespräsident, Jonas Furrer (Jonas-Furrer-Strasse). Die antisemitischen Schimpftiraden von Jeremias Gotthelf (Gotthelfstrasse) und Jacob Burckhardt (Jacob-Burckhardt-Strasse) seien hier nicht zitiert. Kurz, der Zürcher Stadtrat steht vor einer gewaltigen Säuberungsarbeit. Zumindest einen Strassennamen wird er aber schön belassen: die Mimosenstrasse.

Europas traurigster Politiker

Grau, gereizt und mit leeren Versprechen hausierend:
Premier Stefan Löfven ist das personifizierte Scheitern des schwedischen Sozial-Modells.

Katerina Janouch

Der schwedische Ministerpräsident Stefan Löfven ist das genaue Gegenteil eines Politikers, der sein Land mit sicherer Hand führt und dem die Bürger vertrauen. Nach Ansicht vieler Schweden ist er «der unfähigste Premier aller Zeiten» – immer unsichtbar, immer abwesend, immer mit Versprechen im Angebot, die nie eingelöst werden. Seine Energie scheint Löfven einzig darauf zu verwenden, unablässig seine Erzrivalen anzugreifen, die einwanderungskritischen Schwedendemokraten von Jimmie Åkesson, der sich wachsender Popularität erfreut, was man von Löfven nicht unbedingt sagen kann.

Laut jüngsten Umfragen haben 36 Prozent der Bevölkerung grosses Vertrauen in Åkesson, während die Beliebtheitswerte von Löfven im vergangenen Jahr um sieben Prozentpunkte zurückgegangen sind. Gemäss neusten Umfragen liegen seine Zustimmungswerte bei 35 Prozent, seine Partei, die Sozialdemokraten, kommen auf 27,6 Prozent – ein historisches Tief.

Löfven scheint keine Kraft zu finden, die Regierungspolitik ins Positive zu wenden. Die Taktik des Premiers besteht darin, seine Gegner zu spalten und zu verleumden. «Die Demokratie ist bedroht, wenn es bei den nächsten Wahlen zu einem Machtwechsel kommen sollte», behauptete der Premier mit chronisch deprimiertem Gesichtsausdruck vor vier Wochen im schwedischen Fernsehen.

Skandal vor Weihnachten

Die Moderaten, eine bürgerlich-konservative Partei mit liberalem Wirtschaftsprogramm, erklärten schon vor einem Jahr, dass «Stefan Löfven der schlechteste Ministerpräsident ist, den Schweden in jüngerer Zeit hatte». In sozialen Netzwerken kann man Petitionen unterschreiben, die Löfven zum Rücktritt auffordern.

Selbst ansonsten regierungsfreundliche Journalisten der Massenmedien erheben ihre Stimme gegen Löfven und seine Regierung. Am 18. März schrieb Petter Birgersson in einem Leitartikel der liberalen Zeitung *Ystads Allehanda*: «Stefan Löfven ist gescheitert.» Und die Zeitung *Göteborgs-Posten* zitierte Gunnar Strömmer, den

Parteisekretär der Moderaten, mit den Worten: «Wenn Stefan Löfven sich wirklich Sorgen um die schwedische Demokratie macht, sollte er sich erst einmal um den verbreiteten Antisemitismus in seiner eigenen Partei kümmern. Antisemitismus untergräbt das Fundament jeder anständigen Gesellschaft.»

Die wenigen öffentliche Auftritte Löfvens in den letzten Monaten haben massive Kritik ausgelöst und zur Frage geführt, ob er tatsäch-



Historisches Tief:
Ministerpräsident Löfven.

lich geeignet ist, das Land zu führen. Kurz vor Weihnachten sorgte er für einen Skandal, als er in einem Stockholmer Einkaufszentrum Batterien für seinen Rasierapparat kaufte, während

Löfven gab an, er wisse nicht, wie man im Internet einkauft.

normale Bürger wegen der Corona-Pandemie gebeten wurden, zu Hause zu bleiben. Löfven gab an, er wisse nicht, wie man im Internet einkauft.

Am 30. März folgte der neuste Aufreger. In einem Interview mit *Dagens Nyheter*, der grössten schwedischen Tageszeitung, erklärte er mit Blick auf die Linkspartei (die vormaligen Linkspartei-Kommunisten), dass die schwedischen

Kommunisten «nie undemokratische Werte» vertreten hätten, sondern, im Gegenteil, für die Demokratie eingetreten seien. (1987 besuchten Delegierte der Sowjetunion, Nordkoreas und Chinas auf Einladung der Linkspartei-Kommunisten das Land.) Löfvens eigenwillige Bemerkung löste scharfe Reaktionen aus.

Image-Schaden

Immer deutlicher zeigt sich, was sozialdemokratische Politik – einst als «Schweden-Modell» europaweit bewundert – aus einem bislang gut funktionierenden Land gemacht hat. Eine stetig wachsende Anzahl Schweden lebt in Armut. Dazu werden nun die Folgen einer fehlgeleiteten Corona-Politik sichtbar. In Skandinavien entfallen 75 Prozent der Covid-19-Toten auf Schweden. Dass die Alten dem unrealistischen Streben nach Herdenimmunität geopfert werden (was der Staatsepidemiologe Anders Tegnell bestreitet), stösst ebenso auf massive Kritik wie die im Vergleich zu den anderen nordischen Ländern gescheiterte Impfstrategie.

All das beschädigt das Image des Landes, das Löfven unbedingt aufpolieren wollte. Und welche anderen «Erfolge» kann er für sich beanspruchen? Eine schlechtere Stromversorgung wegen der Stilllegung einwandfrei funktionierender Atomkraftwerke (Ringhals ging Ende 2020 vom Netz), die vierthöchste Arbeitslosigkeit in der EU, grassierende Kriminalität und beharrlich vertretene Unwahrheiten über eine Einschränkung der Einwanderung. Statt die Immigration zu beschränken, wie es die sozialdemokratische Premierministerin Dänemarks, Mette Frederiksen, macht, lässt er zu, dass die Zahl der Einwanderer nach Schweden bei jährlich etwa 100 000 Personen liegt.

Im September 2022 finden Parlamentswahlen statt. Man braucht kein Experte zu sein, um zu ahnen, dass Stefan Löfven und seine Sozialdemokraten wenig Chancen haben. Das erklärt seinen traurigen Gesichtsausdruck.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Hakenkreuz und Doppeladler

Muslimische Albaner kämpften als Freiwillige in Hitlers SS-Waffendivision «Skanderbeg». Für ihre Pläne töteten sie in der Endphase des Zweiten Weltkrieges zehntausende Serben.

Peter Keller

Es war der letzte Eintrag im Gästebuch. Am 3. Juni 1944 bedankte sich August Schmidhuber, Kommandant der SS-Waffendivision «Skanderbeg», für die «wunderbare Gastfreundschaft» im Kloster Decani. Die Gemeinschaft serbisch-orthodoxer Mönche befand sich im westlichen Kosovo – und es ist wenig wahrscheinlich, dass sich die damaligen Bewohner über den deutschen Besucher und seine Begleitung gefreut haben.

Nur ein paar Wochen nach seinem Aufenthalt in der klösterlichen Abgeschiedenheit würde Schmidhuber, Sohn eines bayrischen Regierungsbeamten, freundliches Äusseres mit Seitenscheitel und runder Brille, ein Massaker auf dem Balkan zu verantworten haben. Seine SS-Truppen töteten im montenegrinischen Dorf Velika 428 Serben, darunter 120 Kinder. Eine Überlebende berichtete, wie sich ihr ein Soldat mit Waffe genähert habe: «Ich sagte ihm, dass ich ihm Brot bringen wolle, wie mir befohlen worden war.» Darauf habe dieser geantwortet: «Deutschland hat Brot!» Die Zeugin war überrascht, dass der Mann ihre Sprache perfekt sprach. Dann habe er auf sie geschossen und ihren einjährigen Sohn, den sie auf dem Arm trug, getötet. Der Mörder in SS-Uniform war nicht Deutscher, sondern Albaner, wahrscheinlich aus der näheren Umgebung.

Wehe den Schwachen auf dem Balkan

Was sich ab 1943 im Hinterhof Europas abspielte, war ein kurioses, eher unbekanntes Kapitel des Zweiten Weltkrieges. Auf Befehl von Hitler wurden zwei SS-Waffendivisionen gebildet, die sich hauptsächlich aus Freiwilligen muslimischen Glaubens zusammensetzten. Zunächst die mehrheitlich aus Bosniaken bestehende, nach dem arabischen Krummsäbel benannte SS-Waffendivision «Handschar». Die zweite Division trug den Namen des albanischen Nationalhelden «Skanderbeg» (1405–1468). Sie setzte sich mehrheitlich aus muslimischen Albanern zusammen; als Truppenkennzeichen trugen die Soldaten den Doppeladler an der Uniform.

Wie kam es zu dieser seltsamen Allianz von Nationalsozialismus und Islam? Warum lies-

sen sich zehntausende muslimische Freiwillige für Hitlers Armeen rekrutieren? Und was hat es speziell mit den albanischen Muslimen in der Waffen-SS auf sich, die in wenigen Monaten unzählige Kriegsgräuelpogromen begingen? Dazu hat die Schweizer Historikerin Franziska A. Zaugg eine lesenswerte Studie vorgelegt, welche die Entstehung der Division «Skanderbeg» nachzeichnet und sie einordnet: Es verbinden sich in dieser SS-Formation die «grossalbanischen» Pläne der albanischen Elite mit den deutschen Kriegsinteressen im Balkan. Das Ganze fand in einer ethnisch aufgeladenen Konfliktzone statt, die bis in die jüngere Gegenwart ausstrahlt: Auf fast unheimliche Weise wiederholen sich viele

Eigentlich wollte Hitler Ruhe an der südöstlichen Flanke Europas – und es sah lange danach aus.

Gewaltexzesse in den 1990er Jahren an denselben Orten, die schon im Zweiten Weltkrieg Schauplatz von Vertreibung und Verfolgung waren, wie die Autorin in ihrem Fazit festhält. Beteiligt waren alle Volksgruppen. Oder wie es der Publizist Peter Scholl-Latour formulierte: «Da gibt es keine Guten und Bösen, sondern nur Starke und Schwache, und wehe den Schwachen auf dem Balkan.»

Eigentlich wollte Hitler Ruhe an der südöstlichen Flanke Europas – und es sah lange danach aus. Italien kontrollierte seit 1939 Albanien, und das nach dem Ersten Weltkrieg entstandene Königreich Jugoslawien stand politisch dem Deutschen Reich nahe. Im März 1941 unterzeichneten jugoslawische Regierungsvertreter sogar ein militärisches Bündnis mit den Achsenmächten – zum Missfallen serbischer Offiziere, die kurz darauf in Belgrad gegen die Regierung putschten. Im allgemeinen Chaos entschloss sich Hitler, Jugoslawien anzugreifen und dieses «militärisch und als Staatsgebilde zu zerschlagen».

Der Sieg war schnell errungen, nur blieb die Region ein aus deutscher Sicht mühseliger Unruheherd. Während in Kroatien das nazifreund-

liche Ustascha-Regime eingerichtet wurde und in Albanien eine Marionettenregierung von Mussolinis Gnaden herrschte, formierte sich der Widerstand: aus serbischen Nationalisten und in der von Josip Tito geführten Partisanenarmee, in der Serben ebenfalls die grosse Mehrheit bildeten.

«Freiwild für alle»

Sowohl die kroatischen wie die albanischen Führungsriege nutzten die neuen Verhältnisse, um unter der jeweiligen Schutzmacht ihre eigene nationalistische Agenda zu verfolgen. Der vordergründige Kampf gegen «Kommunisten» richtete sich vor allem gegen unliebsame Minderheiten: gegen Serben, Juden und Roma. Überall dort, «wo die albanische und italienische Flagge gemeinsam wehten», seien ethnische Säuberungen in die Tat umgesetzt worden, schreibt der Historiker Davide Rodogno. «Es begann eine lange Phase von Internierungen, standrechtlichen Hinrichtungen und Umsiedlungen.»

Der vom Deutschen Reich ernannte Sonderbeauftragte für Südosteuropa, Hermann Neubacher, ging in einem internen Schreiben von Vertreibungen und Ermordungen von 40 000 Serben zwischen Mai 1941 und April 1944 aus. Dazu kämen weitere 30 000, die bereits zur Auswanderung angemeldet worden seien. Selbst der Nazi-Abgesandte Neubacher hielt fest, dass die Serben «Freiwild für alle» geworden seien. Was die Konflikte begünstigte, war das nach dem deutschen Balkan-Feldzug 1941 geschaffene «Grossalbanien», womit der aus dem heutigen Albanien und «Neualbanien» (Mittelkosovo und Südkosovo, mazedonische und montenegrinische Grenzgebiete) zusammengesetzte Vasallenstaat bezeichnet wird.

Dieses Gebilde sollte um jeden Preis gesichert werden. Der albanische Innenminister Xhaver Deva gab das Ziel vor: Man wollte den ethnischen grossalbanischen Staat «über das Kriegsende hinaus» erhalten. Die Leader um die nationalistische «Zweite Liga von Prizren» dienten sich Hitler an. Ihr Präsident Bedri Peja-



Botschaft an den Feind: muslimische Albaner melden sich als Freiwillige, 1943.

ni versprach den Deutschen prahlerisch 120000 bis 150000 «kriegswillige» Soldaten aus Kosovo und den «neualbanischen» Gebieten – und verband dieses Angebot mit klaren Forderungen: Er wollte für seine albanischen SS-Krieger eine moderne militärische Bewaffnung, deutsche Instruktooren und Offiziere und drittens eine «neuerliche Berichtigung» der Grenzen gegenüber Montenegro und Serbien, also ein noch grösseres Grossalbanien.

Der Reichsführer SS Heinrich Himmler befürwortete die Schaffung einer zweiten, mit albanischen Freiwilligen bestückten Waffen-division und sicherte das Projekt auch ideologisch ab, indem er die muslimischen Völker des Balkans kurzerhand zu den rassistisch wertvollen Völkern Europas beförderte. Gegenüber bosnischen Offizieren betonte Himmler die «gemeinsamen Ziele und Ideale» der Deutschen und der «Muselmanen in Europa». Auch der in Berlin residierende Grossmufti von Jerusalem, Mohammed Amin al-Husseini, hob die «in vieler Hinsicht» parallele Weltanschauung zwischen Nationalsozialismus und Islam hervor: die «Einheit der Führung», «der Kampf, die Gemeinschaft, die Familie, der Nachwuchs». Und: «Das Verhältnis zu den Juden.»

Im Mai 1944 war es soweit: Die 21. Waffen-Gebirgs-Division der SS «Skanderbeg» wurde geschaffen, rund 10000 Rekrutierte wurden für tauglich befunden. In Deutschland ausgebildete

Imame sollten «die weltanschaulich geistige Erziehung» der Truppe übernehmen. Denn: «Der Imam ist der Treuhänder des Islam in der Division. Er hat die Kräfte der Religion für die Erziehung der Div[isions]-Angehörigen zu guten SS-Männern und Soldaten wachzurufen und zu entfalten.» Die Soldaten trugen den Fez als Kopfdeckung, sie durften ihre Religion frei ausüben; auch auf Speisevorschriften wurde Rücksicht genommen. Die Schrift «Islam und Judentum» sollte den islamischen Antisemitismus verstärken, Himmler verwies auf die gemeinsamen Feinde: «den Bolschewik, England, Amerika, alle immer wieder getrieben vom Juden».

Konzentrationslager in Pristina

Es war eine toxische Mischung, die hier losbrach. Bereits nach sechs Wochen meldete das Generalkommando, dass die «Skanderbeg» 510 Juden, Kommunisten, Bandenhelfer und politisch Verdächtige verhaftet habe. Schmidhuber berichtete im Oktober 1944 stolz, man habe in «zwei Überraschungsaktionen» sämtliche Juden im inneren Kosovo in Gewahrsam genommen. In Pristina – heute Hauptstadt des Kosovo – wurde bereits im Frühjahr ein Konzentrationslager eingerichtet, dessen «Aufbau und Organisation», so der SS-Kommandant, «nach dem Muster deutscher Konzentrationslager» erfolgt sei. Als Wachmannschaften wur-

den albanische Freiwillige der Division «Hand-schar» eingesetzt.

Generalfeldmarschall Maximilian von Weichs, Oberbefehlshaber Südost, staunte über die sich entfesselnde Gewalt auf dem Balkan: Das sei kein «Kleinkrieg», sondern «ein allumfassender Aufruhr, ein Losbrechen jahrhundertealter Leidenschaften triebhafter Naturvölker». Auch die Historikerin Franziska A. Zaugg kommt zum Schluss ihrer Studie auf die «extreme Gewaltbereitschaft» zu sprechen. Opfer seien nicht nur massakriert worden, sondern zusätzlich «hergerichtet»: durch Häuten, Drapierung der abgezogenen Haut als Kopftuch, Aufspießen, Pfählung, Beschriftung des Opfers mit einer Botschaft an den Feind.

Anfang 1945 löste sich die «Skanderbeg»-Division auf. Damit war die Spirale der inner-ethnischen Konflikte allerdings nicht beendet. Im Zuge des Kosovo-Kriegs 1999 flüchteten nochmals fast 200000 Serben aus dem Gebiet, der neu gegründete Staat Kosovo ist mittlerweile fast rein albanisch. Die kleine mittelalterliche Klosteranlage Decani, die SS-Kommandant Schmidhuber im Juni 1944 aufsuchte, existiert noch heute – rund um die Uhr bewacht von Schutztruppen der KFOR.

Franziska A. Zaugg: Albanische Muslime in der Waffen-SS. Ferdinand Schöningh Verlag. 346 S., ca. Fr. 50.00.

Jetzt herunterladen!
Weltwoche-App



Mit Bildern und Illustrationen

Holen Sie sich hier die App:



Die Angstpropaganda des Bundesrats verfährt nicht

Das Covid-19-Gesetz ist ein Desaster für unsere Freiheit. Es muss weg.

Marion Russek und Werner Boxler

Am 13. Juni stimmen wir über das Covid-19-Gesetz ab, dank dem Referendum durch die «Freunde der Verfassung». Der Bundesrat nimmt die Herausforderung offenbar sehr ernst. An der Pressekonferenz vom 12. April fuhr die Regierung gleich mit zwei Bundesräten ein. Neben Innenminister Alain Berset trat auch Bundespräsident Guy Parmelin vor die Medien. Dieses ungewöhnliche Doppelaufgebot weist auf eine gewisse Nervosität im Bundesrat hin.

Schwarzmalerei im Bundesrat

Beide Bundesräte strichen heraus, dass das Covid-19-Gesetz die Basis für das milliardenschwere wirtschaftliche Hilfsprogramm des Staates bilde. Dabei zeichneten Parmelin und Berset, flankiert von Vertretern der Kantone, ein Horrorszenario für den Fall eines Neins in der Volksabstimmung. Die Unternehmen stünden dann ohne Hilfe da. Eine verschärfte Wirtschaftskrise mit steigenden Sozialhilfefällen sei die Folge.

Finanzhilfen in eigenem Gesetz regeln

Diese Drohkulisse ist Unsinn. Aus den folgenden Gründen:

— Die beste Hilfe für Unternehmen ist die sofortige Beendigung der schädlichen Massnahmen!

— Das Covid-19-Gesetz verknüpft die nötigen Finanzhilfen mit gefährlichem Unrecht.

— Es gibt viel bessere Alternativen: Die Entschädigungen für die vom Staat geschädigte Wirtschaft können in einem separaten Gesetz geregelt werden.

Dazu liegt bereits ein pfannenfertiger Vorstoss vor, den zwanzig Parlamentarier unterzeichnet haben. In der Sommersession kann er verabschiedet werden. Damit ist gewährleistet, dass die Unternehmen, die Hilfe brauchen, diese auch bekommen – ohne die schädlichen Wirkungen und Nebenwirkungen des Covid-19-Gesetzes.

Neue Apartheid

Denn dieses Gesetz, das den im Notrecht verhängten Massnahmen eine legale Basis geben soll, führt zu einem massiven Verlust an Freiheitsrechten. Personen, die sich nicht impfen lassen können oder wollen, werden Grundrechte entzogen. Sie werden beispielsweise in Zwangsquarantäne geschickt, während für Geimpfte andere Regeln gelten. Ähnliches gilt für das Reisen oder den Zutritt zu Veranstaltungen.

Das Covid-19-Gesetz bildet die Grundlage für diese neue Form der Apartheid. In unserem Rechtsstaat haben solche Willkürmassnahmen nichts zu suchen.

Big-Brother-Methoden

Mit dem gefährlichen Gesetz erhält der Staat überdies umfassende Überwachungskompetenz: Das digitale Tracing ermöglicht es ihm, die Bürgerinnen und Bürger permanent zu orten. *Big brother is watching you!*

Aus all diesen Gründen ist das Covid-19-Gesetz am 13. Juni an der Urne abzulehnen. Kämpfen wir für unsere Rechte und für eine freie Gesellschaft ohne Impf- und Test-Apartheid!



Marion Russek und Werner Boxler sind Co-Präsidenten der «Freunde der Verfassung», die erfolgreich das Referendum gegen das Covid-19-Gesetz ergriffen haben.

KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Old Hollywood erwacht verkatert aus dem eigenen Albtraum. Es war ein Horrorjahr. Neun von hundert Amerikanern hatten Corona. Aber die Kinos haben wieder geöffnet – mit 25 Prozent der Plätze, zögerlich, ver mummt. Top-Hit: «Godzilla vs. Kong» (Kinokasse weltweit: 300 Millionen Dollar). Sogar die *New York Times* jubelt! Und in Kalifornien wird jeder ab sechzehn geimpft – nonstop.

Ein New Hollywood reibt sich die Augen. «Old James Bond» Daniel Craig, 53, («No Time to Die») hat gerade einen 100-Millionen-Deal mit dem Streaming-Giganten Netflix unterschrieben, um die Sequels seiner Rätsel-Detektiv-Krimis «Knives Out» (311 Millionen Dollar Kinokasse 2019) exklusiv nur noch für das Heimkino zu drehen statt für die Leinwand. Netflix klaut dem Kino die Superstars. Das wäre vor einem Jahr unmöglich gewesen.

Wenn Kultregisseur Wolfgang Petersen («Das Boot», «Troja», «Outbreak» etc.) aus seiner Traumvilla unterhalb des Getty-Museums auf den glitzernden Pazifik blickt, schüttelt er melancholisch seine immer noch langen Haare: «Ich habe jetzt fast ein Jahr unser Haus nicht mehr verlassen. Ich war seit über einem Jahr nicht mehr im Kino. Aber das Kino wird wieder-auferstehen!» Er hat seinen unglaublichen 80. Geburtstag nur mit seiner Frau gefeiert: «Aber den 85. Geburtstag werde ich mit 85 Freunden feiern! Wild! Mit Umarmungen!

Mit viel Alkohol!» Er ist topfit und doppelt gegen Corona geimpft – mit Moderna. Er läuft jeden Tag die sechzehn Treppen seines Traumgrundstücks (12 000 m²) rauf und runter. Danach guckt Petersen (15 Oscar-Nominierungen) in seinem Privatkino die Filme, die für den Oscar nominiert sind: «Mein Favorit ist «Nomadland» von der wirklich tollen Regisseurin Chloé Zhao! Haben Sie ihr «The Rider» gesehen? Müssen Sie! – Und natürlich «Mank» mit dem genialen Gary Oldman!» Achtzig ist das neue sechzig: «Meine Lebensphilosophie? Guck bloss nicht zu viel zurück! Guck voraus! Es gibt noch viel zu tun!» Sein neuester Film wird ein Spionage-Thriller werden: «Der Mann mit der Giftpistole».

Und er hat seinem Freund Clint Eastwood eine Rolle angeboten – der ist neunzig und auch so unglaublich fit wie seine Sneakers.

Die 93., verrückteste Oscar-Verleihung aller Zeiten (25. April) soll zu einer virtuellen Weltparty werden mit drei Hauptbühnen: dem traditionellen Dolby-Theater mit distanzierendem rotem Teppich und den Nominierten (mit je einem Partner). Dann gibt's geheime Action im Bahnhof Union Station. Und transatlantisch wird Oscar-London zugeschaltet – mit allen britischen Nominierten. 225 Länder werden ab zwei Uhr früh europäischer Zeit zugucken. Die 10 000 Mitglieder der Academy haben *screen fatigue* und *screening-Gähnen*, denn viele Filme sind umstritten, langweilig oder gar unbekannt. Nur 18 Prozent haben laut *Variety* von dem

schwarzweissen Hollywood-Melodram «Mank» von Kultregisseur David Fincher gehört. Ein Insider stöhnt schmunzelnd: «Die Oscar-Liste liest sich wie die der Berlinale – die Filme kannte auch nie jemand.»

Aber es könnte auch eine revolutionäre Oscar-Verleihung werden: Vielleicht gehen alle fünf Top-Oscars an «People of Color»? Bei den Screen Actors Guild Awards ist das passiert. Und die Screen Actors Guild gilt als Propheten-Sprungbrett, weil Schauspieler die Mehrheitswähler sind. Beste Stars: Chadwick Boseman (starb überraschend mit 43) und Viola Davis (beide in «Ma Rainey's Black Bottom»). Beste Nebendarsteller: Daniel Kaluuya («Judas and the Black Messiah») und Yuh-Jung Youn («Minari»). Und die chinesisch-amerikanische Regisseurin Chloé Zhao, 39, ist die meistnominierte Frau des Jahres! Ihr melancholisches Roadmovie «Nomadland» ist die halbdokumentarische Glückssuche einer arbeitslosen Witwe in einem Wohnwagen, die das Leben neu entdeckt in den Wundern der Natur. Es wird den «Corona-Oscar» gewinnen. Der Star ist der berühmteste Star, den kaum einer kennt: Frances McDormand (63, « Fargo »), die mit zwei Oscars unerkannt am Pazifik lebt.

Sie ist der Star unserer Zeit.

Deshalb lese ich gerade die Skandal-Autobiografie von Kult-Sexstar Sharon Stone (63, «Basic Instinct»): «The Beauty of Living Twice».

Das ist Old Hollywood.

Boris Johnson spielt mit dem Feuer

Der britische Premier entsendet den Flugzeugträger «HMS Queen Elizabeth» nach Fernost. Steuert Grossbritannien auf einen Krieg um Taiwan zu?

Francis Pike



«Unabhängigkeit für Taiwan bedeutet Krieg»: «HMS Queen Elizabeth».

Das neue Strategiepapier der britischen Regierung («Global Britain in a Competitive Age»), mit dem Boris Johnson ein «neues Kapitel» in der Aussen-, Sicherheits- und Verteidigungspolitik einleiten will, nennt zwei Hauptgegner: Russland («akute Bedrohung») und China («systemischer Rivale»). Zwar wird anerkannt, dass sich der geopolitische Schwerpunkt in den indopazifischen Raum verschoben hat, aber die Falken in der Konservativen Partei sind enttäuscht. Aus ihrer Sicht sollte China ebenfalls als Bedrohung eingestuft werden. Möglicherweise liegen sie damit gar nicht so falsch.

Proteste der Chinesen

Der Premierminister sendet mehr als nur entschlossene Worte in Richtung Peking. In zwei Monaten wird die Royal Navy eine Flotte nach Asien entsenden – zum ersten Mal seit Ausbruch des Koreakriegs 1950. Einer der beiden neuen Flugzeugträger, «HMS Queen Elizabeth», wird

als Teil einer alliierten Streitmacht die britische Präsenz im Indopazifik «deutlicher unterstreichen als jede andere europäische Nation».

Der Umfang der neuen Marinemission steht noch nicht fest, aber genau wie im Pazifikkrieg wird Amerika für die Logistik sorgen. Es könnten gemeinsame Seemanöver mit Singapur, Malaysia, Australien und Neuseeland stattfinden. Weitere Operationen mit den Seestreitkräften der USA und Japans sind zu erwarten. Die beteiligten Schiffe werden sich natürlich im Südchinesischen Meer bewegen, das China zu Unrecht als sein Hoheitsgebiet betrachtet. Proteste der Chinesen werden nicht ausbleiben.

Der britische Flottenverband könnte theoretisch auch in das Ostchinesische Meer vorstossen und dabei die Strasse von Taiwan passieren. Erstaunlicherweise wird Taiwan im Strategiepapier nicht erwähnt, aber wenn China in den nächsten Jahren seinen Nachbarn angreifen sollte, was durchaus denkbar ist, dann stellt sich die Frage, ob Amerika und Grossbritannien Taiwan

beistehen werden. Je weniger mit dieser Hilfe zu rechnen ist, desto eher wird China sein Glück versuchen.

Joe Biden weiss das. Er hat die Verpflichtung der USA gegenüber Taiwan als «grundsolide» bezeichnet und den Lenkwaffenzerstörer «USS John S. McCain» durch die Strasse von Taiwan fahren lassen. Ein Pentagon-Sprecher sagte, dass sich darin das «Einstehen für einen freien und offenen Indopazifik» zeige und dass man «weiterhin überall dort mit Flugzeugen und Schiffen operieren wird, wo das Völkerrecht es zulässt» – was offenbar auch der Auftrag des britischen Flottenverbands ist. Im Januar unternahm die chinesische Luftwaffe mit dreizehn Flugzeugen (darunter acht atomar bestückbare Bombenflugzeuge) einen simulierten Angriff auf einen US-Flugzeugträger. «China stoppen» (oder zumindest «China eindämmen») ist inzwischen das Einzige, worin sich Demokraten und Republikaner im Kongress einig sind.

Die internationalen Medien verfolgen zwar aufmerksam Xi Jinpings geopolitische Ambitionen, aber manchmal gerät aus dem Blick, dass das oberste aussenpolitische Ziel der Volksrepublik der Anspruch auf Taiwan ist – der einzige Teil der vormaligen Republik, der 1949 nicht kommunistisch wurde. Seit 1972 herrscht ein prekärer Waffenstillstand zwischen den beiden Seiten – nach der Formel «konstruktive Uneindeutigkeit», auf die Henry Kissinger und Mao Zedong sich seinerzeit verständigten. Taiwan sollte de facto unabhängig sein, aber niemand (nicht einmal Amerika) sollte dies öffentlich aussprechen. Das ermöglichte es Richard Nixon, China zu besuchen und damit die berühmte Annäherung zwischen China und den USA zu festigen. Die emotionale Bedeutung von Taiwan ist aber so gross, dass die «Wiedervereinigung» 1978 in die Verfassung geschrieben wurde. Selbst Deng Xiaoping, der 1991 davon sprach, dass China seine «Kapazitäten verbergen» und «seine Zeit abwarten» solle, bezeichnete die «Heimkehr von Taiwan ins Mutterland» als oberstes politisches Ziel. Dreissig Jahre später hat China mit Xi Jinping einen noch selbstbewussteren und machthungrigeren Führer. Wird auch er warten?

Xis «grosse Verjüngung»

Aktuell vertritt Peking zwei klare politische Linien gegenüber Taiwan. Jeder Versuch, das Ein-China-Märchen in Frage zu stellen, wird nicht geduldet. «Wir warnen alle <Taiwan ist unabhängig>-Elemente: Wer mit dem Feuer spielt, wird sich verbrennen. Unabhängigkeit für Taiwan bedeutet Krieg», sagte kürzlich Wu Qian, ein Sprecher des chinesischen Verteidigungsministeriums.

Die Wiedervereinigung mit Taiwan ist offiziell für 2049 geplant, zum 100. Jahrestag der Gründung der Volksrepublik China. Damit soll die Vollendung von Xis «grosser Verjüngung» markiert werden. Seit Xi vor neun Jahren an die Macht kam, haben die Schikanen seitens der chinesischen Luftwaffe und Marine zugenommen, und fast täglich dringen chinesische Flugzeuge in taiwanesischen Luftraum ein.

Nach der Unterwerfung von Hongkong hätte Taiwan allen Grund zu der Befürchtung, dass China sich nicht an «Ein Land, zwei Systeme»-Verabredungen hält. Eine friedliche Wiedervereinigung – das heisst eine «stille» Übernahme von Taiwan – war immer unwahrscheinlich. Heute erscheint sie ausgeschlossen: Beide Länder haben völlig konträre Wege eingeschlagen. Es geht nicht nur um Wirtschaft, sondern auch um Identität. Laut Meinungsumfragen sind junge Taiwaner viel weniger geneigt als ihre Eltern, sich als Chinesen zu verstehen. Sollte Peking beschliessen, seinen Nachbarn zu annekieren, wäre zu erwägen, bis 2049 zu warten, denn dann hätte man die USA wirtschaftlich deutlich abgehängt. Doch es gibt viele Gründe,

weshalb China eine militärische Übernahme von Taiwan vorziehen könnte.

Kürzlich stellte sich heraus, dass die US-Marine nicht genügend Anti-Schiff-Raketen hat, um Angreifer abwehren zu können, und auch Waffenbestände und Nachschub gelten als inadäquat. Manche Beobachter weisen darauf hin, dass die Abschreckungskapazitäten in der Strasse von Taiwan schwächer sind als zu irgendeiner Zeit seit dem Koreakrieg, da Peking seine Militärmacht ausgebaut und modernisiert, Amerika die Region jedoch militärisch und diplomatisch weitgehend vernachlässigt hat.

Denkbar ist auch, dass China Präventionsschläge gegen US-Stützpunkte führt. Auf einem chinesischen Raketentestgelände in der Wüste Gobi wurden Modelle potenzieller Ziele ge-



sichtet. Für China könnte die Gelegenheit zu einem Angriff auf Taiwan eher früher als später kommen.

Ebenso wenig ist zu bestreiten, dass Präsident Xi die Wiedervereinigung als sein Vermächtnis betrachten könnte. Wie Philip Davidson, Oberkommandierender der US-Marine im Indopazifik, kürzlich erklärte, könnte China sich darauf vorbereiten, Taiwan innerhalb der nächsten fünf Jahre einzunehmen.

Da China akzeptiert hat, dass sein Wirtschaftswachstum sich aufgrund der Überalterung der Bevölkerung abschwächen wird, könnte die KP dringend eine andere Legitimationsquelle benötigen als nur die Steigerung des Lebensstandards. Professor Rana Mitter (Oxford) weist darauf hin, dass China intensiv seine (reale und imaginierte) Rolle im Zweiten Weltkrieg studiert, um ein neues nationalistisches Narrativ zu entwickeln. Zu diesem Narrativ gehört auch die

Verteidigung Chinas, einschliesslich der Wiedererlangung von Taiwan.

Krieg um Taiwan ist also eine höchst realistische Aussicht. Und wenn Grossbritannien sich anschickt, einen Marineverband zu entsenden – und einen Flugzeugträger quasi permanent in

Es gibt viele Gründe, weshalb China eine militärische Übernahme von Taiwan vorziehen könnte.

Asien zu stationieren –, dann geht das mit dem ausserordentlichen Risiko einher, dass Grossbritannien in den nächsten Krieg hineingezogen wird. Die grosse Frage ist: Warum?

Die Antwort könnte lauten: Weil Grossbritannien über das Instrument verfügt, muss darüber nachgedacht werden, wie man es einsetzen könnte. Die Navy hat zwei neue Flugzeugträger – die nach Ansicht einiger Zyniker nur deswegen bestellt wurden, um die Jobs schottischer Werftarbeiter in der Nähe von Gordon Browns Wahlkreis Kirkcaldy zu sichern –, kann deren Einsatz aber nicht finanzieren und hat auch keine naheliegende strategische Verwendung für sie. David Cameron versuchte, den Bau eines der Schiffe rückgängig zu machen, musste aber feststellen, dass eine Kündigung der Arbeitsverträge sehr viel teurer gewesen wäre, als an ihnen festzuhalten.

Verzettelung der Royal Navy

Manch einer wird sich fragen, warum (nachdem Grossbritannien sich bereit erklärt hatte, die USA zu unterstützen) von amerikanischer Seite angedeutet wurde, dass man sich mit einem Freihandelsabkommen zwischen den USA und Grossbritannien Zeit lassen werde. Zu fragen ist auch: Welche Kapazitäten werden der Royal Navy noch verbleiben, um die britischen und europäischen Interessen gegenüber Russland in der Ostsee und im Polarmeer zu verteidigen? Dass Amerika, Indien und Japan gemeinsame Seemanöver vor der chinesischen Haustür veranstalten, leuchtet ein, denn diese Nationen haben gewichtige Interessen in Asien. Für das Vereinigte Königreich gilt das nicht.

Ist es sinnvoll, wenn ein Grossteil der Royal Navy – mit derzeit nur 21 Kampfschiffen – auf der anderen Seite der Welt stationiert wird? Boris Johnson hatte von Anfang an Mühe, zu erklären, was unter seiner Vision «Global Britain» genau zu verstehen ist. So wie die Dinge liegen, könnte es bedeuten, sich gemeinsam mit Joe Biden auf einen Krieg mit China um die Unabhängigkeit von Taiwan vorzubereiten. Wer hätte das gedacht!

Francis Pike ist ein britischer Historiker und Autor von «Empires at War. A Short History of Modern Asia since World War II».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

EU-Recht à discrétion

Wenn es den Linken passt, foutieren sie sich plötzlich um internationale Verträge. Das demonstriert ihre Zustimmung zur Pestizid-Initiative.

Marcel Odermatt

Sie verstehen sich als Anwälte der internationalen Zusammenarbeit, der Welt-offenheit und des freundschaftlichen Verhältnisses mit der Europäischen Union. Begriffe wie Alleingang oder Souveränität sind aus der Sicht von Grünen, Grünliberalen und Sozialdemokraten dagegen Schlagwörter von ewiggestrigen Isolationisten.

Bei der aktuellen Debatte über das institutionelle Abkommen wird dieses Lager nicht müde, zu betonen, dass die Schweiz für die Regeln und Gesetze des Staatenbundes Verständnis aufbringen müsse. Wenn die Eidgenossenschaft am Binnenmarkt teilnehmen wolle, habe sie die Auflagen zu akzeptieren und sich ins Konstrukt einzufügen, so die tausendfach von dieser Seite repetierte Parole.

Doch wenn es um ein Anliegen nach dem Gusto der rot-grünen Parteien geht, spielen diese Vorgaben plötzlich keine Rolle mehr. Das zeigt sich exemplarisch bei der Initiative «Für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide». Sie kommt am 13. Juni vors Volk. Grüne und SP empfehlen ein Ja, die Grünliberalen beschlossen Stimmfreigabe. Das Anliegen verlangt ein Verbot von künstlichen Schädlingsbekämpfungsmitteln. Auch der Import von Lebensmitteln, die mit Hilfe von Pestiziden hergestellt werden, soll untersagt werden. «Der Verzicht ist ökologisch sinnvoll, technisch und wirtschaftlich umsetzbar und erst noch gut für unsere Gesundheit», jubeln die Genossen stellvertretend für die Speerspitze der Befürworter.

Herrenreiter-Mentalität

Nur, ein Ja zum Begehren steht im Widerspruch zu den in diesen Kreisen für sakrosankt erklärten bilateralen Verträgen der Schweiz mit der EU. Die beiden Vertragspartner schlossen 1999 das Agrarabkommen ab. Es bezweckt den gegenseitigen Marktzugang im Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen und die Gleichwertigkeit der Produktionsstandards. Ein pauschales Importverbot, wie es das Volksbegehren fordert, würde diesen Zielen zuwiderlaufen, wie es bereits in der Botschaft des

Bundesrates zur Initiative heisst. Trotz dieser Beurteilung des Bundes empfahlen die Kader der Linksparteien ihrer Basis eine Zustimmung zum Begehren.

Die Experten beim Bund sind sich zudem sicher, dass ein Ja zur Initiative neue Abkommen in diesem Bereich erschweren würde. Das erstaunt nicht. Schliesslich schiebe die Schweiz ausländischen Herstellern vor, wie sie ihre Lebensmittel zu produzieren hätten, damit ihre Produkte hierzulande in die Läden

Nur, ein Ja zur Initiative steht im Widerspruch zu den für sakrosankt erklärten bilateralen Verträgen.

kämen und für die hiesigen Konsumenten als gut genug zum Verzehren erklärt würden. Retourkutschen von der anderen Seite wären wohl die logische Folge: «Wenn Partnerländer die Schweiz als handelshemmend und diskriminierend wahrnehmen, könnten sie zusätzliche Anforderungen an den Import aus der Schweiz stellen oder diese zu diskriminieren beginnen», heisst es beim Wirtschaftsdach-



verband Economiesuisse. Dies würde der Schweiz auf politischer Ebene grossen Schaden zufügen.

Dass ausgerechnet linke Parteien diese Herrenreiter-Mentalität und diese Risiken gutheissen und sogar bereit sind, internationale Verträge zu brechen, zeigt, wie glaubwürdig sie in der Aussenpolitik und wie kritisch ihre Positionen zu hinterfragen sind.

Die Schweiz würde sich im Falle einer Zustimmung nicht nur mit dem europäischen Staatenbündnis anlegen, sondern sogar mit der Welthandelsorganisation (WTO). Die Juristen im Bundesamt für Landwirtschaft schreiben, dass «das geforderte Importverbot grundsätzlich gegen das WTO-Recht verstösst, welches quantitative Einschränkungen verbietet». Die Forderung, Einfuhren aufgrund von Prozessen und Produktionsmethoden zu unterscheiden, «widerspricht daher der handelsvölkerrechtlichen Verpflichtung, wonach gleichartige im Wettbewerb stehende Produkte bei der Einfuhr nicht unterschiedlich behandelt werden dürfen».

Internationales Recht verletzt

Unter dem Strich ist die Folgerung klar: Mit ihrer Empfehlung, der Vorlage mit einem Ja zum Erfolg zu verhelfen, stiften SP und Grüne Wähler dazu an, dass die Schweiz internationale Verträge verletzt, die sie abgeschlossen hat. Das Problem zumindest erkannt haben die Grünliberalen. Kein Wunder, denn keine Gruppierung verlangt offener, dass sich die Eidgenossenschaft stärker in internationale Geflechte einfügt. Parteipräsident Jürg Grossen: «Der Grund für unsere Stimmenthaltung ist ja der, dass wir dem Pestizideinsatz – zumindest im heutigen Umfang – sehr skeptisch gegenüberstehen.» Hier gehe die Initiative in die richtige Richtung. Aber auf der anderen Seite befürwortete seine Partei den Freihandel. «Hier würde eine Annahme des Anliegens zu erheblichen Schwierigkeiten in der Umsetzung führen.» Der Souverän habe deshalb über eine «nicht optimale Vorlage zu befinden», räumt der Berner Nationalrat ein.

Vorteil Blond

Je blonder ich wurde,
desto mehr stiegen die Einschaltquoten.

Sara Bachmann

Ich kam als schwarzhaariges Mädchen zur Welt. Was erstaunlich ist, denn meine Eltern sind beide blond. Aber nach ein paar Monaten brachen die Gene doch noch durch: Meine Haare wurden blonder und blonder. Während meine zwei Jahre ältere Schwester hellbraune Haare hatte und eine Kurzhaarfrisur verpasst bekam, hatte ich lange Haare – in goldenem Blond. Als Kind war ich somit die süsse, kleine blonde Sara. Ein Engel!

Mein Leben als Blondine begann. Wenn man klein ist, macht man sich glücklicherweise noch keine Gedanken über Haarfarbe und Aussehen – als Teenager schon. Mit vierzehn rebellierte ich zum ersten Mal: Die Mähne musste weg. Mein Vorbild war Marie Fredriksson von Roxette mit ihrem wasserstoffblonden Kurzhaarschnitt. Die Phase dauerte gerade mal ein Jahr, danach liess ich mir die Haare wieder wachsen und meinem angestammten Goldblond freien Lauf.

Zwischen sechzehn und achtzehn erlebte ich das blonde Haar allerdings mehr als Fluch denn als Segen. Es war die Zeit von «Baywatch» und der vollbusigen, blondierten Pamela Anderson. Blondinenwitze hatten Hochkonjunktur, und als blondes Mädchen passte man perfekt ins Beuteschema von Aufreissertypen. Die lieben Jungs, die es ehrlich meinten, hielten sich lieber an Braunhaarige. Dies war aber nicht der Grund, warum ich mich als 21-Jährige von meinen blonden Haaren verabschiedete. Ich färbte sie braun, schwarz, kupferrot. Jede Farbe – Hauptsache, nicht Blond. Ich wollte nicht mehr das süsse Blondchen sein.

Ist es ein Erfolgsmodell?

So hatte ich mit dunkleren Haaren meine ersten Auftritte vor der Kamera beim Regionalfernsehen Tele M1. Zuerst als Nachrichtensprecherin, dann mit meinem eigenen Unterhaltungsformat «Sara machts». Die Sendung fand zwar gleich zu Beginn Anklang, aber so richtig durchstarten wollte das Format nicht. Mittlerweile hatte ich mich dazu entschlossen, wieder blond zu werden. *Back to the roots* – wie man so schön sagt. Ab Folge 66 von



Durchsetzungsvermögen:
Moderatorin Bachmann.

«Sara machts» wurde ich blonder und blonder und meine Haare immer länger. Je blonder ich wurde, desto mehr stiegen die Einschalt-

*Ich werde mich hüten,
meine Haare je wieder
umzufärben.*

quoten. Das mediale Interesse an meiner Person nahm zu, auf der Strasse wurde ich erkannt und angesprochen.

Mir stellte sich die Frage: Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Erfolg meiner TV-Sendung und meinen blonden Haaren? Oder war die Sendung nach 66 Folgen einfach schon so weit verbreitet? Wenn man sich die grossen Kaliber aus Hollywood und in der übrigen Unterhaltungswelt anschaut, glaube ich eine Tendenz zu erkennen: Blonde Haare kön-

nen schon zum Erfolg führen. Die ursprünglich brünette Heidi Klum startete erst als Blondine richtig durch, Jennifer Aniston begann bei «Friends» mit braunen Haaren – je hellhaariger sie war, desto erfolgreicher wurde sie, und mit noch mehr blonden Strähnen im Haar heiratete sie schliesslich den begehrtesten Beau der Welt, Brad Pitt.

Ist es tatsächlich so einfach? Ist die Haarfarbe Blond ein Erfolgsgarant? Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass mein Erfolg zeitgleich mit den blonden Haaren einsetzte. Es gibt Studien, die besagen, dass der berufliche Aufstieg für Blondinen einfacher sei. Zwar werde blonden Frauen weniger zugetraut, sie würden jedoch als selbstbewusster wahrgenommen, und dies führe zu mehr Durchsetzungsvermögen.

Resistente Liebe

Tatsächlich kämpft man als Blondine immer wieder gegen Vorurteile: Man sei naiv, ein bisschen weniger schlau – ein bisschen blond halt. Nichts Böses, nichts Schlimmes, aber im Leben einer blonden Frau ist das ein ständiger unterschwelliger Begleiter. Was mir jedoch auffällt: Je älter ich bin, desto weniger werde ich mit diesen Klischees konfrontiert. Und auch die lieben, ehrlichen Männer merken mit zunehmenden Alter zum Glück, dass nicht nur Brünette für langfristige Partnerschaften in Frage kommen, sondern dass auch wir Blondinen einiges mehr zu bieten haben, als viele glauben! Die Liebe also scheint resistent gegen Haarfarben zu sein und ist auch für Blondinen das gleiche Glücksspiel wie für alle anderen.

Ich werde mich hüten, meine Haare je wieder umzufärben. Ausser vielleicht, wenn ich mal achtzig Jahre alt bin. Oder sagen wir neunzig. Ach nein, ich liebe meine blonden Haare – ob mit oder ohne Erfolg! Einen unbestrittenen Vorteil erkenne ich zudem erst jetzt: Die blonden kaschieren die ersten grauen Haare. Und wie sang Rod Stewart mal so schön: «Blondes (Have More Fun)»!

Sara Bachmann, 41, ist Moderatorin verschiedener TV-Formate.

Eine ganz normale Familie

Hinter den legalen Massenprotesten gegen das Corona-Regime stecken keine rechten Verschwörer – sondern die Ehrismanns aus dem Tösstal.

Alex Baur



«Wir machen weiter»: Aktivisten-Familie Alina, Martin und Simone Ehrismann vor ihrem Haus im Zürcher Oberland.

Gezählte 8600 Menschen, womöglich auch über 10 000, waren dem Aufruf von «Stiller Protest» gefolgt, um in Liestal friedlich gegen die Corona-Massnahmen zu demonstrieren. Eine beachtliche Leistung für eine Gruppe, die zuvor kaum einer kannte. Wer stand eigentlich hinter «Stiller Protest»? Sind das tatsächlich alles «Flacherdler», wie SRF-Moderator und #NoLiestal-Aktivist Sandro Brotz zu wissen glaubt? Rechtsextreme Gesetzesbrecher, Hass-Agitatoren und Verschwörungstheoretiker, wie der *Blick* insinuiert? «Ver-

schwörerische Wutbürger», wie CH Media diagnostiziert?

Die *Weltwoche* wollte es genauer wissen. Im Zürcher Oberland sind wir auf die Familie Ehrismann gestossen, in einem unauffälligen Einfamilienhäuschen zwischen Töss und Kantonsstrasse: Mutter Simone, 37, Vater Martin, 39, und Tochter Alina, 19. Die drei sind die Gründer von «Stiller Protest», und sie leiten den Verein, natürlich mit vielen Helfern, weitgehend autonom. Im Klartext: Die ominöse Organisation, die in den letzten Monaten Tausende von Menschen auf die Strassen gelockt hat, ist ein

Familienbetrieb. Bestehend aus Vater, Mutter und einem Teenager. Eine Familie aus der Mitte der Gesellschaft, die bislang mit Demos nichts am Hut hatte.

Eine harte Lektion

Simone ist gelernte Kauffrau; Martin lernte Polymechaniker und reist heute als Servicetechniker im landwirtschaftlichen Bereich kreuz und quer durchs Land; Alina macht gerade eine Lehre als Schreinerin. Aussergewöhnlich ist vielleicht, dass Simone bereits im Alter von siebzehn Jahren Mutter wurde – und dass

sie zwei Jahrzehnte später immer noch mit dem Vater der gemeinsamen Tochter und zwei weiteren Kindern zusammenlebt, allem Anschein nach glücklich. Sie hatten es nicht immer einfach. Und es war nur möglich, weil sich die Ehrismanns nie darum scherten, «was die Leute sagen». Sie gingen stets ihren eigenen Weg.

Als im März 2020 die Corona-Seuche ausbrach, machten sich auch Martin und Simone Sorgen. Doch die widersprüchlichen Anordnungen der Regierungen bereiteten ihnen bald mehr Sorgen als das Virus. Ein kurzer erster Shutdown war noch nachvollziehbar – doch warum wurden die Massnahmen aufrechterhalten, als die Welle längst abgeflaut war? Warum nahm man den Kindern die Schule und sperrte sie zu Hause ein, obwohl diese gar nicht gefährdet sind? Wozu die Panikmache? Wäre die Krise nicht schneller überstanden, wenn sich jene selbst schützten, die effektiv in Gefahr waren?

Simone beehrte als Erste auf. Sie stellte das Corona-Regime an ihrem Arbeitsplatz in Frage. Da sie keine Antworten erhielt, begann sie sich zu wehren. Sie wurde, obwohl eine langjährige und bewährte Mitarbeiterin, gefeuert. Auch Martin informierte sich nun etwas genauer. Obwohl es kaum noch Ansteckungen gab, wurde im Lauf des Sommers der Maskenzwang eingeführt, peu à peu – zuerst im öffentlichen Verkehr, dann auf den Pausenplätzen und schliesslich flächendeckend. Dieselben Medien und Politiker, die Masken im Frühling noch als

Wenn schon Distanz und Hygiene, dann gleich richtig – mit weisser Ganzkörperverhüllung.

nutzlos abgetan hatten, um den Shutdown zu rechtfertigen, priesen die Zwangsverhüllung nun als Rettung der Menschheit. Das ergab einfach keinen Sinn. Je penetranter die Propaganda war, desto weniger glaubte Martin daran.

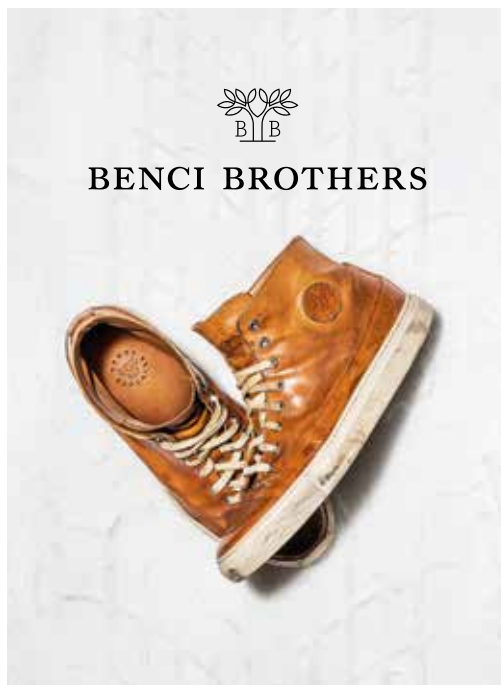
Im Herbst begann auch Alina zu rebellieren. Dank einem ärztlichen Attest war sie vom Maskenzwang befreit. Doch die Gewerbeschule setzte sich einfach über das Gesetz hinweg. Eine Lehrerin stellte sie zuerst vor der ganzen Klasse bloss, bevor sie Alina aus dem Schulzimmer warf. Nach einigem Hin und Her durfte Alina dem Unterricht wieder folgen, separiert von den anderen, in einem Plexiglasverschlag.

Es war eine harte Lektion. Einige Kameraden stellten sich offen gegen sie, kein einziger schlug sich auf ihre Seite, die allermeisten kuschelten mit gesenktem Kopf. Doch Alina liess sich durch die soziale Isolation nicht brechen. Je brutaler das Mobbing, desto stärker wurde ihr Widerwillen.

Vor diesem Hintergrund lancierte Martin Ehrismann am 24. Oktober 2020 einen ersten Aufruf unter dem Label «Stiller Protest» auf

Telegram. Eine Woche später marschierte er zusammen mit Simone an einer Demo gegen das Corona-Regime auf dem Zürcher Helvetiaplatz mit. Für die Ehrismanns war es die erste Demo ihres Lebens. «Mir wurde damals klar, wie man es nicht machen sollte», erinnert sich Martin. Protest allein brachte nichts. Man musste die Mächtigen mit ihren eigenen Waffen schlagen, ihre Massnahmen ad absurdum führen. Und zwar immer streng legal. Ein Video-Clip aus Hamburg brachte ihn auf die Idee: Wenn schon Distanz und Hygiene, dann gleich richtig – mit weisser Ganzkörperverhüllung.

Es beginnt am 7. November 2020 beim Zürcher Bellevue, mit 47 Weissgekleideten; eine Woche später, in St. Gallen, sind es bereits 150 Demonstrierende; erste Medien berichten über die vermeintlichen «Aluhüte», denen ein deut-



scher Agit-Journalist auch gleich ein braunes Mäntelchen andichtet; am 12. Dezember folgt Aarau mit 250 Teilnehmern. Die auf den 19. Dezember geplante Demo in Winterthur wird nach einem Verbot abgesagt. Denn «Stiller Protest» hält sich an die Gesetze.

Lob von der Polizei

Die folgenden Wochen nutzen die Protestler für kleinere Aktionen. In weisser Vollschutzmontur suchen sie Bahnhöfe und Einkaufszentren auf, mit einem Meter bewaffnet, immer peinlichst auf Minimalabstände bedacht. Und sie kaufen auch tatsächlich ein, sodass man ihnen keine Obstruktion vorwerfen kann. Mehrmals wird die Polizei aufgeboten. Doch die hat nichts in der Hand gegen die Kundschaft, die nichts anderes macht, als die Massnahmen besonders pingelig umzusetzen.

Was nun folgt, ist eine exponentielle Entwicklung, die jede althausche Pandemieprognose in den Schatten stellt. Am 6. Februar 2021 folgen 800 Menschen dem Demo-Aufruf in Zug. Am 20. Februar in Wohlen sind es bereits 3000. Erstmals wird die internationale Presse auf «Stiller Protest» aufmerksam. «Stiller Protest» ist mittlerweile ein Verein mit Dutzen-

«Stiller Protest» ist mittlerweile ein Verein mit Dutzenden von freiwilligen Helfern.

den von freiwilligen Helfern. Doch die Leitung haben Ehrismanns nie aus der Hand gegeben. Die ganze Familie schuftet von früh bis spät, entwirft Slogans und Grafiken, beantwortet Anfragen, erteilt Aufträge. Nur die Finanzen werden extern geregelt. Es soll alles sauber bleiben.

Am 6. März in Chur wird erstmals systematisch gezählt. Mindestens 4600 Protestler aus allen Schichten kommen auf den Platz. Und dann eben Liestal, wo die Organisatoren bei 8600 Teilnehmern mit dem Zählen aufhören. Die Stimmung bleibt friedlich, abgesehen von einem Geplänkel mit verummten Antifa-Aktivisten, das vom *Blick* zur Schlägerei aufgebauscht wird. Entgegen einigen Medienberichten hat auch die Polizei nichts zu bemängeln. Vielmehr lobt diese die kooperative und reibungslose Zusammenarbeit mit «Stiller Protest» im Debriefing.

Effektiv trugen die meisten keine Masken an der Demo, die sich auch gegen den Maskenzwang richtet. Doch das kann man den Organisatoren nicht vorwerfen. Sie riefen mehrfach dazu auf, die Verordnung des Bundesrats einzuhalten. Sie waren gar nicht dazu befugt, bei jedem zu kontrollieren, ob er ein Maskenattest dabei hatte. Nicht einmal die Polizei tat das. Doch es reichte als Vorwand, um die Kundgebung vom «Aktionsbündnis Urkantone» in Altdorf vom letzten Wochenende und die auf den 24. April in Rapperswil geplante Demo von «Stiller Protest» zu verbieten.

Was nun? Simone Ehrismann atmet tief durch: «Wir machen weiter.» Sie werde sich aber strikt an die Gesetze halten, das sei für sie immer zentral gewesen. «Stiller Protest» beschränkte sich daher nicht auf die Absage der Demo in Altdorf, die Gruppe rief explizit zum Verzicht auf unbewilligte Aktivitäten auf. Viele nahmen ihr das übel. Zu einem Stapel von Drohungen und Hassbotschaften der Corona-Gläubigen gesellte sich nun auch die scharfe Kritik aus den eigenen Reihen.

Die Ehrismanns waren eine ganz normale Büezer-Familie, bis ihre Welt aus den Fugen geriet. Sie hatten die Aufmerksamkeit nie gesucht. Sondern ganz einfach versucht, dem eigenen Gewissen zu folgen und das Richtige zu tun.

Wir trauern um ein nationales Symbol

Prinz Philip (1921–2021) war nicht nur ein grosser Mann – er war die Verkörperung jener Stabilität, die den Wandel erträglich macht. Sein Tod kündigt das Ende einer Ära an.

Robert Tombs

Die spontane Reaktion vieler Menschen auf den Tod des Herzogs von Edinburgh verrät Trauer über das Ende eines aussergewöhnlichen Lebens. Sie zeigt aber auch, dass den Menschen klar ist, welche Bedeutung dieser Moment im Leben der Nation hat, und viele von ihnen empfinden diesen Moment in gewisser Weise als Teil ihres eigenen Lebens, so als wäre ein Verwandter oder Freund gestorben.

Die Königsfamilie, kollektiv und individuell, ist eine konstante Präsenz. Ihre Mitglieder sind berühmter als jeder Star, und ihre Berühmtheit ist unabhängig von Moderscheinungen. Sie begleitet sie ihr ganzes Leben hindurch, von der Wiege bis zur Bahre. Gesehen zu werden, war immer ein zentrales Element der Monarchie, so etwa für Elisabeth I., wenn sie das Land bereiste. Wie ihren Untertanen vor 450 Jahren, so sind auch uns Briten die Gelegenheiten unvergesslich, als wir die Queen oder ihre Familie sahen, ihnen vielleicht sogar vorgestellt wurden. Wie viele Hände hat Prinz Philip während seiner 22 000 öffentlichen Auftritte geschüttelt?

Nicht alles ist Sturm und Chaos

Manche von uns sind als Angehörige der Streitkräfte direkt der Krone unterstellt. Andere sind Mitglieder von Gesellschaften oder nehmen teil an Aktivitäten, die das Königshaus fördert. Das internationale Jugendprogramm des Duke of Edinburgh ist in mehr als 130 Ländern tätig, allein in Grossbritannien haben knapp sieben Millionen Jugendliche teilgenommen.

Die Monarchie verleiht Britannien etwas Aussergewöhnliches – eine grauenhafte Vorstellung für all jene, die glauben, wir seien eine kleine, vorgelagerte Insel und hielten uns für etwas Besseres. Der berühmteste Theoretiker der modernen Monarchie, der viktorianische Journalist Walter Bagehot, selber kein Monarchist, bezeichnete sie als ein «sichtbares Symbol der Einheit für all jene, die, weil wenig gebildet, ein Symbol benötigen». Und er warnte

davor, «Tageslicht auf etwas Magisches» fallen zu lassen.

Bagehot ist längst Geschichte, und die Monarchie lebt fort, obwohl sehr viel Tageslicht auf sie gefallen ist. Das ist eines ihrer modernen Probleme, das Prinz Philip als einer der ersten erkannt und akzeptiert hat. In einer Zeit, in der Ehrerbietung verpönt und Magie kaum zu bewahren ist, musste man auf die Öffentlichkeit



Selbstloser Dienst: Philip, Gattin Elisabeth II.

zugehen. Prinz Philip fügte sich nicht nur in das Unvermeidliche, er drängte die alte Institution dazu, Risiken auf sich zu nehmen – es blieb ihr nichts anderes übrig. Für ihre Mitglieder ist das gewiss eine schwere, für manche eine allzu schwere Bürde.

Die Nachrufe auf Prinz Philip bezeugen, dass er schon früh diese Bürde akzeptiert hat. Sein Pflichtbewusstsein, sein selbstloser Dienst für Königin und Nation und sein Engagement für

viele noble Sachen und nationale Institutionen werden weithin anerkannt. Das gilt auch für seine Authentizität, seine offene Sprache, seine Weigerung, komplett hinter der royalen Fassade zu verschwinden.

In einer modernen Monarchie gilt es, Individualität mit Pflichtbewusstsein zu versöhnen und Meinungen zu vertreten, ohne eine unsichtbare politische Linie zu übertreten.

Unsere künftigen Könige haben fraglos von ihm gelernt. Kurzum, wir trauern um einen Mann, der ein nationales Symbol und ein einzigartiger Mensch war. Monarchie verspricht Stabilität und macht den Wandel erträglich, indem sie zeigt, dass wichtige Dinge fort dauern und nicht alles Sturm und Chaos ist.

Wir bewundern ihre Tugenden

Doch das Ende eines solchen Lebens, eben weil es für Kontinuität stand, kündigt das Ende einer Ära an. So viel ist in seinen 99 Lebensjahren geschehen: Kommunismus, Faschismus, Weltwirtschaftskrise, Zweiter Weltkrieg, das Ende der Dominanz Europas, der Kalte Krieg und der kurzlebige Triumph des Liberalismus. Heute sehen wir die geöffnete Büchse der Pandora voller Ungewissheiten – denken wir nur an den Klimawandel, dessen Bedeutung Prinz Philip schon früh verstanden hat.

Er gehörte zu jener Generation, inzwischen fast ausgestorben, die angesichts eines drohenden Krieges Charakterstärke bewies. Wir bewundern ihre Tugenden, auch wenn wir sie selber nicht praktizieren. Wir wissen, dass sie den Respekt von uns allen verdient hat, die wir seitdem in Frieden und Wohlstand leben. Wie der Dichter Alfred Tennyson sagte: «Streben, suchen, finden und sich nicht ergeben.»

Robert Tombs ist Historiker und Autor von «The English and Their History».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

BRIEF AUS GALAPAGOS

Fred Bartu



Diese Inseln am anderen Ende der Welt bieten sich als Fluchtort für alle an, die des mächtigen Dreigestirns von Berset, BAG und Task-Force müde sind und unter Shutdown und Fernweh leiden. Zugegeben, der Weg zu diesem zivilisatorischen Aussenposten im Pazifik ist lang und pandemiebedingt beschwerlich, doch er lohnt sich. Erstens gibt es keine Quarantäne bei der Einreise und keine nach der Rückkehr in die Heimat. Ein negativer PCR-Test und ein negativer Schnelltest tun es. Zweitens lässt sich das Inselreich wegen Corona so kostengünstig wie noch nie erleben. Und drittens muss man dieses nicht mit Horden von anderen Touristen teilen. Also war für meine Frau und mich (beide altersmässig zur Risikogruppe zählend) klar: Jetzt oder nie!

Die Galapagos empfangen uns mit offenen Armen. Wo immer wir absteigen, sind wir fast die einzigen Gäste. Die Tourismusindustrie, von der mehr als zwei Drittel aller Arbeitsplätze abhängen, ist am Boden, die Preise sind im freien Fall. An Stelle von *overtourism* herrscht touristische Windstille. Statt der monatlich über 20 000 Besucher des Jahres 2019 kamen 2020 nur noch 3000 Gäste in das Unesco-Weltnaturerbe. Meist Ecuadorianer vom Festland, die zu Lockvogelpreisen auf Darwins Spuren wandelten. Den Gästestrom aus dem Ausland vermochten sie aber nicht zu kompensieren. Von den siebzig zugelassenen Touristenschiffen stehen nur ein halbes Dutzend im Einsatz. Die Hygienemassnahmen sind streng. Wer an Bord kommen will, muss durch eine Ozonkammer schreiten, sich die Temperatur messen, Hände und Schuhe desinfizieren lassen, Maske tragen und Abstand halten.

Auch wenn die wirtschaftliche Lage auf den Galapagos desolat ist, geht das Leben äusserlich seinen mehr oder weniger normalen Lauf. Die meisten Einheimischen überleben nur dank Tauschhandel und ihren Parzellen Agrarland, die sie bearbeiten. Touristen aus Europa sind rar. Mögen wir auch bloss ein Tropfen auf den heissen Stein sein, unsere Präsenz scheint Hoffnung zu wecken: Hoffnung, dass der internationale Tourismus bald wieder Fahrt aufnehmen wird. Eine grossangelegte Impfkaktion soll dabei helfen. Buchungen von Amerikanern haben bereits wieder zugenommen.

Nur gerade 3 Prozent des zum Nationalpark Galapagos erklärten Archipels stehen den Menschen zu Verfügung, die anderen 97 Prozent

Mögen wir auch bloss ein Tropfen auf den heissen Stein sein, unsere Präsenz scheint Hoffnung zu wecken.

sind der Natur vorbehalten. Und was für einer Natur! Seit der damals 22-jährige Charles Darwin – ein «geborener Naturkundler», wie er sich nannte – 1835 hier während fünf Wochen forschte und Jahrzehnte später, gestützt auf diese Erkenntnisse, seine berühmte Evolutionstheorie veröffentlichte, gelten die Galapagos als «Jurassic Parc» und als Freilichtmuseum von Weltklasse. Weil die Inseln aber arm an Süswasser sind, können hier nur wenige Tierarten überleben, allen voran die Galapagos-Riesenschildkröten, Wahrzeichen und Namensgeber zugleich. Bedroht werden diese genügsamen Panzerträger, die monatelang ohne Futter und Wasser auskommen können, heute vor allem durch vom Menschen eingeschleppte und verwilderte Haustiere wie Kühe, Hunde, Zie-

gen sowie durch Ratten. Diese Eindringlinge sind eine Plage. Alleine in den letzten Jahren wurden in einer kostspieligen Aktion an die 70 000 wilde Ziegen erlegt. Bis ins 19. Jahrhundert waren es Walfänger, Robbenjäger und Freibeuter, die den Riesenschildkröten auf den Leib rückten. Hunderttausende wurde auf Schiffe geschleppt, dort als lebender Speisevorrat gestapelt, ehe sie in der Bordküche landeten. Ihr Überleben war bedroht.

Seit dem 20. Jahrhundert sind sie geschützt. In verschiedenen Zentren werden sie nun gezüchtet, aufgezogen und in die Natur entlassen. Diese Gehege sind bei Touristen beliebt. Eines der Tiere gelangte gar zu Weltruhm: «Lonesome George». Das Männchen, genetisch das letzte seiner Untergattung, verbrachte einen guten Teil seines über hundertjährigen Lebens in der Zuchtstation von Santa Cruz und erfreute sich einer globalen Fangemeinde. Diese war zutiefst betrübt, als 2012 die Nachricht von Georges Tod um die Welt ging. Ergo wurde er im American Museum of Natural History in New York fachgemäss präpariert und einbalsamiert. Seit 2014 ist er in einem eigens für ihn errichteten, klimatisierten Raum bei der Darwin Research Foundation auf Galapagos ausgestellt. Standen vor Corona täglich Besucher Schlange, um «Lonesome George» die letzte Ehre zu erweisen, so hat sich seither das Blatt gewendet. Nun ist es der «einsame George», der hier für sich auf Besucher wartet.

Fred Bartu war jahrzehntelang Redaktor und Auslandkorrespondent der NZZ.

Saga von Sex, Geld und Macht

Schon wieder stürzt ein Hollywoodstar. Auch Armie Hammer soll Frauen missbraucht haben. Die Geschichte einer der glamourösesten Familien Amerikas ist um ein dunkles Kapitel reicher.

Beatrice Schlag

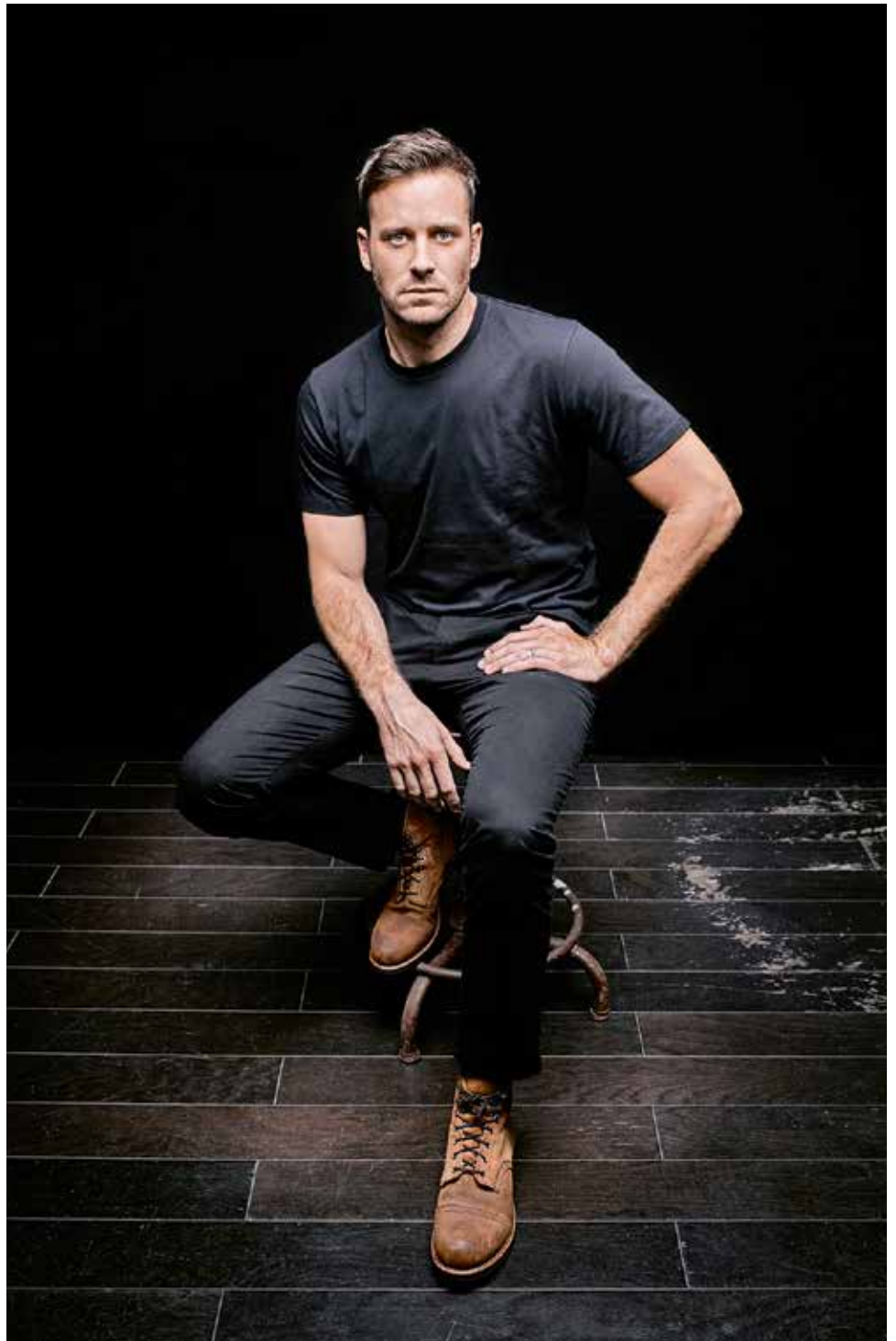
Armie Hammer sieht geradezu lächerlich gut aus. Eine Mischung aus Barbies Ken, dem jungen Jude Law und Cary Grant. 196 perfekt durchtrainierte Zentimeter gross, hellblaue Augen, hohe Wangenknochen, ein Kinn, wie vom Chirurgen gemeisselt. Dass der Mann aus der millionenschweren Hammer-Dynastie stammt und in Hollywood eine Hauptrolle nach der andern nachgeworfen bekam, weil er zu alledem noch ein grossartiger Schauspieler ist, schien eine jener Ungerechtigkeiten, die einen um den Glauben bringen können.

Heute ist Armand Douglas Hammer, genannt Armie, ein sozial toter Mann. Für die Filmindustrie ist er erledigt, seine Agentur hat ihn gefeuert, seine vielen Ex-Freundinnen haben ihn verlassen. Mehrere von ihnen beschuldigen ihn, sie sexuell manipuliert und misshandelt zu haben. Hinzu kommt – nicht einklagbar, da deren Authentizität nicht nachweisbar – eine verstörende Serie angeblich von ihm getexteter sexueller Kannibalismus-Fantasien. Er würde gerne das Blut seiner Sexpartnerinnen schlürfen, ihre Rippen herausbrechen, grillieren und abnagen, «weil es sicher gut schmeckt».

Ex-Freundinnen schickte er laut deren Aussagen ähnliche Messages: «Ich bin zu 100 Prozent Kannibale. Es macht Angst, das zuzugeben. Ich habe einem lebenden Tier das Herz herausgeschnitten und es gegessen, als es noch warm war.» Oder: «Ich will dein Hirn sehen, dein Blut, deine Organe, jedes Teil von dir. Ich würde sicher reinbeissen. Oder versuchen, es zu vögeln. Weiss nicht genau, was davon. Vermutlich beides.»

Jeder in L.A. kennt den Namen Hammer

Natürlich ging die Geschichte um die Welt, obwohl viele den Schauspieler bisher kaum kannten. Von seinen Filmen waren international nur zwei erfolgreich gewesen: «The Social Network», die Geschichte der Gründung von Mark Zuckerbergs Facebook, in dem Hammer die Doppelrolle der schwerreichen Winklevoss-Zwillinge spielte, die Zuckerbergs Urheberansprüche an Facebook jahrelang ge-



Sozial tot: Schauspieler Hammer.

richtlich anfochten. Und der Oscar-gekrönte «Call Me by Your Name». Er erzählt die homosexuelle Ferienliebe zwischen einem Siebzehnjährigen und einem Gast seines Vaters, gespielt von Armie Hammer. Was jeder wusste, der den Film sah: Der Mann hatte Star-Power. Der Zwiespalt zwischen der Arroganz des reichen Schönlings und seinem inneren Aufruhr einer unvorhergesehenen Liebe gegenüber – ein altbekanntes Filmthema – war einem selten so nahe gegangen.

Dass die x-te Beschuldigung wegen sexueller Belästigung im Showbusiness mehr Aufregung auslöst als andere zuvor, liegt am Namen Hammer. Jeder in Los Angeles kennt ihn. Er prangt auf dem spannendsten Kunstmuseum der Stadt ebenso wie auf Backpulver, Zahnpasta und Deodorants.

Armies Ururgrossvater, der Arzt und Geschäftsmann Dr. Julius Hammer, der aus Russland nach New York emigrierte und dort Mitglied der Kommunistischen Partei der USA wurde, sorgte für den ersten Familienskandal: Er trieb das Kind einer russischen Diplomatin ab, die kurz danach verstarb, und musste ins Gefängnis. Sein Sohn Armand, der wie der Vater enge Beziehungen zur Sowjetunion hatte, zog nach Los Angeles und machte mit dem Geld seiner Frau ein Vermögen im Ölgeschäft. Er flog eine private Boeing 727, sammelte Kunst und frequentierte zahlreiche Politiker, unter ihnen Kreml-Chef Breschnew.

Vorliebe für perversen Sex

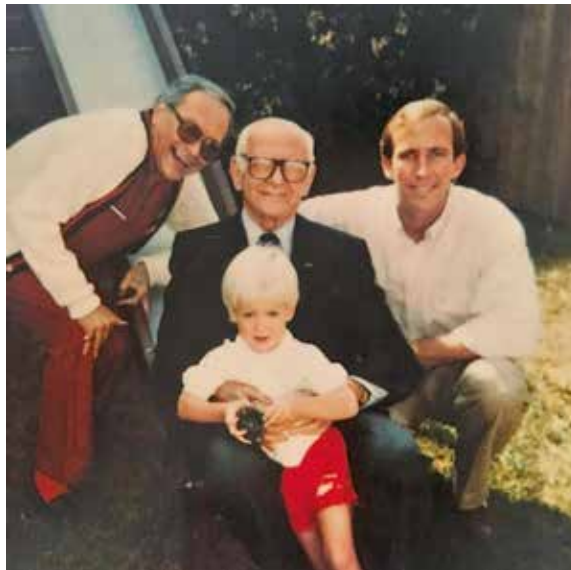
Andere Geschäfte waren weniger legal. In dem 1996 veröffentlichten «Dossier: The Secret History of Armand Hammer» (Die geheime Geschichte des Armand Hammer) bezichtigt ihn sein Biograf Edward Jay Epstein des Betrugs, der Bestechung, der Geldwäsche und der Finanzierung sowjetischer Spionage. In der Mai-Ausgabe von *Vanity Fair* erschien ein detaillierter Bericht über die Hammer-Dynastie unter dem Titel «Eine Familiensaga von Sex, Geld, Drogen und Betrug». Neben einer Vorliebe für faule Geschäfte zieht sich ein zweiter Charakterzug durch die Hammer-Dynastie: Ihre Oberhäupter – es gab zu keiner Zeit eine Frau an der Spitze des Clans – hatten alle neben Ehefrauen mehrere Geliebte und liebten *kinky* Sex. Das Wort kann man je nach Anschauung auf Deutsch mit «pervers» oder «ausserhalb der Norm» übersetzen.

Die Hammers wollten beim Sex dominieren. Gerne hatten sie bei Sexpartys auch Waffen dabei. Martha Kaufman, über zehn Jahre lang Armands Mitarbeiterin und heimliche Geliebte, bezeichnete gegenüber Epstein den Sex mit Armand als «extrem demütigend». Die zweifache Mutter, die sich seinetwegen hatte scheiden lassen, blieb bei Hammer, weil

er ihr versprochen hatte, finanziell für sie und ihre Kinder zu sorgen, falls sie ihn überleben würde.

Er starb 1990. In seinem Testament wurde sie mit keinem Wort erwähnt. Seine Hinterlassenschaft schätzte *Forbes* auf 180 Millionen Dollar. Bei der Testamentsverlesung lautete die Summe 40 Millionen.

Seine Geschäfte hinterliess Armand Hammer seinem Enkel Michael, weil er seinen einzigen Sohn Julian für einen Taugenichts hielt. Michael, Armies Vater, soll unmittelbar nach Armands Tod Millionen beiseitegeschafft haben. Sein ältester Sohn Armie ist der erste Hammer,



Mit dem Geld der Frau zum Vermögen: Hammer-Clan mit dem kleinen Armie, Ende der achtziger Jahre.

der mit Stolz von sich sagt, er habe sein Geld zeit seines Erwachsenenlebens selbst verdient oder von Freunden gepumpt, bevor er von der Schauspielerei leben konnte.

Am vergangenen 19. März sagte eine 24-jährige junge Frau, deren Name nur mit «Effie» angegeben wurde, in einer Zoom-Pressekonferenz in Los Angeles über eine sexuelle

Mit Textnachrichten konnte Hammer belegen, dass sie von ihm explizite BDSM-Praktiken erbat.

Begegnung im April 2017 mit ihrem damaligen Liebhaber Armie Hammer, er habe sie über Stunden vergewaltigt und ihren Kopf immer wieder gegen die Wand geschlagen. Er habe ihre Füsse so lange mit einer Rute gepeitscht, bis sie nicht mehr gehen konnte. «Ich dachte, er bringt mich um.»

Nachdem Effie um ihr Leben gefürchtet hatte, führte sie ihre Gelegenheitsbeziehung mit dem Peiniger noch drei Jahre lang weiter. Mit mehreren ihrer Textnachrichten konnte

Hammer belegen, dass sie von ihm noch im vergangenen Sommer explizite BDSM-Praktiken erbat. BDSM steht für Bondage (Fesselung) und Disziplin, Dominanz und Unterwerfung, Sadismus und Masochismus. Hammers Anwalt sagt, das Sexualverhalten seines Klienten mit Effie und anderen Partnerinnen sei immer zuvor besprochen worden und einvernehmlich gewesen. Und dieser habe nie beabsichtigt, Effies sexuelle Vorlieben publik zu machen. Aber nun fühle er sich dazu gezwungen.

«Ich sagte nicht nein»

Paige Lorenze, Arzttochter, Studentin und im vergangenen Jahr drei Monate lang Hammers Geliebte, war weder an seinem Ruhm noch an seinem Geld interessiert: «Meist habe ich für uns beide bezahlt, weil er nur geliehenes Geld hatte. Aber er war extrem charmant, faszinierend, liebevoll und voller Leben.» Auch sie hatte mit ihm BDSM-Sex. «Er hatte immer diesen Koffer bei sich. Darin waren Messer, Seile und Latexanzüge. Er ordnete oft an, was er «high protocol night» nannte. Dabei ging es darum, Schmerzen zuzufügen. Mir Schmerzen zuzufügen.» Er sagte, alles sei *safe* und *sexy*; sie empfand es als verantwortungslos. Als er mit dem Messer ein A für «Armie» in ihren Körper ritzte, wusste sie als Arzttochter, dass sich die Wunde entzünden würde. Er leckte das Blut ab; sie dachte vor allem an die Unzahl von Bakterien, die ein Mensch im Mund hat. Das A heilte nur langsam.

«Aber der Punkt», sagte Paige Lorenze, «ist ein anderer. Der Punkt ist, dass ich nicht nein sagte. Nein zu sagen, ist für viele Frauen schwierig, wenn sie einen Mann lieben. Und das Erschreckendste an der Geschichte ist, dass ich ihn irgendwie liebte. Ich wollte begehrenswert sein für ihn. Heisst das, dass ich zustimmte? Dass ich und andere nicht von ihm manipuliert wurden? Ich war verletzlich, emotional von ihm abhängig. Wenn ich mehr über BDSM gewusst hätte, hätte ich vielleicht nein sagen können. Frauen müssen lernen, miteinander über solche Dinge zu reden. Und sich vor allem Gedanken darüber machen, was genau Zustimmung bedeutet, denn das ist eine komplexe Sache. Nicht nur bei BDSM, auch bei ganz konventionellem Sex gibt es Dinge, die man lieber nicht tun würde und trotzdem mitmacht.»

Am Tag, nachdem Armie Hammer sein Initial in ihren Körper schnitt, textete ihm Paige Lorenze, sie wolle ihn nicht mehr sehen, sie fühle sich nicht mehr sicher mit ihm. Sie sagt, sie habe nicht gewagt, ihm das ins Gesicht zu sagen, «weil man bei ihm nie weiss, wie er reagiert. Er ist ein ziemlich angsteinflössender Mensch.»

Dunkeldeutschland, mal wieder

Wer Krimis für leichte Unterhaltungsliteratur hält, verkennt die missionarische Energie vor allem deutscher Autoren. Bei vielen von ihnen sind Krimis tiefere Gesellschaftskritik, enthüllen unbarmherzig das Böse unter der Sonne, stehen immer auf der Seite der Entrechteten und Beleidigten, halten uns allen den Spiegel vor.

Inspektor Wallander des schwedischen Grossautors Henning Mankell etwa hat sich stets dem Schicksal unterdrückter Frauen gewidmet, das ist schon mal gut. Doch da geht noch mehr: Rassismus etwa ist ein hochaktuelles Thema.

So wird sich das der Kölner Autor Max Annas gedacht haben. Der Plot: Ein mosambikischer Vertragsarbeiter wird 1986 in der DDR von Neonazis brutal ermordet, eine Tat, die auf Betreiben der Stasi vertuscht wurde, weil so etwas in der DDR

Der Haken bei der Sache: Manuel Diogo ist bei einem Unfall gestorben.

schlechterdings nicht passieren durfte. Annas hat seinen Roman «Morduntersuchungskommission» dem Toten gewidmet, er heisst Manuel Diogo, und den gab es wirklich.

Also alles ganz authentisch! In beinahe allen Rezensionen heisst es, hier werde ein realer Fall geschildert, das Werk sei ein « eminent politisches Buch nach einem historischen Fall » (Deutscher Krimipreis), es zeige, « dass rassistische Verbrechen in der DDR kein Einzelfall waren » (Crime Cologne Award), zeichne also ein « finsternes Sittengemälde der DDR ».

Dunkeldeutschland, mal wieder! Kein Wunder, dass die dort alle die AfD wählen, oder?

Annas hat offenbar alle Kriterien für einen echt aufklärerischen Krimi erfüllt. Der Haken bei der Sache: Manuel Diogo ist bei einem Unfall gestorben. Die *Berliner Zeitung* hat den Fall recherchiert, die Staatsanwaltschaft Potsdam hat es bestätigt.

Kurz: Der Roman ist noch nicht einmal gut erfunden. Es handelt sich um reine Legendenbildung, unterstützt vom Verlag und all den anderen, die womöglich gedacht haben: Egal, ob es wahr ist – zuzutrauen ist es den Osis auf jeden Fall.

Cora Stephan

Mehr als Hedonismus

Dass Hotels in der Schweiz offenbleiben und Gäste empfangen dürfen, ist von unschätzbarem Wert für die Volksgesundheit.

David Schnapp

Als der Bundesrat Mitte März 2020 die « ausserordentliche Lage » ausrief und das öffentliche Leben in der Schweiz auf Zeitlupentempo herunterbremste, machte er eine Ausnahme, die bis heute besteht und die im weitverbreiteten Schliessungs- und Shutdown-Furor Europas einigermaßen sonderbar wirkt: Hotels in der Schweiz wurden nie geschlossen, Hotelrestaurants dürfen unter Einhaltung der gängigen Schutzkonzepte hauseigene Gäste empfangen. « Die Hotels sind notwendig, damit die normalen Arbeitsprozesse weitergehen können », sagte Gesundheitsminister Alain Berset damals.

Es ist nicht anzunehmen, dass dies die Absicht des Bundesrats war, aber heute, nach über einem Jahr Corona-Ausnahmestand, in dem immer wieder Kausalität und Korrelation verwechselt werden, wo Massnahmen eher gefühls- als evidenzbasiert sind, haben sich Hotels als unersetzliche Wiege des gesellschaftlichen Lebens erwiesen. Während die unmittelbare soziale Interaktion wo immer möglich unterbunden wird, findet sie in Ferien- und Stadthotels, im Engadin, in Zürich oder am Vierwaldstättersee statt und bewahrt wohl viele vor Einsamkeit oder schafft sonst wie kurze Momente der Freude.

Paralleluniversum aus heiler Welt

In den letzten vier Monaten habe ich im « Grand Resort Bad Ragaz », in « Stumps Alpenrose » in Wildhaus oder zuletzt im « The Dolder Grand » in Zürich jeweils ein paar Tage verbracht, und es war wie eine kurze Reise durch ein Paralleluniversum aus heiler Welt, alltäglichen Annehmlichkeiten, guter Küche und freundlichen Menschen. Ich wurde im Verdacht bestätigt, dass Leben tatsächlich mehr ist als die blosser Vermeidung von Infektionskrankheiten.

Man kann deshalb den Wert der schweizerischen Hotellerie für die Volksgesundheit nicht hoch genug einschätzen. Ein Œuf Bénédicte mit Bündner Rohschinken im Restaurant « Saltz » des « Dolder Grand » morgens um

zehn Uhr ist ja mehr als bloss ein angenehmer Moment von Hedonismus. Dass jemand mit Sorgfalt Essen für einen anderen zubereitet, berührt urmenschliche Instinkte. Ein Gericht wie « Kaninchen mit Wiesenkräutern, Miso, eingelegten Pilzen und grüner Tomate » vom 19-Punkte-Koch Heiko Nieder ist nicht bloss ein Vergnügen für den Magen, sondern auch Nahrung für die Seele. Hochstehende Küche wie diese im « The Restaurant » ist im besten Fall eine berührende Erweiterung des eigenen Horizonts.

Einsatzwillen und Leidenschaft

Ich sitze natürlich beruflich in Restaurants, aber auch weil ich die Gesellschaft von Leuten mag, die in der Gastronomie arbeiten. Ich begegne dort überwiegend fleissigen, gutgelaunten, jungen Menschen mit grossem Einsatzwillen und Leidenschaft für ihren Beruf. Dass jene von ihnen, die in einem Hotel arbeiten, jetzt nicht wie viele andere in der Gastronomie einigermaßen perspektivlos zu Hause vereinsamen, ist ein weiterer, unschätzbare wertvoller Effekt, den offene Gästeunterkünfte haben.

Neben all diesen, gewissermaßen metaphysischen positiven Effekten, die offene Hotels und Hotelrestaurants haben, gibt es daraus noch eine handfeste Erkenntnis zu gewinnen. Genaue Zahlen sind zwar nicht bekannt, aber vermutlich haben in den letzten Monaten Zehntausende Gäste in Schweizer Häusern ein- und ausgecheckt, haben dabei Masken getragen, Abstand gehalten und gingen frühzeitig zu Bett, wie es die Vorschriften gebieten.

Auf das epidemiologische Geschehen im Land hatte das offensichtlich keinen nachteiligen Einfluss. Es gibt deshalb kaum Gründe, nicht auch die übrige Gastronomie zu öffnen, den Unternehmern und ihren (jungen) Angestellten wieder einen Lebenssinn zu geben und ihren Gästen – zum Wohl der Gesundheit – eine Form seligmachender Zufriedenheit zurückzugeben, die man nur in einem guten Gasthaus bekommt.

Deutschland – ein *failed state*?

Corona, Chefmechaniker Merkel und ich.



Liebe Leserinnen und Leser oder, wie wir in Deutschland inzwischen sagen, liebe Lesende, versuchen Sie bitte, sich Folgendes vorzustellen: Sie fahren ein schon älteres, aber durchaus verkehrstaugliches Auto. Alle zwei Jahre kommt es ohne Mühe durch den TÜV, dazwischen müssen Sie nur das Öl wechseln. Eines Tages aber hören Sie ein seltsames Geräusch, als würden zwei Metallteile aufeinanderschlagen. Sie fahren das Auto zur Werkstatt, der Chefmechaniker tritt im Leerlauf voll auf das Gaspedal und sagt: «Kann nur eine Kleinigkeit sein, kommen Sie morgen wieder.»

Am nächsten Tag sind Sie wieder da. Der Mechaniker gibt Ihnen die Autoschlüssel zurück und sagt: «War nur eine Kleinigkeit, eine Kerze war locker.» Sie freuen sich und fahren los. Nach zehn Minuten ist das Geräusch wieder da, stärker als beim ersten Mal. Sie wenden und bringen das Auto wieder in die Werkstatt. Der Chefmechaniker sagt: «Ich schau noch mal nach. Es könnte auch der Anlasser oder die Lichtmaschine sein.» Sie sind schon etwas genervt, lassen es sich aber nicht ansehen. Der Mechaniker erneuert den Anlasser und tauscht die Lichtmaschine aus. Und tatsächlich: Das Geräusch ist weg. Sie fahren heim, stellen das Auto in der Garage ab und schämen sich ein wenig, weil Sie schon mit dem Gedanken gespielt haben, die Werkstatt zu wechseln.

Nur: Kaum haben Sie tags darauf die Garage verlassen, rappelt es wieder unter der Motorhaube... Sie ahnen, worauf ich hinauswill. Das Auto ist Corona, der Chefmechaniker ist Angela Merkel, und der Autofahrer, das bin ich, der Bür-

ger, der sich darauf verlässt, dass seine Regierung weiss, was sie tut. Aber jetzt ist Schluss.

Mindestens neunzehnmal – zuerst am 12. März 2020, zuletzt am 23. März 2021 – beriet die Konferenz der Ministerpräsidenten mit der Kanzlerin über Massnahmen gegen die Corona-Pandemie, physisch im Kanzleramt oder digital im Netz, aber immer bis tief in die Nacht, um jedes Mal am Ende die frohe Kunde zu verbreiten, man sei einen «guten Schritt» vorangekommen.

Letzten Montag, am 12. April, wollte man sich wieder treffen. Der Termin wurde am Wochenende abgesagt, weil sich die Ministerpräsidenten nicht auf eine Tagesordnung einigen konnten.

Mehr als ein Jahr nach dem ersten festgestellten Fall in Deutschland Ende Januar letzten Jahres sind wir *back to square one*. Mitten in der «dritten Welle» und dem dritten Lockdown hat die Kanzlerin beschlossen, dass es so nicht weitergeht, und hat die «Notbremse» gezogen. Die grosse Koalition will noch im Laufe dieser Woche das «Infektionsschutzgesetz» der Lage anpassen. Dazu braucht sie zwei Drittel der Stimmen im Bundestag, mehr, als sie selbst auf die Waage bringt. Deswegen wirbt sie um Hilfe aus der Opposition. Gelingt der Coup, für den das Grundgesetz geändert werden muss, könnte die Regierung mit Hilfe von «Rechtsverordnungen» durchregieren, vorbei am Bundestag und ohne Rücksicht auf die sechzehn Bundesländer, die ihre Zuständigkeiten für die Speisepläne der Kitas und die Pausenzeiten an den Schulen behalten dürfen.

Es wäre das Ende des föderalen Systems und der Anfang von etwas, das an die Weimarer Re-

publik erinnert, die in ihrer Endphase mit «Notverordnungen» regiert wurde. Die Bundesrepublik ist auf dem Weg zu einem *failed state*, nicht nur weil Deutschland «nach sechzehn Jahren Merkel in vielen Bereichen ein Sanierungsfall» ist, wie es der Industriemanager Wolfgang Reitzle zurückhaltend formuliert, sondern weil es sich der Fiktion hingibt, eine politische, wirtschaftliche und moralische Grossmacht zu sein. Dabei ist das Land nur der Zahlmeister der EU, der sich die Treue seiner «Partner» durch teure Geschenke erkaufte – zum Beispiel die «Europäisierung» ihrer Schulden.

Das eigene Versagen beim Ankauf der Impfstoffe und der Organisation der Impfkampagne wird als Absage an den «Impfnationalismus» verklärt. Man habe sich nicht «vordrängeln» wollen, wie es Grossbritannien und Israel getan hätten, sagt der sächsische Ministerpräsident in einer Talkshow.

Das alles funktioniert nur – oder: hat bis jetzt funktioniert –, weil ein grosser Teil der vierten Gewalt die Politik der Regierung vorbehaltlos unterstützt. So hat zum Beispiel die hessische Sektion des Deutschen Journalisten-Verbandes zu einer Demo gegen eine Querdenker-Demo vor der Zentrale des Hessischen Rundfunks aufgerufen. Die Querdenker seien «Verschwörungstheoretiker» und würden behaupten, dass es «keine freie Presse in Deutschland» gebe. Das könne man nicht hinnehmen: «Wir lassen unsere Pressefreiheit nicht verunglimpfen.»

Die Teilnahme an der Demo gegen die Querdenker-Demo war eine Art Mutprobe. Deswegen wurden die Teilnehmer vorgewarnt: «Teilnahme erfolgt auf eigenes Risiko.»

Macht der Gene

Warum Afrika der globale Corona-Coldspot ist und das Neandertaler-Gen uns anfällig macht.

Patrick M. Whittle

Covid-19 ist eine moderne Krankheit. Dennoch gehen die Auswirkungen des neuartigen Coronavirus teilweise auf das Verhalten unserer Vorfahren in grauer Vorzeit zurück. In Europa war das eine Vermischung des Homo sapiens mit dem Neandertaler. Die Liaison mit unseren «Cousins» wirft auch ein Licht auf ein modernes Paradox: Warum ist Afrika ein globaler Covid-19-Coldspot?

Als im Februar 2020 in Afrika der erste Covid-19-Fall registriert wurde, prognostizierten Gesundheitsexperten, dass der bevölkerungsreiche Kontinent von einem tödlichen Strudel erfasst werden könnte. Diese Warnungen waren nicht abwegig. Zwei Drittel der Ärmsten der Welt leben in Schwarzafrika, in unhygienischen Verhältnissen, immer wieder heimgesucht von kriegerischen Konflikten, geschlagen mit einem unzureichenden Gesundheits- und Bildungswesen und einer dysfunktionalen politischen Führung. Afrika schien auf eine Katastrophe zuzusteuern.

Doch das Desaster blieb aus. Laut Statistiken werden in Afrika nur knapp über 4 Millionen Corona-Infizierte und 114.000 Tote verzeichnet, überwiegend in den nordafrikanischen Ländern. Im gleichen Zeitraum wurden in Europa (mit weniger als zwei Dritteln der Bevölkerung Afrikas) mehr als 43 Millionen Infektionen und mehr als 1 Million Tote registriert. In den USA (mit weniger als einem Drittel der Bevölkerung Afrikas) wurden über 30 Millionen Infektionen und 570.000 Tote gezählt, auf Pro-Kopf-Basis sind das Tausende Prozent mehr als in Afrika.

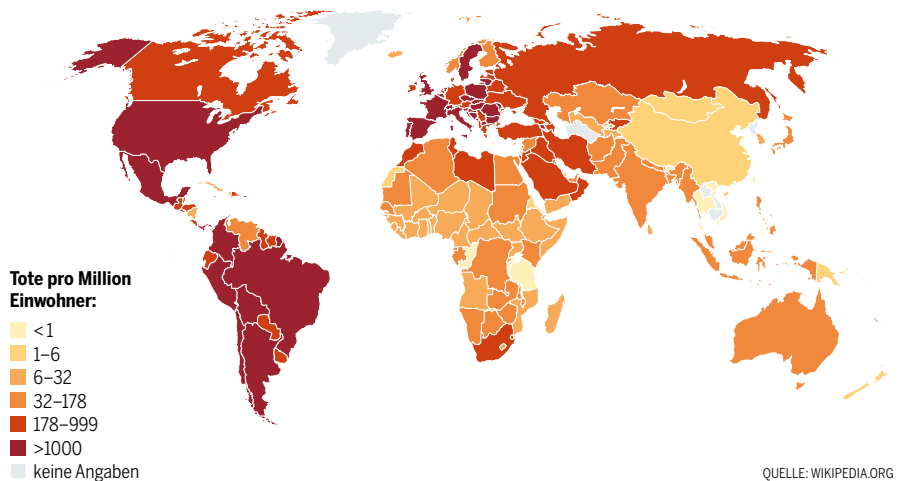
Sorge vor Rassismuskwürfen

Dieses Phänomen hat Journalisten und sogar einige Wissenschaftler zu abenteuerlich spekulativen Erklärungen verleitet. Warum aber lassen die Medien und die meisten Wissenschaftler die logische, faktenbasierte Möglichkeit ausser Betracht, dass Schwarzafrikaner dank ihrer Gene geschützt sein könnten?

Angesichts der rassistischen Geschichte biologischer Theorien über menschliche Unterschiede werden Daten, die mit Populationsgenetik und Gruppenspezifika verknüpft werden können, aus Sorge vor Rassismuskwürfen oft ignoriert.

Todesopfer der Covid-19-Pandemie

Bestätigte Tote pro Million Einwohner und Land



Ironien der Evolution.

würfen oft ignoriert. Das aber könnte die Entwicklung und Anwendung von Therapien und Impfstoffen für alle Menschen behindern, vor allem für die vulnerablen Populationen in Afrika und der afrikanischen Diaspora. Die Entwicklung von Therapien für Risikopopulationen ist dringend notwendig. Diejenigen, die über eine genetische Infektionsresistenz verfügen oder aufgrund ihrer Gene in gewissem Grad davor geschützt sind, Symptome zu entwickeln, könnten der Wissenschaft helfen, Therapien für alle zu entwickeln. Es geht um Menschenleben.

Natürlich gibt es signifikante nicht genetische Erklärungen für die geringeren Infektionszahlen in Afrika, abgesehen von der lückenhaften Erfassung und den begrenzten Testmöglichkeiten. Der wichtigste Umweltfaktor bei Corona-Infektionen ist ein hohes Alter. In Europa liegt das Durchschnittsalter von Infizierten bei 43 Jahren, in Amerika bei 38 Jahren, in Afrika bei 18 Jahren. Während in Europa und Amerika etwa ein Viertel der Bevölkerung über sechzig Jahre alt ist, entfallen in Afrika auf die Alterskohorte sechzig plus nur 6 Prozent der Bevölkerung.

Zurückliegende Erfahrungen mit Krankheitsereignissen, einschliesslich anderer neuer Corona-

viren, könnten ebenfalls erklären, warum Afrika trotz endemischer Armut und beklagenswerter Gesundheitsinfrastruktur ein Covid-19-Coldspot ist. Gemäss dieser «Hygiene-Hypothese» könnten ebenjene Verhältnisse, die angeblich zu einer raschen Ausbreitung des Virus führen sollten, dem Immunsystem von Afrikanern zu einer stärkeren Resistenz gegenüber Corona verholfen haben. Dennoch kann mit gutem Grund angenommen werden, dass die in Afrika zu beobachtende Immunität nicht zuletzt mit genetischen Faktoren zu tun hat.

Das Verhältnis zwischen Genen und Krankheit ist oft komplex. So wird vermutet, dass genetische Varianten in Afrika, die ihre Träger weniger Malaria-anfällig machen, tragischerweise deren Anfälligkeit für das HI-Virus erhöhen, das nach wie vor auf dem Kontinent wütet. Dies wäre ein Beispiel für Gene, die sowohl positiv als auch negativ wirken. In grauer Vorzeit hatten sich Varianten mit partieller Malaria-Immunität herausgebildet, heute sorgen die gleichen Varianten offenbar für eine grössere Anfälligkeit für eine andere Krankheit, nämlich Aids.

Uralte Gene spielen also offenbar eine Rolle, wenn es darum geht, ob Bevölkerungen vul-

nerabel oder immun gegen moderne Krankheiten sind. Könnte etwas Ähnliches im Fall von Covid-19 vorliegen, dass nämlich Gene, deren Aufgabe es war, ältere Krankheiten abzuwehren, die Auswirkungen dieses neuartigen Virus in Afrika reduzieren? Datenmaterial aus anderen Teilen der Welt legt diesen Schluss jedenfalls nahe.

In Europa etwa verweisen neuere Forschungsergebnisse auf die Beziehung zwischen Neandertaler-Genen und Corona-Toten, wobei eine spezielle Neandertal-Sequenz möglicherweise der grösste genetische Risikofaktor hinsichtlich des neuartigen Coronavirus ist. Studien legen nahe, dass dieser Neandertal-Haplotyp «in allen Regionen der Welt ausserhalb von Afrika in substantieller Häufigkeit anzutreffen ist».

Alter, Übergewicht, Vorerkrankungen

Dies könnte – ein gutes Beispiel für die Komplexitäten und Ironien der Evolution – darauf hindeuten, dass diese Gene unsere entfernten Vorfahren vor alten Krankheitserregern schützten und in einigen eurasischen Populationen nach der Vermischung von Homo sapiens und Neandertaler erhalten geblieben sind. Ebenjene Gene könnten heutzutage beim modernen Coronavirus versagen – analog zur Genetik bei HIV-Anfälligkeit, bei der einst nützliche Gene sich nun als unwirksam erweisen. Ist es verächtlich, ja sogar rassistisch, die Beziehung zwi-

schen Krankheit und Population zu erforschen? Genetiker beobachten bei Krankheitsanfälligkeiten seit langem genetische Unterschiede zwischen Populationen. Sich diesem Thema zu widmen, ist jedoch riskant. Wie der Biogeograf Jared Diamond bemerkt: «Nur wenige Wissenschaftler wagen es, sich mit der Entwicklung von Rassen zu beschäftigen, weil sie Angst haben, als Rassen gebrandmarkt zu werden.»

Offenkundig unterschiedliche Krankheitsrisiken bei verschiedenen Populationen müssen aber keine direkten biologischen Ursachen haben. Bei Covid-19 ist erwiesen, dass Alter, Übergewicht und Vorerkrankungen sich auf die Schwere des Krankheitsverlaufs auswirken. Und einige Risikofaktoren sind wichtiger als andere.

In den USA beispielsweise spielt das Alter offenbar eine viel geringere Rolle als Hautfarbe und soziale Schicht. Obwohl schwarze Amerikaner im Durchschnitt viel jünger sind als ihre weissen Landsleute, ist das Risiko für sie, sich mit dem neuartigen Coronavirus anzustecken oder daran zu sterben, viel grösser. Das Gleiche gilt für Ureinwohner, hispanische Populationen und Hawaiianer. Der bislang wichtigste Sterblichkeitsfaktor ist soziale Ungleichheit – Verarmung, Marginalisierung, unzureichender Zugang zur Gesundheitsversorgung und so weiter.

Zu Recht wird davor gewarnt, dass bei einer übermässigen Fokussierung auf genetische

Faktoren relevante soziale Faktoren zu kurz kommen. Doch das gilt auch umgekehrt: Wer ausschliesslich auf die sozialen Verhältnisse fokussiert, könnte relevante genetische Einflüsse übersehen. Ein differenzierterer Ansatz könnte die fortwährende Interaktion zwischen Genen und Umwelt aufzeigen. Wenn Gene bei der augenscheinlichen Teilimmunität von Afrikanern gegen das Coronavirus eine Rolle spielen, so könnten ähnliche Einflüsse auf die Gene von Afrikanischstämmigen in den USA und anderswo gleichwohl überlagert werden von schwierigen sozialen Verhältnissen, in denen Schwarze und andere Minderheiten leben.

Immer mehr Daten deuten darauf hin, dass Anfälligkeit beziehungsweise Immunität gegen bestimmte Krankheiten durch populationsgenetische Unterschiede erklärt werden könnten. Die enorme genetische Vielfalt insbesondere auf dem afrikanischen Kontinent verrät uns eine Menge über den langen und tödlichen evolutionären Kampf der Menschheit mit dieser Geissel.

Genetische Faktoren in unsere Forschung einzubeziehen, könnte für die Vulnerabelsten lebensentscheidend sein. Wir ignorieren sie zum Schaden von Millionen von Menschen.

Patrick M. Whittle ist Wissenschaftsjournalist in Neuseeland. Er schreibt regelmässig für das Genetic Literacy Project (geneticliteracyproject.org)

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

 Crypto Assets

SICHERN SIE SICH

0.00005 

Mit Swissquote können Sie Bruchteile von Kryptowährungen kaufen und schon ab CHF 25.- investieren.

[swissquote.com/crypto](https://www.swissquote.com/crypto)

 Swissquote

Weiche Macht

Nr. 14 – «Bundesräte im Ausland entzaubern sich»
Editorial von Roger Köppel

«Die Genialität der Schweiz liegt in der Staatsform, nicht im Personal.» Dieser schöpferische Gedanke von Roger Köppel in seinem Editorial muss ernst genommen werden. Das Bundesrats-Trio soll untertänigst bezüglich Verhandlungsrunde ums institutionelle EU-Rahmenabkommen auf eine Prozession nach Brüssel verzichten. Die weiche Machtausübung passt besser zur Schweiz. Und diese kann von Bern aus hinreichend vollzogen werden.

Jean Hoby, Wallisellen

Der Bundesrat muss einmal mehr daran erinnert werden, dass er eine reine Exekutivfunktion auszuüben hat. So ist's in der Verfassung festgehalten. Es ist völlig deplatziert, dass drei Mitglieder dieser Exekutivbehörde nach Brüssel reisen, um mit der EU zu verhandeln. Jedes Mal, wenn ein Bundesrat ins Ausland für sogenannte Verhandlungen reiste, gab es für unser Land unvorteilhafte und teure Resultate. Und jetzt gehen gerade drei Mitglieder. Es gibt guten Grund, anzunehmen, dass dies ein Fiasko hoch drei sein wird. Also, liebe Bundesräte, begeben euch nicht aufs Glatt-eis und in die Höhle des Löwen; es bringt Unglück für das ganze Land. Bleibt zu Hause, da ist euer Platz. So respektiert ihr den Willen des Souveräns. Alles andere kommt einem Landesverrat gleich.

Armin Weber, Grünenmatt

Dieser zauberhaute Leitartikel gipfelt in der Pointe einer als Offertstellerin herzlich willkommen geheissenen EU im Bundeshaus.

Doch Bern ist nicht Ankara. Damit sich bei einer Visite hierzulande protokollarisch kein einziges Mitglied der Brüsseler Delegation zurückgesetzt fühlen müsste, dürften beide Verhandlungsseiten auf einem gleichwertigen Sitzmöbel Platz nehmen. Dafür am ehesten in Frage käme hüben wie drüben eine lange Bank, in Anlehnung an den vom seinerzeitigen Vizekanzler Achille Casanova oft zitierten Satz: «Der Bundesrat wartet ab.»

Max Knöpfel, Pfäffikon ZH

Überall in Europa

Nr. 14 – «Rebellion der Secondos»
Alex Baur über den Gewaltausbruch in St. Gallen

Man sieht diese Jugendrebellion überall in Europa aufflackern: in den Niederlanden, in Dänemark, Irland et cetera. Irgendwie beschleicht mich das Gefühl, dass es schliesslich eine Revolution der Jungen geben wird. Blicken wir auf die Corona-Massnahmen: Da wird kein Unterschied gemacht – sie sind auf Menschen ab siebzig zugeschnitten, aber auch die Jungen müssen sie ertragen.

Esther Moser, Basel

Postenschacher-Filz

Nr. 14 – «Der grösste Postraub der Geschichte»
Beat Gygi und Erik Ebnetter über die Schweizer Post

Post-Präsident Urs Schwaller geht. Mit dem ehemaligen SP-Präsidenten Christian Levrat macht Simonetta Sommaruga einen klassenkämpferischen Genossen ohne Unternehmenserfahrung zum Verwaltungsratspräsidenten der Post. Erstaunlich, ernennt Frauenquoten-Sommaruga keine Frau. Berset ernennt in der Corona-Krise seine persönliche Mitarbeiterin

Doris Bianchi zur Direktorin der Bundes-Pensionskasse und seinen Generalsekretär Lukas Bruhin zum Präsidenten von Swiss-med. Beide ohne entsprechende Fach- und Führungserfahrung, mit hohen Jahresbezügen von über 300 000 Franken. SP-Bundesrat Otto Stich lässt grüssen. Er beförderte seine persönliche Mitarbeiterin Elisabeth Baumann zur Direktorin der Bundes-Pensionskasse – mit bekanntem Debakel und Kollateralschaden mit aufarbeitender PUK – und seinen Mitarbeiter Jean-Noël Rey zum Generaldirektor der Post. Johann Schneider-Ammann schrammte an einer Skandalpersonalie vorbei. Er wollte seinen Ammann-Verwaltungsratspräsidenten zum Staatssekretär machen. Es ist Zeit, dass Bundesrat und Parlament diesem Bundes-berner Partei-Postenschacher-Filz endlich die rote Ampel zeigen.

Roger E. Schärer, Trin Mulin

Allein geradestehen

Nr. 13 – «Weg mit der Präambel!»
Urs Paul Engeler über die Bundesverfassung

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, als ich die Replik von Herrn Engeler las! Das ist es: kein Geschwurbel, keine Inanspruchnahme eines interpretierten Gottesbegriffs (je nach Gusto). Für unsere Machenschaften müssen wir ganz allein geradestehen. Gott aber ist und ist und ist. Barbara Peter, Wil

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Hans Küng (1928–2021) Isla Eckinger (1939–2021)



Volle Kirchen: Theologe Küng.

Als Hans Küng am Josefstag (19. März) 1928 in Sursee in eine mittelständische Schuhhändlerdynastie hineingeboren wurde, war der Tag des Nährvaters Jesu und Familienheiligen in der Innerschweiz noch ein gebotener Feiertag. Der Todestag des weltweit meistbeachteten katholischen Theologen der Schweiz, der 6. April, ist ebenso der Gedenktag eines der gelehrtesten Mönche von St. Gallen: Notkers des Stammlers, als Liturge ein Meister des Gotteslobs wie Zwingli, der aus dem Toggenburg kam, oder Küng; er war ländlich-republikanischer Herkunft.

Im Gegensatz zu St. Galler Mönchen und Reformatoren hinterlässt der Tübinger Professor keine liturgisch bet- und sangbaren Texte wie noch zu unserer Zeit Glaubenszeuge Dietrich Bonhoeffer. Der Entzug der Lehrerlaubnis (1979) wurde für Küng zum Startschuss einer neuen Karriere: «Weltethos» statt Dogmatik, als Versuch, christliche Bestände in die Moderne hinüberzuretten. In Lehrmitteln für weltoffene Kindergärten ist nicht mehr wie zu Küngs Jugendzeit vom «Heiland» die Rede, «der ins Herz schaut» (Bernhard von Clairvaux). Vom Heiligenkalender bleibt der in Sursee populäre Mantelteiler St. Martin übrig. Das «Weltethos»-Kinderbuch «Löwengeburtstag» predigt «Vielfalt». Statt einander zu fressen, feiern die Tiere in Afrika bibelparadiesische

«Diversität». Mit zu den Lebenslügen «weltethischer» Religionspädagogik gehört es, den Tod wie in der familiären Todesanzeige für Hans Küng mit «Einschlafen» zu verwechseln, womit Karfreitag und Golgota bequem ausgeklammert sind.

Zu seiner Glanzzeit erwarb sich Hans Küng das Profil eines Jahrhunderttheologen, als er im schweizerisch-ökumenischen Dialog den protestantischen Neu-Reformatoren Karl Barth (1886–1968) und Emil Brunner (1889–1966) Paroli bot mit Perspektiven, die zur Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils leider nicht einlösbar Hoffnungen geschürt haben. Zu jener Zeit verfügte der Milieu-Katholizismus noch über eine Massenbasis. In Luzern vermochten genialische Theologen wie Hans Urs von Balthasar (1905–1988) und der von der Wirkung her überragende Hans Küng als charismatische Prediger die Kirchen zu füllen wie nie wieder jemand seither. Küng bleibt zugutezuhalten, dass er als «Pfahl im Fleische» einer zerfallenden Kirche bis zuletzt als Mahner treu blieb. Im Religionsunterricht sei unbedingt auf die Zehn Gebote aufmerksam zu machen, monierte er. Auch für seinen Weggefährten Karl Barth stellten dieselben die Basis für ein wahres «Weltethos» dar.

Pirmin Meier

Von grossen Schauspielern sagt man, sie könnten auch das Telefonbuch rezitieren. Isla Eckinger, geboren in Dornach, in der Schweizer Jazzszene eine Institution und nach weiten Reisen durch die Welt und in unterschiedlichste Landschaften des Jazz wieder dorthin zurückgekehrt, gehörte in diese Kategorie. Was er anfasste, wurde Musik, nicht nur auf dem Kontrabass, seinem Hauptinstrument, sondern auch auf der ursprünglich erlernten Posaune oder dem Vibrafon. Welche Gruppe auch immer das Glück hatte, dass er ihr angehörte: Er verhalf ihr zu Tiefe, Gelassenheit und Drive. Er war ein Musiker von Weltformat. Alle prominenten Amerikaner, die in Europa unterwegs waren, suchten seine Partnerschaft, unter anderem Ben Webster, Buck Clayton, Johnny Griffin, Slide Hampton, Dexter Gordon. Und er war sich nicht zu kostbar, mit lokalen Gruppen zu musizieren, auch welchen, die vermeintlich progressive Jazzfans als «Dixieland» verachteten. Für Isla war's Musik, und *it didn't mean a thing, if it ain't got that swing.*

Den Bass erlernte er als Autodidakt, aber er war bald ein brillanter Techniker, wenn's ihm auch als Solist immer um Mass ging, um Raum und Resonanz. Alle Gruppen, an denen er beteiligt war, von seiner Swing-Band Hot Mallets über das Trio von Stéphane Grappelli bis zu jenem wagemutigen von Mal Waldron («Free at Last», ECM 1001) belebte sein Herzschlag und Atem. Seine Bescheidenheit grenzte an Selbstbehinderung, aber manchmal juckte ihn der Übermut. Unvergesslich ist mir, wie er einmal gnädig bei einer Ländler-Band einsteigen durfte. Er wetzte auf dem Kontrabass ein Klarinettensolo, dass den Mannen der Mund offen stand. Peter Rüedi



Raum und Resonanz: Musiker Eckinger.

Unerträgliche Langeweile

Wie Walter Kielholz in drei Jahrzehnten Swiss Re nach Abwechslung suchte.



Das Versicherungsgeschäft sei eine langweilige Angelegenheit, sagte kürzlich Swiss-Re-Verwaltungsratspräsident Walter Kielholz in einem Gespräch im Schweizer Radio. Es war nicht negativ gemeint, sondern eher in dem Sinn, dass verlässliche Geschäfte und seriöses Abklären von Risiken etwas Nüchternes seien, ohne glamouröse Deals oder mitreissende Spekulationen. Kielholz ist seit 1993 in der Geschäftsführung der Swiss Re, 1997 wurde er Konzernchef, 2003 Vizepräsident des Verwaltungsrats und 2009 Präsident. Jetzt tritt er mit siebzig Jahren ab. Wie hat er diese 28 Jahre Langeweile überstanden? Oder war es gar nicht langweilig? Doch, zum Teil schon. Der Aktienkurs, der heute deutlich unter dem damaligen Wert liegt, ist nicht anregend.

Im Rückblick muss man aber sagen: Kielholz hat immer wieder für Aufregung und Ablenkung gesorgt, damit es nicht langweilig wurde. Nicht nur als Wettkampfsegler, als FDP-Beeinflusser oder als Präsident der Zürcher Kunstgesellschaft und als Golfspieler, sondern auch im Einzugsgebiet der Führungsgrössen Ulrich Bremi und Rainer E. Gut. Ziemlich früh in seiner Karriere begann er zwischen deren Firmen Swiss Re und Credit Suisse hin und her zu balancieren. 1999 kam er neben dem Swiss-Re-Job in den CS-Verwaltungsrat und wurde da nach dem Scheitern der Strategie und Allfinanz-Fantasien von Lukas Mühlemann Präsident.

Jahrelang versah Kielholz so zwei best-bezahlte Teilzeitposten an den Spitzen beider Firmen, auch als Verfechter hoher Managerlöhne. Helle Aufregung kam 2008/09 mit der Finanzkrise auf. Zuerst musste die CS Geld

suchen und fand Hilfe beim Emirat Katar – gegen grosszügige Honorierung. Dann begann es bei der Swiss Re zu brennen, Vizepräsident Kielholz musste hineinrennen, aufräumen und Geld suchen. Er übernahm das Präsidium von Rechtsprofessor Peter Forstmoser. Auf der Suche nach Kapital erhielt er Hilfe vom legendären amerikanischen Investor Warren Buffett. Dieser bot ihm eine Wandelanleihe an, die einen Drittel der Swiss Re unter Buffetts Kontrolle gebracht hätte, wäre eine Rückzahlung nicht rechtzeitig erfolgt.

In dieser Situation mit Verlusten und katastrophalem Kurssturz bei den Aktien zeigte sich: Den Verwaltungsräten und Managern des Rückversicherers war es vorher offenbar zu langweilig geworden im nüchternen Geschäft. Sie hatten ihr angestammtes Gebiet verlassen. Damals war Jacques Aigrain Konzernchef, und man liess ihn gerne auf Gebiete expandieren, die nach Investment Banking rochen, nach glamouröser Spekulation, nach neuen Kicks.

Die Swiss Re hatte unter der Aufsicht von Kielholz, der ja halb bei der Bank arbeitete, extrem viel riskiert im Geschäft mit Kreditabsicherungsinstrumenten, raffinierten Finanzkonstrukten, die einen Hauch von Allfinanz verströmten und Langeweile vertreiben konnten. Die Aktionäre bezahlten.

Nach diesem Einschnitt blieb er als Präsident näher bei der Swiss Re als bei der CS, wo er von 2009 bis 2014 noch einfacher Verwaltungsrat war. Der Rückversicherer berappelte sich dann wieder als Riese im Weltmarkt. Der Kernauftrag einer Rückversicherung besteht ja darin, andere Versicherer beim Umgang mit grossen Risi-

ken mit Kapital zu unterstützen. Das tun Profis unter Profis, kühl, man kommt nicht mit einer farbigen Kundschaft in kurzweiligen Kontakt. In direkten Geschäften mit den Endkunden sind Spezialisten wie eine Zurich, Helvetia oder Mobilian besser, und diesen sollte man auch nicht ins Gehege kommen. Kann solche Zurückhaltung zu langweilig werden? Kann sein. Vor einiger Zeit hat Swiss Re jedenfalls Geschäfte im Segment Direktversicherungen aufgenommen, Leistungen für Grossunternehmen. Diese liefen jedoch schlecht, waren zu weit weg vom Kern und zehren an der Substanz. Warum hält man sich nicht an den Grundsatz «Schuster, bleib bei deinem Leisten»? Der schwache Aktienkurs verstärkt die Frage.

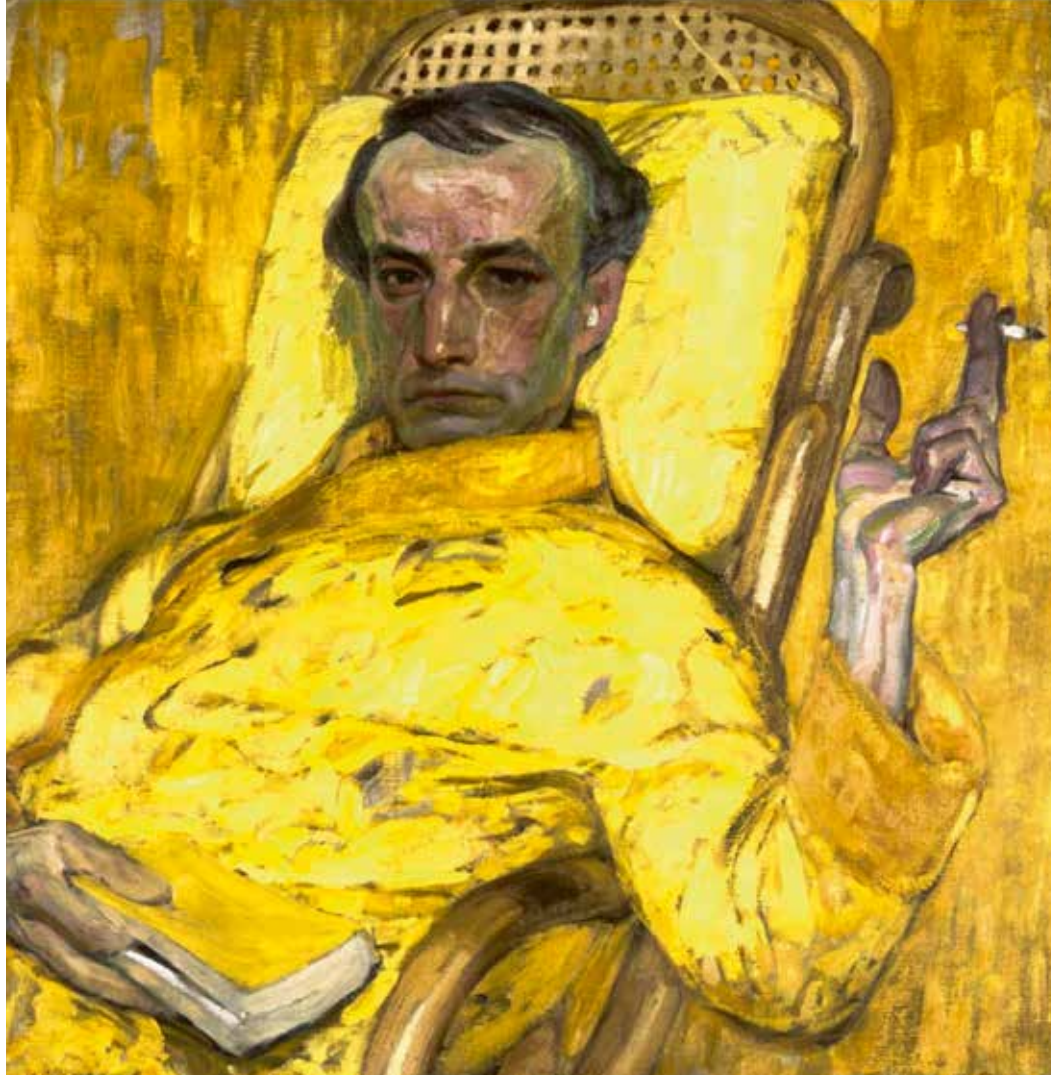
Es kommt der Einwand, dass jetzt Nullzinsen das Rückversicherungsgeschäft untergraben, weil das Bereitstellen von Kapital konkurrenziiert wird durch Absicherungsmöglichkeiten auf dem Kapitalmarkt, wo Geld fast nichts kostet. Deshalb seien neue Arten von Geschäften dringend gesucht. Klar, die Swiss Re hat unter Kielholz viel unternommen, um wenigstens den Alltag mit Modernisierungen wie Diversität, Gender-Sprache, Gebäude in Regenbogenfarben und grünen Investitionen abwechslungsreich zu machen.

Der vormalige UBS-Konzernchef Sergio Ermotti, der Kielholz als Präsident ablöst, wird als Banker lernen müssen, Langeweile auszuhalten. Die nächste grosse Gefahr kann in den Klimarisiken liegen. Nicht in den konkreten Klimaschäden, sondern in der Begeisterung für den Glamour, den man sich von grün-sozialen Finanzinstrumenten nun überall verspricht.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Auch anhand
von Hunden
lässt sich
Weltgeschichte
erzählen.
Wolfgang Koydl, Seite 62



Pinsel als Machete.

Frantisek Kupka, Yellow Scale, 1907 – Das vorherrschende Grundgefühl dieser Epoche des Weltenlaufs scheint immer mehr Apathie zu sein. Da ist keine Wut mehr gegenüber der Obrigkeit im Umgang mit einer Krise, da ist kein Aufbegehren ausser von ein paar verzweifelten Jugendlichen. Da ist grenzenlose und alle Grenzen überschreitende Fatigue, alles Wesentliche schläft mit offenen Augen, und was einst Realität war, zerfliesst in Träumen; das Leben ist, viel mehr als sonst schon, zu einem Aufenthalt in einem existenziellen Wartesaal geworden.

So sitzen wir da, festgesessen, ernüchert und erledigt zugleich, des Aufschiebens von allem

überdrüssig geworden, zu matt, um zu kämpfen und zu lieben, mit immer schwächerem Herzschlag und einer Hoffnung nach Erlösung, die mit jedem Atemzug etwas mehr schwächelt. Wir werden gerade alle ohne die Möglichkeit der freien Wahl zu einer Gruppe von Einzelgängern.

Frantisek Kupka (1871–1957) war Einzelgänger aus Leidenschaft. Hielt sich fern von den Umtrieben und dem Trubel und den zweifelhaften Versprechungen der Welt, verschmähte ihre Wege und suchte sich im Dickicht der Existenz – den Pinsel als Machete – seine eigenen Pfade, deren Muster sich später immer mehr im Abstrakten verloren, das ihm zum Realen wurde. Vielleicht

ist das eine passable Umschreibung unserer Tage und unserer Chance auch; dass die Abstraktion immer mehr zu unserer Wirklichkeit wird.

1907 aber sass er noch da in gängiger Gestalt, auf einem Schaukelstuhl, mit Zigarette, Buch und im gelben Morgenmantel, ein paar Facetten eines gesellschaftlich geformten Lebens schon hinter sich, vor sich das Zerfliessen der Strukturen. Er sitzt auf seinem letzten Rückzugsgebiet mit der Attitüde eines Dandys, wissend, dass die Ordnung der Welt auf ihren Untergang zuwankt, dass Dumpfheit das neue Lebensgefühl sein wird und dass der Mensch nur in neuen Formen wieder in Form kommt. *Michael Bahnerth*

Himmel, Licht und Flor

Gottfried Benn war ein Nihilist, der die Selbstinszenierung des Faschismus bewunderte, und ein lyrischer Meister der gebrochenen Stimmungen.

Hans Ulrich Gumbrecht

Gottfried Benn: Gedichte. In der Fassung der Erstdrucke. Hrsg.: Bruno Hillebrand. Fischer Taschenbuch. 688 S., Fr. 17.90

Im Leben von Gottfried Benn, dem 1886 geborenen Dichter und Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten, war 1935 ein schwieriges Jahr. Obwohl er für die Preussische Akademie der Künste entschlossen Adolf Hitlers «Machtergreifung» begrüsst hatte, identifizierten ihn die nationalsozialistischen Machthaber als Autor eines Typs von Literatur, die sie «entartet» nannten, und schränkten seine Publikationsmöglichkeiten immer mehr ein.

Zugleich ging die Zahl der Patienten in Benns Berliner Praxis so deutlich zurück, dass er aus finanziellen Gründen nach Hannover auf einen Posten als Sanitätsoffizier wechselte, wie er ihn schon während des Ersten Weltkriegs bekleidet hatte. «Der Dienst ist anstrengend, die Umstellung als Ganzes, innerlich und äusserlich, natürlich sehr einschneidend. Sie machen sich nicht klar, wie völlig isoliert ich bin, ohne jede Beziehung geistiger Art zu meiner Umwelt», schrieb Benn am 1. September 1935 seinem Bekannten, dem Bremer Kaufmann Friedrich Wilhelm Oelze. Auf den folgenden 3. September ist «Astern» datiert, Gottfried Benns heute bekanntestes Gedicht. Von persönlichen Sorgen spricht es nicht.

Da Benn Blumen liebte, muss er das Wort «Astern» mit jenen Tagen zwischen Spätsommer und frühem Herbst verbunden haben – und vor allem mit seiner Sehnsucht, das Vergehen der Spätsommerstimmung im Fluss der Jahreszeiten aufzuhalten. Freilich gehört der Glaube, dass ein solches Aufhalten möglich sei, zu alten Welten der Magie und der Götter, nicht zu der Gegenwart von politischen Ideologien und modernen Naturwissenschaften, in der Benn lebte. Diese Spannung spürt, wer die ersten Strophen von «Astern» rezitiert:

*Astern – schwälende Tage,
alte Beschwörung, Bann,*



Augenblicke der Ekstase: Dichter Benn.

*die Götter halten die Waage
eine zögernde Stunde an.
Noch einmal die goldenen Herden,
der Himmel, das Licht, der Flor,
was brütet das alte Werden
unter den sterbenden Flügeln vor?*

Die Sehnsucht nach dem Himmel, Licht, Flor des späten Sommers erfüllt sich also. Für «eine zögernde Stunde» sind sie «noch einmal» zurückgekommen. So lange «stand» die Zeit des Sommers, und wo «längst Gewissheit wacht», wurde «noch einmal ein Vermuten»

– bevor dann der Sommer mit dem Flug der Schwalben nach Süden wirklich zu Ende geht:

*Noch einmal das Ersehnte,
den Rausch, der Rosen Du –
der Sommer stand und lehnte
und sah den Schwalben zu,
noch einmal ein Vermuten,
wo längst Gewissheit wacht:
Die Schwalben streifen die Fluten
und trinken Fahrt und Nacht.*

Auf ähnliche Weise schenkt der Text auch dem Leser das, was seine Strophen wünschen und was sie stiften. Denn das Gedicht macht einen Moment fremder Vergangenheit für uns gegenwärtig und hält damit die Zeit an. Wir können (aber müssen uns nicht) vorstellen, dass es um einen Moment im September 1935 geht. Solche Vergegenwärtigung jedenfalls bewirken alle Texte mit Versen, Reimen und Strophen, alle Texte in rhythmischen Formen, an denen unter den deutschen Dichtern seiner Generation Gottfried Benn wohl am meisten gelegen war.

Doch aus welchen Bedingungen heraus entsteht dieser Effekt, der sich in jedem Gedicht nachvollziehen lässt? Er hat damit zu tun, dass alles, was «Rhythmus» heisst, eine praktische Lösung des Problems ist, wie die – stets verlaufende und die Dinge verändernde – Zeit eine stabile Form annehmen kann. Im zeitlichen Verlauf von Versen, Reimen, Strophen und Rhythmen kehren bestimmte Sequenzen wieder und geben so diesem Verlauf eine je spezifische klangliche und auch grafische Form, deren Eindruck sich mit jeder weiteren Wiederholung verstärkt.

Alle Elemente innerhalb der geformten Zeit wirken dann gleich gegenwärtig, jeder Verlauf scheint aufgehoben; nichts, was die Form der Zeit berührt, kann vergangen bleiben; und deshalb schaffen es Gedichte als Rhythmen, Vergangenes heraufzubeschwören. Solche Vergegenwärtigung stellt sich beim Lesen und Vorlesen lyrischer Texte ganz unabhängig von den Absichten ihrer Autoren ein. Für einen Autor wie Benn, der einsam und weltzugewandt in der dramatischen Epoche der beiden Weltkriege lebte, heisst dies, dass viele seiner Gedichte uns vergangene Momente mit einer Unmittelbarkeit präsent machen, die der Prosa von Historikern nicht gegeben ist.

Als Sohn eines lutheranischen Dorfpastors, den er weltfremd und engstirnig fand, wurde Benn während seines Medizinstudiums zum laut bekennenden Nihilisten, was nach 1900 bedeutete, dass man den Glauben an verbindlich übergeordnete Systeme, Werte und Normen ein für alle Mal verloren hatte. Auf eine so orientierungslos schwebende Existenz, die in Augenblicke der Ekstase umschlagen konnte, reagierte der ästhetische «Expressionismus»

jener Jahre mit einer Betonung aller drastischen Schichten des Lebens.

Den jungen Arzt Benn etwa faszinierte der direkte Kontakt mit Körpern, die unter dem Einfluss von Krankheiten zerfallen waren. Eines seiner frühesten Gedichte aus dem Jahr 1912 hat den Titel «Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke»:

*Der Mann:
Hier diese Reihe sind zerfressene Schösse
und diese Reihe ist zerfallene Brust.
Bett stinkt bei Bett. Die Schwestern wechseln stündlich.
Komm, hebe ruhig diese Decke auf.
Sieh, dieser Klumpen Fett und faule Säfte,
das war einst irgendeinem Mann gross
und hiess auch Rausch und Heimat.*

Benn wurde zu einem jener Intellektuellen auf beiden Seiten der Weltkriegsgräben, denen die Intensität der militärischen Herausforderung Halt gab und denen deshalb nach 1918 die neue demokratische Politik in ihrer Alltäglichkeit banal vorkam. Dagegen bewunderte er die Selbstinszenierung des Faschismus in Italien und bald auch in Deutschland – vor allem wegen der monumentalen Formen. Diese Formen allein, weder philosophische noch politische Inhalte, schrieb Benn 1932 in einem Essay «Nach dem Nihilismus,» sollten den Individuen und auch der Menschheit in einer Welt ohne Konturen das Überleben ermöglichen. Dem entsprach eine wachsende Strenge der Formen in Benns Gedichten, die weit über die freien Verse der frühen expressionistischen Versuche hinausging.

Auf einen eigenartig paradoxalen Ton resignierter Bejahung stossen wir in einem Benn-Gedicht von 1933, das mit der Feststellung beginnt, «der soziologische Nenner, der hinter

Jahrtausenden schlief,» seien «ein paar grosse Männer» gewesen, die «tief litten». Sie könnten zwar eine Welt ohne Ordnung und Rahmen nicht vor dem Untergang bewahren, sagt der Text, aber sollten dennoch gegen ihre Vergänglichkeit «die Schwerter halten»:

*Und heisst dann: schweigen und walten,
wissend, dass sie zerfällt,
dennoch die Schwerter halten
vor die Stunde der Welt.*

Benn erreichte das Ende des Dritten Reichs als verfemter Dichter und respektierter Sanitäts-offizier. Obwohl er über diese Existenz in dem Prosatext «Doppelleben» nüchtern genaue Rechenschaft ablegte, dauerte es bis 1948, bevor seine Gedichte wieder gedruckt wurden. Er war als Praxisarzt nach Berlin zurückgekehrt, ging 1946 mit einer jungen Kollegin seine dritte Ehe ein und stieg in den Jahren vor dem Tod im Juli 1956 zum national und international angesehensten Dichter Deutschlands auf. Die kleinkarierte Enge der neuen Bundesrepublik in der Adenauer-Zeit, zu deren Protagonisten er gehörte, hat Benn manchmal mit den Namen ihrer Produkte vergegenwärtigt (der Gedicht-Titel «Hör zu» spielt an auf die beliebteste Radioprogrammzeitschrift der Deutschen):

*Hör zu, so wird der letzte Abend sein,
wo du noch ausgeh'n kannst: du rauchst die «Juno»,
«Würzburger Hofbräu» drei, und liest die Uno,
wie sie der «Spiegel» sieht, du sitzt allein
an kleinem Tisch, an abgeschlossenem Rund
dicht an der Heizung, denn du liebst das Warme.
Um dich das Menschentum und sein Gebarme,
das Ehepaar und der verhasste Hund.*

Wenn «Stimmungen» jene nicht nur individuellen Gefühle sind, die wir gleichsam mit den leichtesten Berührungen der physischen Umwelt auf unseren Körpern assoziieren, mit dem Wetter, den Stimmen eben oder mit der Musik, dann ist Gottfried Benn ein lyrischer Meister der gebrochenen Stimmungen. Im April 1945 notierte er, dass die Zeit von Stimmungen als Harmonien für immer verlorengegangen sei – und fügte gleich hinzu, gerade solche Stimmungs-unmöglichkeit könne vielleicht zur Stimmung einer neuen Gegenwart werden.

Mit den genauen Klangformen ihrer Verse, Reime und Strophen beschwören Benns Gedichte aus den Welten der Vergangenheit Stimmungen herauf, die oft in sich gegenläufig sind – wie etwa Krebsgeschwüre als ehemaliger Rausch, wie resignierte Bejahung oder wie Heizungs-warme Einsamkeit. Und dank ihrer Form können Gedichte nicht nur Vergangenheiten vergegenwärtigen, sondern immer auch zu Gegenständen werden, die wir in unserem Gedächtnis besitzen und mit unserer Stimme dem Raum zurückgeben.





Tiefe Werte: Winston Churchills Rufus (I und II), Sigmund Freuds Jofi, Susan von Queen Elizabeth II. und Maf von Marilyn Monroe (v.l.).

Weltgeschichte der Hunde

Wolfgang Koydl

Mackenzi Lee: Eine Weltgeschichte in 50 Hunden. Suhrkamp. 190 S., Fr. 25.90

Anja Rützel: Schlafende Hunde. Berühmte Menschen und ihre Haustiere – zehn Liebesgeschichten. Heyne. 272 S., Fr. 29.90

Die Menschheit, das ist sicher, zerfällt in viele ungleichmässig grosse, einander oft verständnislos gegenüberstehende Teile: Langschläfer und Frühaufsteher, Fleischesser und Vegetarier, Frauen und Männer. Eine markante Kluft verläuft zwischen Katzenfreunden und Hundeliebhauern, und es ist wohl nicht übertrieben, zu sagen, dass sie sich mitunter, nun, wie Hund und Katze verhalten. Wobei natürlich die Katzen anfangen – mal so aus der Warte des Hundefreundes beobachtet.

Was die literarische Beschäftigung mit den Spezies angeht, so liegen Hunde und Katzen gleichauf. Beide kommen bei Amazon auf 75 Seiten, wobei allerdings ein Titel wie «Woran du erkennst, dass deine Katze deinen Tod plant» kaum mit einem Hund möglich wäre.

Im Guten wie im Schlechten

Die Liste an Hundeliteratur ist nun um zwei Bücher erweitert worden, auf die Hundehalter schon lange gewartet haben. Die amerikanische Historikerin Mackenzi Lee erzählt die ganze Weltgeschichte neu – anhand von fünfzig mehr oder minder bedeutenden Hunden. Die deut-

sche Journalistin Anja Rützel greift sich zehn berühmte Personen und ihre Hunde heraus – von den Windspielen, einer italienischen Rasse, des grossen Friedrich bis zu Michel Houellebecqs Clement, einem Welsh Corgi.

Ein Vergnügen, so viel vorweg, sind beide Bücher, was auch daran liegt, dass beide Autorinnen ihren eigenen Hunden erlegen sind. Und jeder, der jemals einen Hund hatte, kann nachempfinden, was Lee über ihren übergewichtigen Bernhardiner schreibt: «Es fühlt sich an, als ob das eigene Herz auf einmal ausserhalb des Körpers schlagen würde.»

Lee teilt in ihrer «Weltgeschichte in 50 Hunden» Lehrreiches nicht nur über die Vierbeiner mit, sondern auch über die historischen Umstände: Napoleon, den Englischen Bürgerkrieg, Sigmund Freud und die Psychoanalyse, die Raumfahrt. Das Buch beginnt im alten Ägypten mit Abuwtiyuw. Er ist der erste Hund, dessen Namen wir kennen, weil er sein eigenes Grab bei den Pyramiden von Giseh erhielt. Seitdem waren Hunde überall dabei, im Guten wie im Schlechten – an der Seite von Pharaonen, Kaisern und Präsidenten, sie dienten Blinden, Forschern und Konquistadoren. Am chinesischen Hof hielt man sich «Ärmelhunde» – bissige Pekinesen, die im Ärmel steckten und daraus hervorschnossen, wenn Herrchen oder Frauchen Gefahr drohte. Alexander der Grosse benannte eine ganze Stadt nach Peritas, seinem Lieblingshund. Isaac Newtons Zwergspitzdame Diamond ruinierte sein erstes Manuskript über die Gesetze der Schwerkraft, und Adolf Hitler liess allen Ernstes testen, ob man Hunden – «Sitz heil!» – nicht das Sprechen beibringen könnte.

Natürlich kommen auch die bellenden Hollywoodstars zu Ehren. Nichts gegen Lassie, aber

der erfolgreichste war Rin Tin Tin. Bei der ersten Oscar-Verleihung 1929 bekam er angeblich die meisten Stimmen als bester Schauspieler, wurde dann aber von der Liste gestrichen. Terry, der im «Zauberer von Oz» Dorotheys Hund Toto spielte und als fürstliche Gage 125 Dollar in der Woche erhielt, hatte solchen Mundgeruch, dass seine Partnerin Judy Garland jedes Mal mit einem Brechreiz kämpfen musste, wenn sie ihn in den Arm nahm.

Nicht so weltumspannend ist Anja Rützels Buch «Schlafende Hunde». Zehn Prominente hat sie sich ausgesucht, was ein Vorteil ist, weil

Der Charakter eines Menschen zeigt sich an seinem Umgang mit Hunden.

sie sich ihren Studienobjekten ausführlich widmen kann. Sie beginnt mit dem Zitat des Hundeverächters Aldous Huxley, laut dem Hunde nur so beliebt seien, weil sie ihre Herrchen für Napoleon hielten.

Schopenhauers Pudel

Falsch, sagt Rützel, und belegt es – mit Napoleon. Denn Fortune, der Mops von Josephine, hielt nicht einmal Napoleon für Napoleon. Wann immer der Franzosenkaiser zu seiner Frau ins Bett steigen wollte, verteidigte der Hund sein Revier und schnappte nach ihm. In seinen letzten Lebensjahren auf Sankt Helena befreundete sich Napoleon denn auch mit einem Kater namens Ben. Arthur Schopenhauer war in seine Pudel vernarrt, die er sein ganzes Leben lang hielt und die alle dieselben drei Namen trugen, je nach Anlass: Butz, wenn er sie hinter den

Unbehaglicher Sonderfall

Gerhard Schwarz

Dieser Text ist eine Vorabdruck aus dem neuen Buch von Gerhard Schwarz «Die Schweiz hat Zukunft. Von der positiven Kraft der Eigenart». NZZ Libro. 168 S., Fr. 29.–



Ohren kralte, Athma – die Weltseele – offiziell, und Mensch, wenn er sie ausschimpfte. Für den Philosophen waren Hunde die «personifizierte Gegenwart»: «Sie machen uns gewissermassen den Wert jeder unbeschwerten und ungetrübten Stunde fühlbar», schrieb er.

Auch Sigmund Freud erkannte den tieferen Wert der treuen Begleiter, obwohl er erst mit 69 Jahren den ersten Hund hatte. Schnell bemerkte er, dass sein Chow-Chow Jofi den Seelenzustand seiner Patienten mitunter besser durchschaute als er: «Sehen Sie, Jofi freut sich so, dass Sie endlich an den Kern Ihrer Ängste vorgedrungen sind.» Ausserdem war der Hund eine zuverlässige Stoppuhr: Nach genau fünfzig Minuten trollte sich Jofi aus dem Zimmer und zeigte an, dass die Therapiestunde vorüber war.

Besitzer und Hunde ähneln einander über die Jahre, sagt man. Aber auch der Charakter eines Menschen zeigt sich an seinem Umgang mit Hunden, wie Rützel nachweist. Pablo Picasso hasste Verantwortung, was seine Frauen ebenso wie seine Hunde zu spüren bekamen. Als sein Dackel Lump an Lähme erkrankte, stiess er ihn einfach ab. Anders Richard Wagner, dem überall Hunde zuliefen. Winston Churchill schliesslich, den seine Landsleute als bärbeissige Bulldogge darstellten, hatte offenbar einen weichen Kern: Er verschenkte sein Herz an Zwergpudel.

Natürlich sind all diese Anekdoten das, was abschätzig unter nutzloses Wissen subsumiert wird. Doch auch wenn sie nutzlos sind, so sind sie doch informativ und unterhaltsam. Wer Hunde liebt, sieht sich in allen seinen Überzeugungen bestätigt. Wer Katzen vorzieht, nun, der mag sich überlegen, wie viele Miezzen an Schlüsselereignissen der Geschichte beteiligt waren.

Die Schweiz war lange Zeit republikanisch und demokratisch in einem monarchistischen Umfeld, ohne Kolonien in einem durch und durch kolonialistischen Europa, liberal und marktwirtschaftlich inmitten von konservativen und interventionistischen Staaten, und sie war neutral zwischen den Fronten. Eine solche Eigenständigkeit ist nicht einfach zu leben. Sie verlangt Kraft, die Bereitschaft, die Konsequenzen der Alleinstellung zu tragen, und eine realistische, unverkrampfte Bejahung des Kleinstaates.

Wer in und an diesem Kleinstaat jenes Unbehagen empfindet, jenes Gefühl, «im Kleinstaat stehe man abseits von der Geschichte», das Karl Schmid so treffend diagnostiziert und beschrieben hat, wird kaum die Zukunft der Schweiz sichern, sondern eher die Zukunft eines Landes, das viel von seiner Seele verloren hat. Wer dagegen die Weiterentwicklung traditioneller Eigenheiten und Erfolgsfaktoren des Landes vorantreibt, wird mithelfen, dass die Schweiz eine Zukunft hat. Wer, wie es Herbert Lüthy schon 1961 scharfsinnig getan hat, die «Schweiz als Antithese» sieht, verfällt damit ja nicht einer undifferenzierten Sonderfall-Rhetorik und will das Land auch in keiner Weise glorifizieren.

Besonderheiten als Wesensmerkmale

Diese Schrift ist somit nicht angekränkt vom Leiden am Sonderfall sowie am Kleinstaat und dem daraus folgenden Bemühen um eine bewusste oder schleichende Anpassung an die grossen Strömungen. Sie beruht vielmehr auf drei Überzeugungen:



1 — Die Schweiz war und ist, sosehr sie in der Mitte Europas liegt und sosehr sie Teil der Geografie, der Geschichte und der Kultur dieses Kontinents ist, zugleich eine Aussenseiterin. Sie ist nicht eine Spielart Deutschlands, Frankreichs, Italiens oder Österreichs, sondern ein Land, das einige zum Teil über Jahrhunderte in deutlicher Unterscheidung zum Umfeld gewachsene Besonderheiten als Wesensmerkmale versteht und pflegt. Darin liegt nichts Verwerfliches, nichts Überhebliches, nichts Feindseliges – höchstens etwas gelegentlich Unbequemes. Zwar verbindet die Schweiz vieles vor allem mit den Nachbarn: die Sprachen, Religionen, Kultu-

Es ist gerade dieses eigenartige und eigenwillige System, das den Erfolg der Schweiz erklärt.

ren, Landschaften. Aber obwohl sich jeder Staat als etwas Besonderes sieht, ist die Schweiz wegen ihres politischen Gefüges tatsächlich mehr ein Sonderfall als andere Staaten.

2 — Es ist gerade dieses eigenartige und eigenwillige System, das nicht allein, aber doch zu einem grösseren Teil, als es die Kritiker wahrhaben wollen, die Erfolgsgeschichte der Schweiz erklärt. Die Schweiz ist reich, die Durchschnittseinkommen und Durchschnittsvermögen sind hoch, die Wohlstandsindikatoren für die untersten 10 Prozent der Bevölkerung liegen ebenfalls deutlich höher als in den meisten anderen Ländern der Welt.

Der wahre Reichtum liegt aber im nicht greifbaren, im nicht tangiblen Kapital. Dazu zählen oft als typisch schweizerisch genannte Eigenschaften wie Pünktlichkeit, Genauigkeit, Sorgfalt, Qualitätssinn, Verlässlichkeit, Sauberkeit, Ordnungsliebe, Diskretion, Bescheidenheit, haushälterischer Umgang mit (natürlichen) Ressourcen und Traditionsbewusstsein. Noch mehr als dieses mentale Swissness-Paket zählt dazu jedoch das politisch-soziale System. Dieses System darf natürlich nicht kritiklos überhöht werden, es hat seine Mängel und Tücken. Aber sosehr in der Geschichte der Völker, auch jener der Schweiz, vieles Zufall, Glück und Fügung ist, sosehr kamen institutionelle und mentale Besonderheiten unterstützend dazu.

Daher wäre es eine Selbstschädigung sondergleichen, dieses System eindämmen oder gar aufgeben zu wollen. Auf dieses System lassen sich nicht nur die wirtschaftlichen Erfolge und 200 Jahre ohne Kriegführung zurückführen, sondern vor allem auch das ungewöhnliche Mass an politischer Freiheit, das die Schweizerinnen (allerdings erst ab 1971) und Schweizer genießen. Das System gewährt ihnen ungeachtet ihrer Herkunft und ihres Vermögens mehr politische Mitbestimmung und Mitgestaltung als irgendein anderes real existierendes System auf der Welt.

>>>

3 — Die nüchterne Bejahung des Sonderfalls ist nicht mit Selbstgefälligkeit und einer Verklärung des Status quo zu verwechseln. «Tempora mutantur, et nos mutamur in illis» (Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen) gilt heute nicht weniger als vor bald 500 Jahren, seitdem dieses lateinische Sprichwort belegt ist. Was in der Vergangenheit Erfolg gebracht hat, entspricht oft nicht mehr den Anforderungen der Gegenwart. Doch ganz im Sinne der Nachhaltigkeit müssen die Institutionen deswegen nicht entsorgt oder so umgestaltet werden, dass sie dem, was überall gilt, möglichst ähneln. Vielmehr geht es darum, mittels Reformen den Wesensgehalt dieser Institutionen zu erhalten und sie dabei nicht nur zukunftstauglich zu machen, sondern in die Zukunft zu überführen. Man kann den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts nicht mit den Strukturen und Methoden des 20. oder gar des 19. Jahrhunderts begegnen, sehr wohl aber mit weiterentwickelten und reformierten Instrumenten.

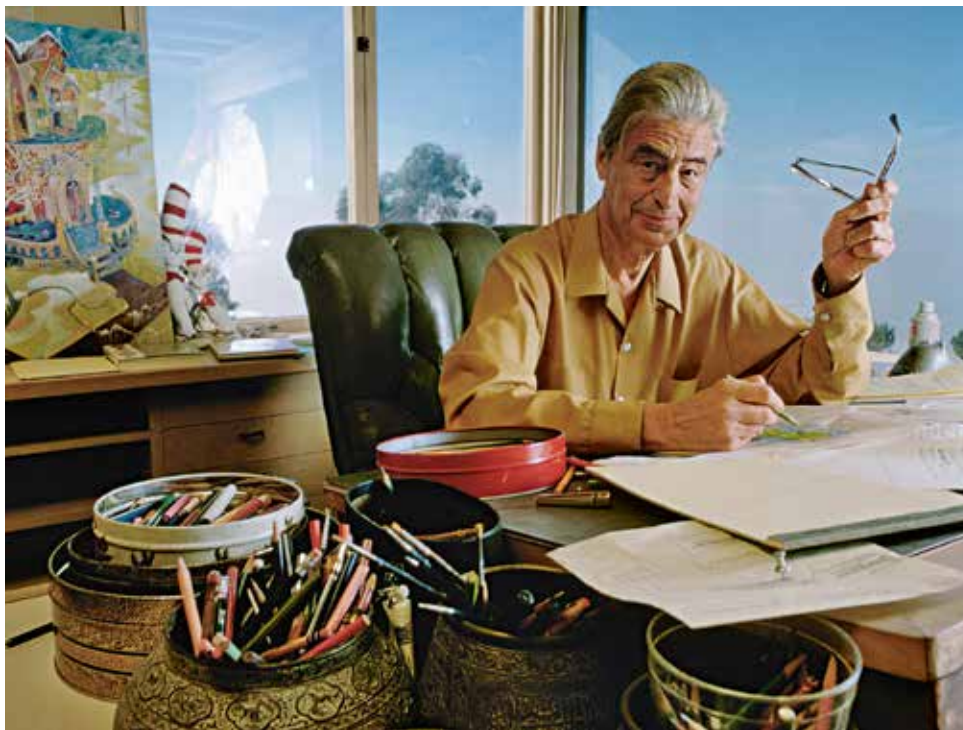
Liberales im Sandwich

Friedrich August von Hayek hat die Sandwichposition, in die der Liberale gerät, der sich mit der Weiterentwicklung einer freien Gesellschaft befasst, im Aufsatz «Die Intellektuellen und der Sozialismus» aus dem Jahre 1949 klarsichtig erkannt: «[Er] erscheint daher den Intellektuellen, die ihrer Phantasie freieres Spiel lassen, als ein zaghafter Verteidiger des Bestehenden, während die Praktiker ihn gleichzeitig als weltfremden Theoretiker betrachten werden.» Es geht nicht um rückwärtsgewandte Bewahrung um der Bewahrung willen, sondern – ganz im Sinne des berühmten Satzes des Fürsten Tancredi im Roman «Der Leopard»: «Wenn wir wollen, dass alles bleibt, wie es ist, dann ist nötig, dass alles sich verändert» – um Reformen der Erfolgsfaktoren, damit diese in ihrem Kern bewahrt werden können. So lautet die Devise dieses Buches.

Gerhard Schwarz ist Ökonom und Präsident der Progress Foundation (Zürich). Zuvor war er Direktor von Avenir Suisse.



„Und jetzt alle mal ein bisschen zurücktreten...“



Mitunter unsensibel: Kinderbuchautor Seuss Geisel.

Dr. Seuss überlebt die Cancel-Culture

Marc Neumann

Gute Nachrichten von der Cancel-Culture-Front: Dr. Seuss ist noch einmal davongekommen. Zwar werden seit diesem Frühling sechs Bücher des bekanntesten Kinderbuchautors der USA, darunter «And to Think that I Saw It on Mulberry Street» (aus dem Jahr 1937) oder «If I Ran the Zoo» (1950), ab sofort nicht mehr verlegt. Aber berühmtere Werke wie «The Cat in the Hat» und «Green Eggs and Ham» sind nicht in die Mühlen der Abkanzelungskultur geraten.

Vielmehr zog der Nachlassverwalter von Theodor Seuss Geisel, Dr. Seuss Enterprises, die sechs Bücher selbst aus dem Verkehr, nachdem eine Studie aus dem Jahr 2019 in der Darstellung von 43 von 45 nichtweissen Charakteren in den Büchern «Orientalismus» erkannt hatte. Seit dem gleichnamigen Buch von Edward Said aus dem Jahr 1978 heisst dies, dass fremde, insbesondere asiatische Kulturen und ihre Angehörigen in exotischen und romantisieren Klischeebildern «essentialisiert» werden, was ihnen zum Nachteil gereiche gegenüber den rationalen Westlern.

Historisch wertvoll

Konkret wurde an Dr. Seuss' Cartoons und Texten moniert, dass in den Büchern pauschal von «Chinamännern» die Rede sei; überdies würden sie durch gelbgefärbte Gesichter und Zöpfe unterm dreieckigen Hütchen gekennzeichnet. In «McElligot's Pool» schwaderten «Eskimo»-

Fische – der Ausdruck Eskimo heisst in Algonkin-Sprachen «Rohfleisshesser» und hat eine despektierliche Konnotation als Bezeichnung für ein ganzes Volk. Derlei Stereotype genügen heute dem Straftatbestand von «white supremacy» und Rassismus. Als Reaktion zog Dr. Seuss Enterprises den betreffenden Werken den Stöpsel und vollzog einen Produktrückruf.

Der Rest seiner gut sechzig Werke ist nicht betroffen. Amerikanische Kinder können auch weiterhin den «Grinch» und Co. über Bibliotheken und Buchhandlungen beziehen. Und das ist gut so. Nicht nur war das Schaffen des 1904 geborenen und 1991 verstorbenen Sohnes deutscher Einwanderer von ungeheurem Erfolg gekrönt: Gemäss der *Washington Post* schlugen die gesammelten Werke schon 2015 mit 650 Millionen verkauften Exemplaren zu Buche.

In seiner Arbeit nahm Theodor Seuss Geisel auch Sensibilitäten auf, die den Zeitgeist widerspiegeln und dabei fernab des Verdachts auf Rassismus stehen. Aus heutiger Sicht historisch wertvoll ist etwa die Figur des «Lorax»,

«The Cat in the Hat» sollte in den 1950er Jahren die Lesekompetenz amerikanischer Kinder steigern.

der bereits in den 1970er Jahren vor den ökologischen Folgen der Waldrodung warnte. Zwanzig Jahre zuvor, in «Horton Hears a Who» (1954), hatte Dr. Seuss Themen aufgegriffen, die Zeitgenossen als Anregung zum Schutz von Minderheiten und deren Rechten interpretierten. Mit «The Sneetches and Other Stories» (1961) leistet Geisel Kritik am Antisemitis-

mus. Gegen Nazi-Sympathisanten wie die Anhänger der «America First»-Bewegung hatte er bereits während des Zweiten Weltkriegs mit Karikaturen für das linksliberale Magazin *PM* Stellung bezogen.

Klang der Phoneme

Gewiss, noch früher, in den 1920er Jahren, hatte Theodor Seuss Geisel auch eine «Minstrel-Show» geschrieben und darin gar mit «blackfacing» Schwarze der Lächerlichkeit preisgegeben. Aber später vollzog der gegenüber manchen Kulturen mitunter unsensible Kinderbuchautor eine Kehrtwendung, war eben auch überzeugter Antirassist und Anti-Antisemit. Wie so oft birgt ein vollständiger Blick auf eine historische Figur kompliziertere und widersprüchliche Ansichten.

Weniger kontrovers, dafür noch interessanter sind die Hintergründe von Dr. Seuss' wohl bekanntestem Buch, «The Cat in the Hat», ein vom Kalten Krieg inspiriertes Kinderlesebuch. Mitte der 1950er Jahre sollte es die Lesekompetenz amerikanischer Kinder steigern, um den Sowjets mit ihren Sputniks und Atombomben den Schneid abzukaufen. Um das zu erreichen, liess sich Dr. Seuss von einer linguistischen Phonik-Theorie leiten, nach der Kinder über den Klang von Phonemen am besten zum Spracherwerb finden. Aus 44 Grund-Phonemen der englischen Sprache und einem begrenzten Wortschatz von 220 Wörtern komponierte Geisel in 1702 Wörtern (einschliesslich Mehrfachverwendungen) eine wissenschaftliche Spracherwerbsübung für Kleinkinder. Heute kennt «The Cat in the Hat» jedes Kind in den USA – und so manches jenseits von Amerika. Gut, dass das so bleibt.

Romantisch? Ach was!

Thomas Bodmer

Kate Atkinson: Weiter Himmel.
Aus dem Englischen von Anette Grube.
Dumont. 480 S., ca. Fr. 34.–

Es gibt Erzähler, die geleiten einen durch ihr Werk und erklären ständig: «Wir sind jetzt im Jahr 1985, und damit ist unser junger Held mittlerweile 13.» Das ist ja nett, aber manchmal kommt man sich dadurch bevormundet vor. Doch gibt es auch Erzählerinnen wie Kate Atkinson, die springen wild in der Chronologie herum, führen in den ersten zehn Kapiteln lauter neue Figuren ein, und der Leser fühlt sich, als würde ihm – «Mach mal!» – ein Tausend-Teile-Puzzle auf den Tisch gekippt, eines mit sehr viel blauem Himmel, und jeder Puzzler weiss, was das bedeutet.

«Big Sky» heisst Atkinsons neuer Roman im Original, der auf Deutsch als «Weiter Himmel» erschienen ist. Er spielt in Yorkshire, also der Grafschaft, in der die Geschwister Brontë lebten, und ein Kapitel von Atkinsons Buch heisst denn auch «Sturmeshöhen». Es geht darin freilich alles andere als romantisch zu. «Weiter Himmel» handelt vielmehr von Mädchenhandel, wir lernen Männer kennen, die damit viel Geld verdienen, aber noch mehr Frauen, die mit ihrer Vergangenheit zu kämpfen haben.

Der Ex-Soldat und Ex-Polizist Jackson Brodie hat sich in diese Gegend zurückgezogen, macht Routinearbeiten als Privatdetektiv und versucht, seinen pubertierenden Sohn dazu zu bewegen, auch mal von seinem Smartphone aufzublicken. Bei einem Spaziergang mit dem ältlichen Lab-



rador seiner Ex-Freundin trifft Brodie auf einen Mann, der gerade von einem Kliff springen will. Nachdem der Rettungsversuch beinahe damit geendet hat, dass beide ins Meer fallen, stellt sich heraus, dass der Lebensmüde verdächtigt wird, seine baldige Ex-Frau ermordet zu haben, und so ist es aus mit Brodies geruhsamem Leben.

Man kann «Weiter Himmel» lesen, ohne die vorausgegangenen vier Brodie-Krimis zu kennen. Doch Atkinson, eine nicht nur suchtbildende, sondern vor allem höchst raffinierte Erzählerin, lässt ihren Helden sich entwickeln. Es tauchen auch Figuren aus früheren Brodie-Büchern auf, so dass es sich lohnt, mit der Lektüre vorn anzufangen, also mit «Die vierte Schwester», ebenfalls übersetzt von Anette Grube, der für Atkinsons zahlreiche Wortspiele meist sehr elegante Lösungen eingefallen sind.



Die Bibel Trotziger Pfarrer Jona

Die alttestamentliche Erzählung beginnt damit, dass Jona der sündhaften Grossstadt Ninive die Strafe Gottes predigen soll. Anstatt den Auftrag zu erfüllen, haut er ab und fährt per Schiff in die Gegenrichtung nach Tarschisch. Dieser Pfarrer drückt sich also vor seiner Aufgabe. Aber Gott meldet sich zurück durch einen gefährlichen Sturm. Auf dem Multikultischiff betet jeder verzweifelt zu seinem Gott – vergeblich. Als der Kapitän den schlafenden Jona entdeckt, fordert er ihn auf, ebenfalls seinen Gott anzurufen. Der Sturm wütet weiter. Schliesslich werfen sie das Los, um die Ursache des Unheils zu ermitteln. Es trifft Jona. Mit seiner Zustimmung werfen sie ihn über Bord, worauf der Sturm sich legt. Gott erbarmt sich seines treulosen Dieners und schickt einen grossen Fisch, um ihn zu verschlucken. Diese höllische Erfahrung bringt Jona zur Besinnung, und er verspricht Besserung. So ein Pfarrer ist schwer verdaulich. Der Fisch muss sich übergeben und spuckt ihn an Land.

Nun weibelt Jona schnurstracks nach Ninive, um die Strafpredigt endlich zu halten. Gleich darauf fällt er in die menschlichen Schwächen zurück und freut sich auf das Spektakel, wenn die Metropole untergehen wird. Die Bevölkerung ist jedoch einsichtig und tut Busse, und Gott rückt von seinem Vorhaben ab.

Darauf müsste Jona eigentlich eine tolle Predigt über die Gnade Gottes halten. Stattdessen jammert er – typisch Kirche – über die Umweltzerstörung und die Erwärmung. Auf seinem Plätzchen hat er nämlich den Schatten einer Rizinuspflanze genossen. Der Rizinus verdorrte wegen eines Schädling, so dass die Sonne ihm auf den Kopf sticht. Der trotzig Pfarrer Jona macht sich lächerlich. Und Gott macht sich lustig über ihn. Aber er lässt ihn nicht fallen, so wenig wie die lasterhaften Grossstädte.

Peter Ruch

Buntes Streben nach Klarheit

Die Basler Sophie-Taeuber-Arp-Retrospektive erzählt die Kunstgeschichte der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts.

Rolf Hürzeler

Sophie Taeuber-Arp: Gelebte Abstraktion
Noch bis zum 20. Juni im Kunstmuseum Basel

Ein Holzkopf begrüsst den Besucher mit dem Verweis «1920 Dada». Die Künstlerin Sophie Taeuber-Arp drechselte diese Skulptur mit einem abstrahierten Gesicht. Gleich neben dem Dada-Kopf steht ein weiterer Schädel, beide sind in klaren Farbmustern gehalten. Diesmal gestaltete sie ein Gesicht mit einer spitzen Nase, die Karikatur einer menschlichen Erscheinung. Die Künstlerin porträtierte ihren Lebensgefährten, den Elsässer Künstler Hans Arp. Ebenso wie einen dritten Kopf mit herunterhängendem Perlendraht – das perfekte Verwirrspiel um Identitäten.

Rätsel dieser Art beschäftigen den Besucher in der Ausstellung «Sophie Taeuber-Arp – Gelebte Abstraktion» im Basler Kunstmuseum. Die Retrospektive vermittelt eine umfassende Werkschau der wohl wichtigsten Schweizer Gestalterin des letzten Jahrhunderts. Die Frau zeichnete sich durch ein phänomenales Farbverständnis aus, und sie konnte sich gedanklich souverän im Räumlichen bewegen.

Diese Fähigkeiten bescherten ihr einen unvergleichlichen Ideenreichtum: von farbigen Perlbeuteln über raffinierte Stoffmuster, von funktionalen Möbeln und gemalten Abstraktionen und Reliefs bis zum Design des Bodens eines Thé-Salons – insgesamt 250 Objekte. So unterschiedlich sie sein mögen, sie haben etwas Verbindendes: Sophie Taeuber war stets um gestalterische Klarheit bemüht. Sie liebte Strukturen, denen sie ihre Arbeit unterordnete.

Immer neue Techniken

Die Ausstellung belegt, dass Sophie Taeuber eine Getriebene war, die laufend neue Einfälle in immer neuen Techniken umsetzen musste. Die Fülle der Eindrücke dieser Schau ist schier erschlagend. So ist man dankbar für die plausible Gliederung in einzelne Räume, die sich chronologisch nach ihren Lebensepochen richten. Eine illustrative Filmproduktion zeichnet zudem die wichtigsten Stationen ihres Lebens nach, eine

dokumentarische Zusammenfassung, die den Besuchern die Impressionen zu ordnen hilft.

Im Jahr 1889 in Davos geboren, wuchs Sophie Taeuber in Trogen auf und liess sich in St. Gallen gestalterisch ausbilden. Danach wechselte sie nach Zürich, wo sie an der damaligen Kunstgewerbeschule als Lehrerin tätig war, um Geld zu verdienen. Ihre Zuneigung gehörte jedoch Frankreich, wo sie die wichtigsten Jahre ihres kurzen Lebens verbrachte. Eine Einzelausstellung war ihr nicht vergönnt; richtig wahrgenommen wurde sie in der Öffentlichkeit erst Jahrzehnte nach ihrem Tod in den 1970er Jahren.

Allerdings passt sie nicht ins Klischee der verkannten Künstlerin. Sophie Taeuber war vielmehr eine energische, mitunter gefürchtete Person, die sich und ihren Partner zielstrebig durchs Leben brachte. Ihre Kunst spiegelt diese Haltung: Feste Linien, fast mathematisch ab-

Richtig wahrgenommen wurde sie in der Öffentlichkeit erst Jahrzehnte nach ihrem Tod in den 1970er Jahren.

gestimmte Farben zeugen vom Streben nach Ordnung und Klarheit, als ob sie die persönlichen und die politischen Unbilden ihrer Zeit gedanklich zu bewältigen versuchte. Die Nähe zu den Konstruktiven ist besonders in ihrem späteren Werk unverkennbar.

Die Basler Schau zeigt ihre kunsthandwerklichen Anfänge zu Beginn des Jahrhunderts, führt über Dada zu den legendären Marionetten, die sie für das Theaterstück «König Hirsch» schuf. Neben dem Gestalten hatte sich Sophie Taeuber dem Kunsttanz verschrieben und liess sich vom Choreografen Rudolf von Laban in München in Ausdruckstanz unterrichten. Dazu passte ihre intensive Auseinandersetzung mit Kostümen und mit Stoffen. Sie liebte Kleidung vor allem als Ver-Kleidung, wie einem Zitat im Katalog zu entnehmen ist: «Kleidung hat einen viel grösseren Einfluss, als man im Allgemeinen annimmt.» Allerdings entwarf sie keine Kleidungsstücke, sie konzentrierte sich vielmehr auf die farbliche Wirkung der

Stoffe: «Ein ungeahnter Reichtum der Farbeempfindungen erschliesst sich uns, wenn wir uns eine Zeitlang ganz gefühlsmässig mit einer Farbe beschäftigen.»

Besuch bei Max Bill endete tödlich

In den 1920er und 30er Jahren erreichte Sophie Taeuber den Höhepunkt ihres Schaffens, als sie und Hans Arp den Auftrag erhielten, im Zentrum von Strassburg ein wegweisendes Kaffee- und Kulturhaus, die «Aubette», innenarchitektonisch zu gestalten. Später engagierte sie sich in Pariser Künstlergruppen wie «Cercle et Carré» oder «Abstraction-Création», verkehrte in den damals wichtigen Avantgardenzirkeln, unter anderem mit Sonia und Robert Delaunay. In jener Zeit konnten sie und Arp sich ein eigenes Heim in Meudon bei Paris leisten, das Sophie Taeuber in eigener Regie umbaute. Das Paar musste nach der deutschen Besetzung jedoch im südfranzösischen Grasse unter Entbehrungen Schutz suchen. Bei einem Besuch bei Max Bill am Zürichsee verstarb Sophie Taeuber an einer Kohlenmonoxid-Vergiftung, da in dessen Gartenhaus in jener Januarnacht 1943 die Heizung falsch eingestellt gewesen war.

Sophie Taeuber und Hans Arp litten häufig unter materieller Not. Etwas Entspannung versprach allerdings der Auftrag, die Räumlichkeiten der Strassburger «Aubette» zu gestalten. Vorsichtig wie Taeuber war, stürzte sie sich nicht unbesehen in das Projekt. Sie näherte sich diesem Umbau vielmehr an, behielt vorerst ihre Lehrtätigkeit in der Schweiz, wie ihre Biografin, die Kunstgeschichtlerin Roswitha Mair, im Buch «Handwerk und Avantgarde» schreibt. Die Basler Ausstellung dokumentiert diese Episode Mitte der 1920er Jahre mit Entwürfen für die Inneneinrichtung, Mustern für die Gestaltung der Böden und der Wände sowie mit Fotografien.

Taeuber und Arp zogen den niederländischen Architekten Theo van Doesburg für diese Arbeit bei, um von seinen Erfahrungen zu profitieren, was sich als Fehler erwies. Denn dieser erkannte sogleich eine Chance, die Anerkennung der



Phänomenales Farbverständnis: Werke von Sophie Taeuber-Arp.

Kunstkritik für das Projekt für sich selbst in Anspruch zu nehmen – zum Entsetzen von Sophie Taeuber. Das Zerwürfnis blieb indes folgenlos: Nach wenigen Jahren war das Kulturzentrum dem Verfall geweiht. Der Umbau war der Zeit voraus; die Bevölkerung konnte sich damit nicht anfreunden. Heute ist die «Aubette» in Strassburg teilweise rekonstruiert, eine kleine Ausstellung erinnert an diese Zeit des Umbruchs. Der Umbau der «Aubette» zeugte auch vom

kaufmännischen Geschick dieser Künstlerin, so schrieb sie ihrem Mann: «Ich bin aber ganz überzeugt, unter 20 000 Franc ist nichts an der «Aubette» zu machen, und auch dann sollte festgelegt sein, was wir machen.» Dem flamboyanten und etwas selbstverliebten Arp wird es herzlich egal gewesen sein. Er kümmerte sich kaum um Finanzielles; sie hatte stets selbst für die dringlichsten Einnahmen des Paares zu sorgen. Arp musste erst nach Taeubers Tod für sei-

nen Lebensunterhalt kämpfen, was ihm in der Nachkriegszeit nach und nach eine breitere Anerkennung eintrug.

Vor sechs Jahren zeigte das Aargauer Kunsthhaus eine ähnlich grosse Retrospektive, wie sie in Basel zu sehen ist. Der Besuch erinnert an eine neuerliche Begegnung mit einer alten Bekannten. Die Schau wird nach Basel in der Londoner Tate Modern und danach im Museum of Modern Art in New York zu sehen sein.

Comics

Möglichst blütenweiss

Wolfram Knorr

Ken Quattro: Invisible Men. Black Artists of the Golden Age of Comics. IDW Publishing. 240 S., Fr. 44.90

«Ich bin ein Unsichtbarer», so beginnt Ralph Ellisons «Invisible Man», der Klassiker afro-amerikanischer Literatur, und fährt fort: «Nein, keine jener Spukgestalten, die Edgar Allan Poe heimsuchten, auch keines jener Kino-Ekto-plasmen, wie sie in Hollywood hergestellt werden. Ich bin ein wirklicher Mensch, aus Fleisch und Knochen, aus Nerven und Flüssigkeit – und man könnte vielleicht sogar sagen, dass ich Verstand habe. Aber trotzdem bin ich unsichtbar – weil man mich einfach nicht sehen will.»

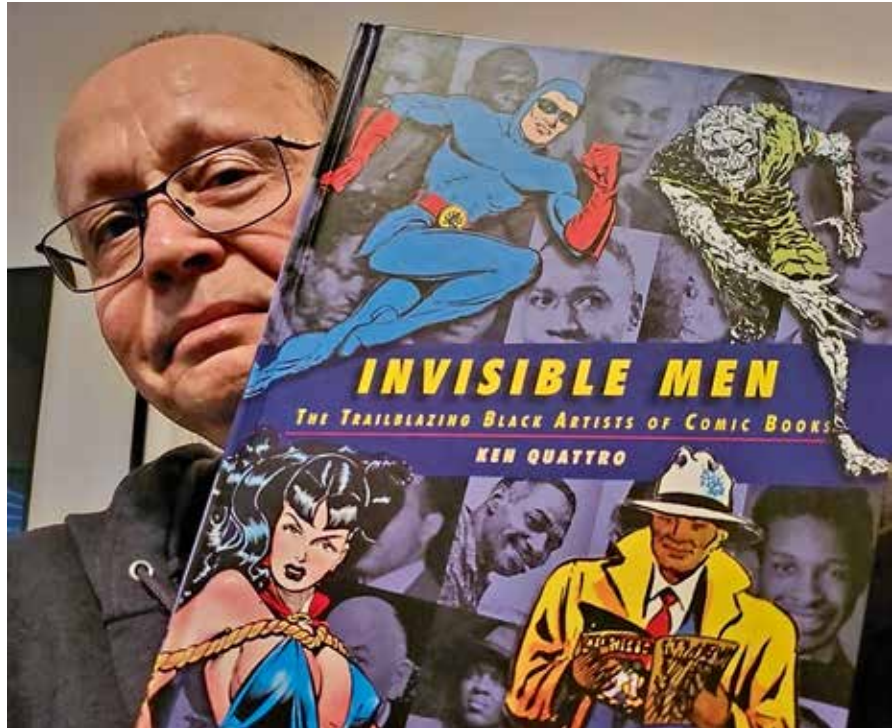
Das Meisterwerk erschien Anfang der 1950er Jahre, in jener Ära, in der die USA mit zwei Wirklichkeiten lebten, aber nur eine als «wahr» akzeptierten: die der Weissen. Mit der anderen mussten die Schwarzen vorliebnehmen. Ein «Beweis» ihrer «Wertlosigkeit» zeigte sich darin, dass Afroamerikaner in der Comic-Kultur gar nicht erst existieren durften. Was haben Bilderhefte mit der kruden Wirklichkeit zu schaffen? Viel, weil die sie eine beunruhigend hohe Auflage hatten und vor allem den noch «formbaren» jugendlichen weissen Konsumenten eine «gefährliche» Realität vorgaukeln konnten – die Existenz von Afroamerikanern.

Nicht im Lexikon

Bei der Produktion von Bildergeschichten dagegen waren diese höchst willkommen, als Grafiker, Cartoonisten, Illustratoren, Maler. Schliesslich waren sie billig, weil unsichtbar. Das ersparte so manchem weissen Verleger Quereulen: Die Bilderwelt blieb arbeitsrechtlich blütenweiss. Was für eine Absurdität!

Davon erzählt der Comic-Historiker Ken Quattro in seinem aufschlussreichen Buch «Invisible Men» und holt über ein Dutzend «unsichtbare» Künstler ans Licht der Öffentlichkeit. Im «Golden Age of Comics», den 1940er und 50er Jahren, waren sie so produktiv wie ihre weissen Kollegen, ihr Anteil an der Entwicklung von Graphic Novels war alles andere als klein. So schufen sie Figuren wie «Blue Beetle» (1944), eine Mixtur aus Superman und Phantom, «Kalt-har: Giant-Man King of the Jungle» (1940), eine Tarzan-Variante, Detektive en masse und einen unsichtbaren (!) Bullen, allerdings einen weissen, und weitere bizarre Kreationen.

Bis heute sucht man in den Comic-Lexika vergebens nach Textern und Zeichnern wie Elmer Cecil Stoner, Adolphus Barreaux Gripon, Robert Savon Pious, Alvin Carl Hollingsworth und



Schwarze Künstler ans Licht geholt: Autor Quattro.

vielen anderen mehr. Fast alle unterwarfen sich den Verlagsbedingungen, schliesslich mussten auch sie ihre Familien ernähren. Einer der wenigen, der über die Black Community hinaus bekannt war und in Will Eisners Comics-«Hall of Fame» aufgenommen wurde, ist Clarence Matthew Baker (1921–1959), dessen souveräner Strich das volle grafische Vokabular der Adventure-, Fantasy-, Detective- und Romantic-Gen-

Schwarze Künstler stellten ihre Fähigkeiten zusätzlich in den Dienst der Bürgerrechtsbewegung.

res umfasste. Auf sein Konto gehen exotische Femmes fatales wie «Phantom Lady», «Tiger Girl», eine «Tarzanin», blond und sexy; und mit «Voodah» wagte er einen schwarzen Helden. Gebräunt und mit einer Mimikry à la Superman, ging er als Weisser durch. Eine Zukunft hatte «Voodah» nicht; auch die schwarzen Jugendlichen lehnten ihn ab.

Kunststudium verboten

Um sich nicht bei weissen Verlagen dienstbar machen zu müssen, gingen andere Künstler nach New York, trugen zur Harlem Renaissance bei und fanden Jobs auch in der Werbung, der Plakatgestaltung, dem Produktdesign. Vor allem aus dem Süden kamen sie, weil ihnen dort ein Kunststudium oder gar eine Berufsausübung in diesem Metier verboten war. Neben Harlem wurden Chicago und Philadelphia Zentren gutfunktionierender Black Communities. Die schwarze Bevölkerung hatte eine ökonomische Infrastruktur aufgebaut, die

Entertainern aller Couleur Beschäftigung bot. So sorgte in Philadelphia der jüdische Verleger J. David Stern, ein Antirassist und Besitzer mehrerer Zeitungen, für Arbeit für schwarze Cartoonisten, Illustratoren und Comic-Erzähler.

Unter seiner Ägide entstand das Comic-Heft «All-Negro Comics», in dem sich Afroamerikaner für eine schwarze Leserschaft «austoben» konnten, von der Witzzeichnung über Horror bis zur Noir-Story. Der schwarze Detective Ace Harlem von John H. Terrell orientierte sich an weissen Vorbildern wie Dick Tracy (Strichgesichter, dynamische Haltung, Schlapphut, Trenchcoat, Krawatte, Doppelreier), weil die Ikonografie sich noch der herrschenden Mode unterwarf. Ein langes Leben blieb dem Schnüffler nicht vergönnt – und dem Blatt, in dem er auftrat, auch nicht.

Weisse Helden beliebter

Andere Künstler stellten ihre Fähigkeiten zusätzlich in den Dienst der Bürgerrechtsbewegung, um ein zweites Standbein zu haben und Selbstbewusstsein zu demonstrieren, denn die «weissen Helden» waren auch bei den Schwarzen beliebter. Immerhin: Das Land Wakanda, das im Marvel-Blockbuster «Black Panther» (2018) eine so wichtige Rolle spielt, wurde in den 1940er Jahren aufs Papier gestrichelt. Vorbild aller schwarzen Comic-Künstler war George Herriman (1880–1944), Schöpfer der surrealen «Krazy Kat». Er galt als weiss, aufgrund seiner Hellhäutigkeit, die wiederum seinen ausserordentlichen Erfolg möglich machte. Die schwarze Gemeinde wusste es besser: Herriman war kreolischer Herkunft, ein «mulatto» wie es damals hiess.

Games

Apple schaltet einen Gang höher

Marc Bodmer

Arcade: Game-Plattform von Apple. App-Store

«Papii, chasch mer das Spiel abälade?» – «Nei.» (Nörgel, nörgel) «S isch aber gratis...» (Nörgel, nörgel) «Also guet...» Was harmlos auf dem Handy beginnt, kann schnell mal teuer werden, denn sogenannte Free-to-play-Games (F2P) basieren auf der Binsenwahrheit «Zeit ist Geld». Nach den ersten Erfolgserlebnissen wird das Spiel immer zäher, Fortschritte und Upgrades brauchen Stunden und dann Tage – ausser man bezahlt halt mal ein paar Franken. Dann geht's vorwärts bis zum nächsten Upgrade. Mit diesem Geschäftsmodell werden Millionen gemacht. Anstelle von Mikrotransaktionen setzen manche Gratis-Games auch auf Werbung oder durchforsten unerlaubterweise andere Apps auf dem Mobilgerät. Tschüss, Privatsphäre.

Wohl nicht zuletzt, um solch unschönen Entwicklungen zu begegnen, hat Apple Ende 2019 die Plattform Arcade in seinem App-Store ins Leben gerufen. Arcade ist ein Abonnements-

dienst, der eine grosse Auswahl von säuberlich selektionierten Games zur Verfügung stellt, die frei von Werbung und Mikrotransaktionen sind und die Privatsphäre achten. Das Angebot ist besonders für Familien attraktiv. Für den Preis eines doppelten Espressos pro Monat (sechs Franken) erhalten die Abonnenten unlimitierten Zugriff von all ihren Apple-Geräten – iPhone, iPad, Apple TV und Mac – auf den Spielekatalog, der Anfang dieses Monats um dreissig Titel auf über 180 Games aufgestockt wurde.

Neu sind die Kategorien «App Store Greats» und «Timeless Classics». Bei den Greats finden sich aufgefrischte Hits wie «Cut the Rope» oder

Selektionierte Games, die frei von Werbung und Mikrotransaktionen sind und die Privatsphäre achten.

das M.-C.-Escher-artige Puzzlespiel «Monument Valley» – schlicht genial. Die zeitlosen Klassiker sind – keine Überraschung hier – Games wie Backgammon, Mah-Jongg und Solitaire, die nach wie vor äusserst beliebt sind.

Spannender ist die Kategorie «Arcade Originals», denn hier finden sich Titel, die exklusiv für Apple programmiert wurden. Dabei han-

delt es sich keineswegs nur um anspruchsvolle und komplexe Games, sondern auch äusserst zugängliche Spiele wie «Simon's Cat: Story Time», basierend auf der gleichnamigen Zeichentrickserie. Hier kommen Freundinnen von «Candy Crush Saga»-Kombinationsrätseln voll auf die Rechnung, aber eben ohne die nervigen F2P-Mechanismen, die einem das Geld aus der Tasche ziehen wollen.

Aufgerüstet wurde auch mit grossen Namen wie der Basketball-Serie «NBA2K» oder mit «Fantasian», dem jüngsten Œuvre des legendären Spieledesigners Hironobu Sakaguchi. Der «Final Fantasy»-Macher werkelt über drei Jahre am neuen Rollenspiel. Mit «Wonderbox: The Adventure Maker» des brasilianischen Studios Aquiris werden Fans von «Minecraft» – davon gibt es weltweit 126 Millionen – angesprochen. «Wonderbox» ist eigentlich ein Spiel-Editor, das heisst, dass die Spielenden über die gleichen Möglichkeiten verfügen wie die Programmierer des Titels und so ihre eigenen Abenteuer zusammenstellen und teilen können. Laut Mauricio Longoni, Mitgründer des Studios, haben die Spielenden seit Anfang April bereits über 2000 Game-Welten geschaffen.

Apple hat Anfang April seiner Plattform Arcade einen gewaltigen Schub vorwärts ver-

Lieber Weltwoche-Leser

Um die AHV steht es schlecht. Bis im Jahr 2045 fehlen unserem wichtigsten Sozialwerk insgesamt 200 Milliarden Franken!

Geht es nach dem zuständigen Bundesrat Alain Berset und seinem Bundesamt für Sozialversicherungen, soll dieses Loch mit einer massiven Erhöhung der Mehrwertsteuer gestopft werden. Um fast vier Prozentpunkte auf knapp 12% müsste der Steuersatz steigen.

Für einen Durchschnittsschweizer wären das **Mehrkosten von weit über 1'000 Franken pro Jahr!**

Zu dieser Mehrbelastung sagen wir Nein! Es braucht jetzt eine Lösung, die ohne höhere Steuern und Abgaben auskommt. Deshalb haben wir die Renteninitiative lanciert.

Mit der Renteninitiative wollen wir die Renten nachhaltig sichern, indem das Rentenalter langsam und schrittweise an die Lebenserwartung gekoppelt wird.

Mit Ihrer Unterschrift auf dem beiliegenden Unterschriftenbogen helfen Sie mit, dass die Renteninitiative zustande kommt! Nur so können wir verhindern, dass wir in der Schweiz dereinst Steuersätze wie in der EU haben werden.

Vielen Dank!



Matthias Müller

Jungfreisinnige
Schweiz



David Trachsel

Junges
SVP



Patrick Eugster

Renteninitiative
für eine sichere und nachhaltige Altersvorsorge



passt. Das ohnehin schon gelungene Angebot ist schlagartig attraktiver geworden und besonders für Familien geeignet, schliesslich können bis sechs Personen von einem Abo profitieren. Damit spart man sich ermüdende Diskussionen mit der Jungmannschaft und kann ihnen Games zur Verfügung stellen, die Spass machen und nicht auf Abzocke aus sind. Und: Man kann sich selber nach Lust und Laune mit hochwertigen Titeln verlustieren, denn auf Arcade findet sich so ziemlich für jeden Geschmack etwas.

Klassik

Pereira füllt die Taschen Homokis

Christian Berzins

Souvenirs: Königskinder: 23. bis 25. April. Semele: 7. bis 9. Mai. Fidelio: 30. April bis 2. Mai. Produktionen des Opernhauses Zürich aus der Ära Pereira.

Warum bloss war ich damals dem Opernhaus Zürich gegenüber so negativ eingestellt? Einen Artikel, in dem ich im Mai 2006 von den Premieren der kommenden Saison berichtete, titelte ich mit «Der müde Versuch Pereiras, zum Opernfest zu blasen». Nichts war mir mehr recht am damaligen Haus: alles schon mal gesehen, alles schon mal gehört, alles von Pereira bloss geplant, um Geld zu machen.

Heute unglaublich

Nach launischen vierzig Zeilen erwähnte ich aber, dass das Wort DVD an der Pressekonferenz sehr oft fiel. Alexander Pereira schaffte es damals, sein Theater via DVD in der Welt als «Opernhaus der Stars» zu vermarkten. Da die Plattenfirmen kaum mehr Opern aufnahmen, bot er Stars die Chance, via DVD etwas Bleibendes zu produzieren. Und so konnte Pereira Weltstars mit dem Köder «DVD» an sein kleines Haus binden – bisweilen für gerade mal drei Vorstellungen. Naturgemäss spottete ich darüber – und ging doch dauernd hin.

Heute sage nicht nur ich «Gott sei Dank!» über die DVD-Flut, sondern selbst Pereiras so entschieden anders auftretender Nachfolger Andreas Homoki. Da sein Opernhaus nur noch via das Gucklock «Stream» sichtbar ist, macht er das Angebot «Souvenirs»: Er zeigt gratis die Klassiker der guten alten Zeit.

Es sind vor allem Produktionen der zweiten Hälfte der Pereira-Ära, als der Zürcher Hansdampf in allen Gassen Sponsoren mit immer neuen Tricks umgarnte, zu Emmanuel Chabriers «L'Etoile» (der Stern) einen Mercedes auf die Bühne stellte, Bankier Hans Bär in «Ariadne auf Naxos» als Statisten am Tisch im



Chefauf der Bühne: Intendant Pereira (l.) mit Michael Volle in «Ariadne auf Naxos».

«Kronenhalle»-Bühnenbild tafeln liess, derweil Pereira als Haushofmeister auf der Bühne die Fäden zog.

Im Januar 2007 stand Händels «Semele» an: Gezeigt wurde das Oratorium in einer Regie von Robert Carsen. «Neu aufgetischt, aber nicht aufgefrischt», jammerte ich, störte mich daran, dass Carsen aus der mythologischen Geschichte ein Bling-Bling-Drama gemacht hatte. Wahrscheinlich war es aber eine kluge Idee, um diese Geschichte einem modernen Publikum schmackhaft zu machen.

Cecilia Bartoli gab sich der Titelrolle mit Haut und Haar hin: Wut wurde zum Schrei, Koloraturen-Spiel zur Koloraturen-Obsession. Peinlich war nur, wie Bartoli auf dem Bett rumzappelte und darauf bedacht war, dass ihr

Pereira schaffte es, sein Theater via DVD in der Welt als «Opernhaus der Stars» zu vermarkten.

Unterrock nicht nach oben rutschte. Es zeigte sich schon damals, wie brutal eine Kamera sein kann. Vor einem Monat hatte Marlis Petersen im Münchner «Rosenkavalier»-Stream daselbe Problem mit ihrem rutschenden Nachthemden.

In der folgenden Saison redete alles nur noch von Pereiras neuer Beziehung, einer jungen Brasilianerin. «Ich erlebe zurzeit ein Märchen», sagte er der NZZ. Ich entgegnete: «Wer im Märchen lebt, verliert den Blick für die Realität», und schrieb, dass es für das Opernhaus düster aussehe, fehle doch ein Chefdirigent. Franz Welser-Möst hatte nämlich genug von Pereira und kündigte vorzeitig. Der Chef war in Zugzwang. In einem Kandidatenraten schlug

ich vor, Ingo Metzmacher zu wählen, der gerade Engelbert Humperdincks «Königskinder» hinreissend dirigierte. Mit dem damaligen Stammgast Jonas Kaufmann hatte Metzmacher einen überragenden Protagonisten. Regisseur Jens-Daniel Herzog gelang das Kunststück, die Balance zwischen Märchen und sozialer Anklage aufzuzeigen.

Auch Richard Strauss' «Intermezzo» und Schumanns «Genoveva» standen in dieser Saison an. Eine Palette, die heute unglaublich wirkt. Die Saison darauf folgte ein neuer «Fidelio» mit Bernard Haitink im Orchestergraben. «Souvenirs» bietet allerdings jenen «Fidelio», der 1992 in einer Regie von Jürgen Flimm herauskam und 2004 aufgezeichnet wurde. Jonas Kaufmann war hier noch etwas wacklig auf der Suche nach neuen Repertoirewegen, Camilla Nylund eine strenge Leonore. Nikolaus Harnoncourt aber entfachte mit dem Orchester ein unglaubliches Drama.

Kurzum: «Souvenirs» ist ein prächtiges Eintauchen in eine alte Opernwelt und bietet auch ein Wiedersehen mit der zweiten Sängergarde, die man damals ins Herz geschlossen hatte: Isabel Rey, Stefania Kaluza, Carlos Chausson, Roberto Saccà oder Alfred Muff. Und so schreibt die PR-Abteilung zu «Souvenirs» zu Recht: «Die Geschichte eines Opernhauses nistet in erster Linie im kollektiven Gedächtnis des Publikums, und zu gerne würde man manchmal die denkwürdigen Momente von einst wieder lebendig werden lassen.»

Wer sich online bedient, stösst rasch auf einen Spende-Link. Wer hätte jemals gedacht, dass Andreas Homoki sich von Alexander Pereira die Taschen füllen lässt.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

Pop

Beständig und gut

Anton Beck

Ben Howard: Collections from the Whiteout.
Universal Island Records

Wie schön, zu wissen, dass manche Dinge immerzu gleich bleiben. Etwa, dass Ben Howard sich nicht mitreissen lässt von den Trends und Turbulenzen der Zeit und beständig, Album für Album, grandiose Lieder schreibt. Das Album «Every Kingdom» katalpultierte ihn, der sich zuvor eher schlecht als recht durchgeschlagen hatte, im Jahr 2011 in die musikalische Unabhängigkeit. Die Songs, die irgendwo zwischen Lagerfeuer-Lied und tiefster Verletzlichkeit anzusiedeln sind, trafen den Nerv des Pop der frühen 2010er Jahre.

Ruhe als Leitmotiv

Sein Nachfolgealbum «I Forget Where We Were» (2014) klang düsterer, fast schon depressiv; «Noonday Dream» (2018), das massgeblich von Howards Nicaragua-Reisen inspiriert war, hatte dagegen etwas Experimentell-Zufriedenes. Populäre Meisterwerke waren sie allesamt. Eben darauf baut Howard nun mit «Collections from the Whiteout» auf. Wild vermisches Gitarren-Geschrammel bildet den Auftakt, dazu die von den Howard-Fans geliebte zärtliche Stimme, die an die Melancholie früherer Alben anknüpft: «Looking out on a Belleville crowd. Never knew how much I had missed you.» Fast so, als wisse Ho-



Lagerfeuer-Lieder: Musiker Howard.

ward nur zu gut um sein Image als Schnulzen-sänger, nimmt er die Klischees bereits im ersten Song vorweg und verwandelt den einzigen «Miss you»-Song auf dem Album in ein radiountaugliches Experiment.

Was folgt, hat wenig mit Schnulzen zu tun. Viel eher ist die Ruhe Leitmotiv des Albums. Sei es in «Metaphysical Cantations» oder «What a Day»: Howard besingt den Versuch, sich nicht zu sehr mitnehmen zu lassen von den Geschehnissen des Tages und der weiten Welt, fast so, als wolle er den eigenen Kosmos möglichst überschaubar halten – zum Selbstschutz. Nur wenige sind eingeladen, jene Welt zu betreten, oder wie Howard es beschreibt: «Tell her to come and visit me.» Manchmal wirkt das ironisch amüsant, etwa, wenn im Video zu «What a Day» eine Handvoll Männer einen Hasen und schlussendlich sich gegenseitig jagen, manchmal sehr existenziell und angeödet wie in «Unfurling». «You done alright for yourself» klingt dann wie ein Vorwurf an sich selbst. Es sind diese Songs, die Howard einzigartig machen, ihn eben in kein Genre drängen lassen und auch zeigen, dass es ihm nicht in erster Linie darum geht, Hallen zu füllen. Mit Gitarren-Dissonanzen übt er sich in Versen, die irgendwo zwischen nüchterner Aussage und Poesie liegen: «The bar that is yours, though we drank here together, my bracken hatchling kite that was yellow.»

Sein bisheriges Image war das eines unscheinbaren, aber einfühlsamen Engländers, der über die Romane von Joseph Conrad («You were the boat that breached in a tale of Conrad's») genauso viel zu sagen weiss wie über die Leichtigkeit einer Freundschaft («We slept like dogs down by the fire side, awoke to the fog all around us, the boom of summertime»). Das Experimentelle seines letzten Albums «Noonday Dream», das sich nicht an typische Songlängen hielt und bisweilen klang wie der Soundtrack zu einem Schamanenritual, gefiel nicht allen. Doch mit «Collections from the Whiteout» ist es nun «offiziell»: Auch diese Seite gehört zu Howard. Darum ist es nicht ganz korrekt, zu sagen, dass bei Howard alles gleich bleibe. Es bleibt bloss alles gleich gut.

Jazz

Going Home

Peter Rüedi

Archie Shepp & Jason Moran: Let My Pople Go.
Archieball Records Arch2101

Auf den ersten Blick nimmt sich dieses Album aus wie ein Kommentar zur Zeitgeschichte. Sein alttestamentarischer Titel «Let My Pople Go» stammt aus einem Gospel, einem Gesang der schwarzen Kirchenmusik, aber es ist keineswegs aus Kalkül im Hinblick auf die Protestwelle entstanden, welche die Ermordung von George Floyd ausgelöst hat. Bevor «Black Lives Matter» zu einem Slogan wurde, gab es den real existierenden Sachverhalt dahinter, das amerikanische Rassismus-Trauma. Es ist der dunkle Grund aller schwarzamerikanischen Kultur, also auch des Blues, der schwarzen Sakralmusik, des Gospels eben. Und des Jazz, dessen Protestpotenzial daher stammt.

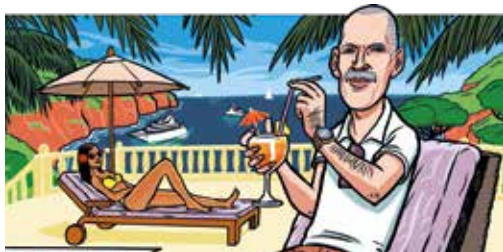
Archie Shepps hinreissendes Duo-Album mit Jason Moran enthält Live-Mitschnitte von Konzerten in Paris (2017) und in Mannheim (2018). Nicht nur ist es für Shepp keine Premiere im Duo-Format, es ist auch keineswegs das erste Mal, dass er, zumindest in zwei Stücken, auf den Fundus der schwarzen Kirchenmusik zurückgreift. Schon ein Duo mit Horace Parlan aus dem Jahr 1977 («Goin' Home») enthielt die zwei Gospel-Kult-Stücke seines jüngsten Albums, «Sometimes I Feel Like a Motherless Child» und «Go Down Moses».

Shepp, kommenden Mai 84, ist eine der Ikonen des schwarzen Free Jazz der Sechziger, des «New Thing». Er war ein Bewunderer und Partner von John Coltrane, und seine Musik bezog ihre Energie, nicht anders als die von Max Roach, Charles Mingus und anderen, weitgehend aus dem antirassistischen Protest der Bürgerrechtsbewegung (sein berühmtes frühes Album «Fire Music» war Malcolm X gewidmet). Allein, Shepps «Great Black Music» war immer auch über die Nabelschnur mit Blues und Gospel und der grossen Jazztradition verbunden.

Im gleichzeitig rauhen, heiseren und schmiegsamen Tenorsaxofon-Ton klingt ein fernes Echo an die intime Kunst von Ben Webster nach. Jason Moran, sein mindestens eine Generation jüngerer Partner, einer der grossen Pianisten zurzeit, ist unter den Klavierspielern von Shepps Wahl der kongenialste. Er teilt mit ihm, nicht nur in den beiden Gospel-Herzstücken, sondern auch im eigenen Original «He Cares», in Coltranes «Wise One», Billy Stayhorns «Isfahan» und «Lush Life» und Thelonious Monks «'Round Midnight» die Balance zwischen Raffinesse und Nachdruck, einem unverschämten leidenschaftlichen Pathos. Fabelhaft. Auch in den beiden Passagen, in denen Shepp als Sänger auftritt.



LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Freund Urs

Mark van Huissingling

Wenn Sie das lesen, ist Urs Rohner längstens noch fünfzehn Tage Credit-Suisse-Präsident – letzte Chance also, über ihn zu schreiben. Danach dürfte mein Freund bald *old news* sein, beziehungsweise sich bloss noch Aktionäre, die während seiner zehn Jahre als oberster Entscheider bis 70 Prozent verloren, an ihn erinnern (und allenfalls Haftungsklage erheben). Zur Erinnerung: Er kassierte über vierzig Millionen Franken für seine Leistung bei der zweitgrössten Schweizer Bank. Wegen zweier Fehlleistungen, die in den vergangenen Wochen bekannt wurden und noch mehr Schaden anrichteten als zahlreiche Flops zuvor, verzichtete er auf eine Zusatz-fee von 1,5 Millionen, die ihm als Vorsitzendem des Verwaltungsrats zustand.

Wir lernten uns 2008 kennen, privat, beim Frühstück in einem Restaurant; «er blieb mir als sympathisch und smart in Erinnerung», stand danach in meiner *Weltwoche*-Kolumne «MvH». Das nächste Mal begegnete ich ihm vor der Swiss-Awards-Livesendung des Schweizer Fernsehens, mein Tagebucheintrag lautete: «Er sagte, alles, was ich jemals geschrieben habe über seine Zusammenarbeit mit dem Zurich Film Festival, sei falsch. Er freute sich nicht, so sah es aus» (die CS war Geldgeberin des Filmfests).

Was war vorgefallen inzwischen? Cherchez la femme, würde der Franzose sagen. Über Rohners damalige Freundin/heutige Frau, die ich schon länger sozial kannte, berichtete ich gelegentlich im Zusammenhang mit dem von ihr mitgegründeten Zurich Film Festival, immer faktentreu, nicht immer unterwürfig, wie in der hiesigen Society-Reporter-Welt üblich, fand ich.

Im Herbst 2010, anlässlich des Filmfestival-Gala-Abends, notierte ich: «Urs Rohner sagte, ich sei elegant wie immer; wegen meiner Schuhe (Desert-Boots von Russell & Bromley, pflaumenfarben).» In den davorliegenden Monaten war fast so was wie eine *bromance* entstanden. Schade, dass er den Spruch von seiner «weissen Weste» erst später, inzwischen CS-Präsident, brachte. Sonst hätten Kollegen die lässige Bildlegende «Weisse Weste trifft pflaumenfarbene Schuhe» unter unserem Foto drucken können. Immerhin erschien diese: «Auch Banker zeigen sich wieder bestens gelaunt. Allen voran CS-Vize Urs Rohner. Während sich seine Partnerin Nadja Schildknecht ohne ihn fotografieren lässt, spricht er mit *Weltwoche*-Kolumnist Mark van Huissingling» (*Blick*-Bericht über das World Economic Forum).

Wir tauschten uns nicht bloss über Modetrends aus, nebenbei erwähnt. Wir besprachen auch weniger wichtige Dinge. Während eines After-Work-Drinks trug ich ihm den *New Yorker*-Artikel mit der ungefähren Headline «Wie gross ist der volkswirtschaftliche Nutzen des Investment-Bankings? Sozusagen null» vor. Er finde die Kernaussage interessant und womöglich zutreffend, sagte er.

Dann erzählte mir einer, unsere «Männerfreundschaft» sei entstanden, nachdem Urs sich in Öffentlichkeitsarbeit habe beraten lassen. «Suchen Sie nicht die Konfrontation, pinseln Sie ihm den Bauch», soll der Coach empfohlen haben. War ich mal wichtig für Rohner? Vermutlich nicht. Andererseits – wes-

«Urs Rohner sagte, ich sei elegant wie immer; wegen meiner Schuhe (Desert-Boots, pflaumenfarben).»

halb einen Autor, der ein bisschen beachtet wurde, gegen sich aufbringen, wenn man ihn für sich einspannen kann? Nach Urs' Aufstieg zum Chairman fragte mich mein Verleger für die Story «Wie Zürich zu seinem Film Festival kam» an. Ich sagte ab – «ich treffe Urs privat, etwa auf Ibiza [wo er auch ein Haus hat], wir sind fast befreundet, mir fehlt die Distanz.»

Als oberster Chef hatte er immer mehr zu tun – CS-Strafzahlungen/-Rechtskosten unter ihm: über dreizehn Milliarden Franken –, wir sahen uns weniger, *fair enough*. Und wenn wir uns begegneten, gab's keinen Austausch, stattdessen

Vorträge. Einmal erklärte er mir lange, weshalb es im Finanzkrisen-Film mit Namen «Margin Call» eben gerade nicht um einen *margin call* gehe.

Kollege Kurt W. Zimmermann beschrieb in dieser Zeitung jüngst Jonas Projer, Sendeleiter Blick-TV und nächster Chef der *NZZ am Sonntag*, als Typ, der dem Hauselektriker rechthaberisch erklärt, wie man eine Steckdose richtig montiert. Das würde Rechtsanwalt Rohner wohl unterlassen, denn *aquila non captat muscas* (der Adler fängt keine Fliegen). Stattdessen erklärt er Leuten, die ein Berufsleben auf der Bank zubrachten, wie das Bankgeschäft geht.



UNTEN DURCH

Im Park mit dem Hund

Linus Reichlin

Ein Hund sollte eigentlich wissen, was seine Aufgabe ist, nämlich das Knüpfen von Kontakten zu Hunden von schönen Frauen. Zu diesem Zweck sind Hunde seit dem Paläolithikum mühsam vom Wolf zum Konsumenten von Büchsenfutter gezüchtet worden. Mit Wölfen konnte man keine Frauen kennenlernen, denn sie frassen diese, bevor man mit ihnen ins Gespräch kommen konnte. Deshalb entstand bei den Männern der Wunsch nach sanftmütigeren Wölfen – und ganz am Ende der Jahrtausendelangen Zuchtlinie steht Joggel, der Hund meines Freundes Bruno. Er ist allerdings eine Fehlentwicklung, bei ihm sind die Kennenlern-Gene mit schlechten Mutationen verseucht. Er möchte die kleinen süssen Hunde schöner Frauen nicht kennenlernen, sondern dominieren.

Das kommt heutzutage im Tierreich schlecht an. Joggel ist überhaupt nicht an sanften Beschnüffelungen und spielerischem Schwanzgewedle mit anderen Hunden interessiert; die

lange Zeit im Tierheim hat ihn hart gemacht. Wie soll ich im Stadtpark jemals eine Frau kennenlernen, wenn ihre Yorkshire Terrier sich beim Anblick von Joggels Eckzähnen gleich auf den Rücken legen, um bedingungslose Unterwerfung zu signalisieren? Die meisten Frauen sagen zwar nichts, wortlos helfen sie ihrem gedemütigten Liebling wieder auf die vier Pfoten. Aber natürlich denken sie etwas über mich, und zwar: «Dieser Kerl hat seinen Hund zum Macho erzogen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!» Manchmal rufe ich den Frauen nach: «Es ist nicht mein Hund! Es ist der Hund von Bruno! Ich bin ganz anders!» Oder ich rufe: «Entschuldigen Sie sein schlechtes Benehmen, der Arme kommt aus dem Tierheim und wurde als Versuchstier eines Hundekexherstellers missbraucht!»

Aber Frauen mögen Männer nicht, die ihnen im Stadtpark schon Entschuldigungen hinterherrufen, bevor man sich überhaupt kennengelernt hat. Ich sollte gar nicht mehr mit Joggel rausgehen. Aber Bruno ist, seit er Joggel hat, dauernd erkältet oder verfiebert. Wahrscheinlich leidet er an einer Hundeallergie und weiss es nur noch nicht. Deshalb muss ich jetzt jede Woche diese Promenadenmischung an einer Rindslederleine durch den Park führen, oft auch ziehen, denn zwischen uns kommt es immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten über die Richtung, in die wir gehen. Joggel fühlt sich magisch zu Schildern hingezogen, die im Rasen stecken und auf denen ein Hund zu sehen ist, der mit einem roten Kreuz durchgestrichen ist. Es zieht ihn leidenschaftlich in die städtischen Blumenbeete, die er nach seinen eigenen gartenbaulichen Ideen umgestaltet.

Wenn dann allerdings eine schöne Frau mit ihrem kleinen Norwegischen Lundehund vorbeikommt, unterbricht er seine Gartenarbeit und fällt über den Lundehund her. Immerhin ist mir dadurch klar geworden, dass ich eine Frau brauche, der das Leben ihres eigenen Hundes weniger wichtig ist als ich. Das heisst, meine Suche wird nie enden.

Denn eine solche Frau existiert in diesem Universum nicht. Sie denken alle zuallererst an das Wohlergehen ihres Black Spaniels, danach an sich und erst ganz am Schluss an einen altmodischen Mann wie mich. «Betrachte es doch mal von der anderen Seite», sagte Bruno, «was du brauchst, ist eine Frau mit einem Rottweiler.» Hm. Könnte stimmen. Ein Rottwei-

ler würde aus Joggel einen Winsler machen, der mit angezogenen Vorderbeinen Welpenverhalten imitiert im Sinne von: «Du bist die Chefin! Ich unterwerfe mich!» Diesmal würde die Frau sich bei mir entschuldigen: «Entschuldigen Sie, aber Brunhilde will nur ein bisschen mit Ihrem Hündchen spielen.» «Moment mal», würde ich sagen, «das ist kein Hündchen! Er war im Irakkrieg Minenspürhund!» «Und schon», sagte Bruno, «hättest du es wieder vermässelt! Ich korrigiere mich: Du als Obermacker brauchst eine Frau mit einem Panther.»



FAST VERLIEBT

Gute Küsse, schlechte Küsse

Claudia Schumacher

Man darf sich vom April und seinem wankelmütigen Wetter nicht täuschen lassen, vor allem nicht jetzt, während Corona, da sind die Hoffnungen ja spärlich gesät, weshalb sich alles auf diese eine konzentriert: Der Frühling steht vor der Tür! Er ist im Anmarsch, unaufhaltsam, und er bringt jemanden mit, der kommt geflogen durch die lauwarne Frühlingsluft, die nach Blumen riecht, und das ist: Amor. Verlieben Sie sich! Es ist Zeit. Und so viel Zeit ist immer: Tatsächlich braucht das menschliche Hirn nur ein Fünftel einer Sekunde, um beim Anblick eines Menschen in amouröse Euphorie auszubrechen. Das läuft von alleine, muss man nur zulassen.

Was auf das Verlieben im Glücksfall folgt, darüber lohnt es sich aber kurz nachzudenken: der Kuss. Mit der Erfahrung einer 34-jährigen Frau kann ich sagen: Der liebe Gott geizt mit guten Küssern. Mindestens die Hälfte der Männer, die mir die Ehre erwiesen, gehörten leider ins Lager der schlechten. Früher dach-

te ich dann: Ach, egal, so wichtig ist das nicht. Das kann ein Mann wettmachen. Durch schöne Augen, ein liebes Wesen. Aber das stimmt nicht. Es geht hier um viel mehr als ein bisschen Mundakrobatik.

Im Grunde haben alle schlechten Küsser zwei Dinge gemeinsam: Scheu und Anspannung. Da kriegt einer den Mund nicht auf, womöglich sind schon die Lippen verspannt, und von innen kriecht viel zu langsam eine zaghafte Zunge hervor: Wer so küsst, gibt einer Frau zu viel Zeit, vom Körper in den Kopf zu fallen. Statt Hingabe folgt Irritation: Was ist bloss los mit dem? Und was hat der eigentlich gegessen? Interessanterweise sind die schlechten Küsser ja die einzigen, die schlechten Atem haben können. Denn gute Küsser wecken Begehren, und das bleibt von ein bisschen Zwiebel- oder Rauchgeruch unberührt.

In meinem Leben haben sich die schlechten Küsser leider auch als die schlechteren Partner erwiesen. Wer allzu scheu und angespannt küsst, der ist oft allgemein ein bisschen verklemmt oder wenig selbstbewusst. Und wer so gestrickt ist, reagiert schneller mal neidisch oder engherzig. Scheu und Anspannung passen einfach nicht recht zur Liebe und zum Savoir-vivre. Überkompensation bringt einen hier auch nicht weiter: Wer beim Küssen aus lauter Furcht und Nervosität den Mund aufreisst und auf Attacke geht, macht leider alles nur schlimmer. Keine Frau fand es jemals sexy, wenn im Übereifer Zähne aneinander klirren.

Der gute Küsser macht sich locker. Er weiss, dass er es kann. Er hat Lust auf den fremden Menschen und fürchtet ihn genauso wenig wie sich selbst. Gute Küsser denken nicht nach beim Küssen. Sie geben sich hin – und empfangen.

Wer küssen kann, der kann auch leben. Spätestens in diesem Frühling kann man ja beides mal wieder versuchen.



Die Welt im Gepäck

Wenn ich ein Hippie gewesen wäre.



Kleine romantische Vorstellung.

Ich hatte nie das Glück oder das Pech, ein Hippie zu sein. Wie so viele, die ein wenig nachdachten über das Wesen des Lebens und zum Schluss kamen, dass es mehr ist als ein bisschen Karriere, ein wenig Haus, ein wenig Kieszufahrt, ein wenig Auto, ein wenig Ferien, ein wenig Zufriedenheit und viel Sicherheit. Dass das wirkliche Leben jenseits all der Versprechungen einer Konsumgesellschaft zu finden ist. Wie so viele sich aufzumachen auf eine Reise zum Nukleus des Seins.

Wie so viele nach ein paar Monaten oder Jahren zurückzukehren in jene Lebenswelten, vor denen man einst Reissaus genommen hatte, diese Welt, deren Glanz Bohnerwachs war und deren Seelen in den Vorhöfen und Vorgärten des Lebens Platz genommen hatten; zurückzukommen mit all der durchschrittenen und aufgesogenen Welt im Gepäck, in der ein Traum geplatzt war oder sich zumindest so ermüdet hatte, dass die eigene Seele die Augen schloss. Zu entdecken auf dieser Reise, dass das Ich vielleicht doch ein auf ewig unerreichbarer Kontinent bleibt und das Bürgertum deshalb in Vorgärten und Vorhöfen auf der Suche nach ein wenig Glück umherstreift.

Wanderung der Lachse

In diesen Tagen, in denen wir alle, die Sesshaften und die Nomaden, in unseren kleinen Gärten vor dem Haus uns inzwischen wie für immer hingesetzt haben oder mit verzweifelterm Wind unter den Fusssohlen umhertigern, bedauere ich, dass ich nicht jung war, als die Hip-

pies gross wurden, damals in den 1960ern und 1970ern. In die Welt zog auf dem Hippie-Trail, voller Flausen im Kopf und mit der naiven Hoffnung, die eine Gewissheit zu sein vorgab, am Ende der Reise bei mir angekommen zu sein. Und wenn nicht, dann wenigstens Spass gehabt zu haben auf der Reise von Istanbul nach Teheran, nach Kabul, dann über den Khyberpass, nach Lahore, weiter nach Delhi, dann vielleicht südwärts nach Goa oder ostwärts nach Dhaka und von dort nach Bangkok; Sex und Drogen und Rock 'n' Roll und die Versuche einer Selbstverwirklichung unter Palmen oder im sonnigen Schatten des Himalaja-Gebirges – und zurückzukommen mit einer Hoffnung, die wie eine Blume wäre, die der Zähigkeit und der Tristesse einer bürgerlichen Existenz etwas Farbe verliehe.

Fast scheint es, als ob dieser Aufbruch einer unzufriedenen Generation damals Ähnlichkeit hatte mit der Wanderung der Lachse; einen Fluss runterschwimmen, sich im Meer tummeln und dann, gegen den Strom, zurückzukehren an den Ort seiner Herkunft und all das, was sich in einem befruchtet hat, abzulegen und dann, das ist der Unterschied, nicht wie die Lachse zu sterben, sondern in einer Art aktiven Apathie zu versinken, die nur deshalb erträglich ist, weil sich alle in ihr befinden und sie deshalb wie das reale Leben scheint.

Selbst wenn es vor dem grossen Horizont auf dasselbe herauskommt, ob man jetzt geblieben ist im Umfeld des Gartens seiner Kindheit oder

ob man die Gärten Eden dieser Welt suchte und dann zurückgekommen ist oder sich in einem dieser Edengärten häuslich niederliess und ihn so zu einem weiteren Vorgarten degradierte; was jung ist, gute Beine hat, was einen Stachel im Herzen und im Hirn verspürt, was bereit ist, sich Welt und Welten auszuliefern, sollte sich aufmachen, auch wenn jede Reise irgendwann zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt.

Violettes Haus

Das ist eine Sehnsucht; eine neue Generation von Wandervögeln, die Nester bauen nur für ein paar Tage und Nächte und dann weiterfliegen, die vertrauen auf ihren Flügelschlag und ihren inneren Kompass, die rasten an Stränden, unter Palmen, unter dem Dach von fernen Klöstern, die zu Hause sind im Reichen wie im Armen, die Hunger kennenlernen und Völlerei, die verbunden sind durch eine gemeinsame Sehnsucht in ihren Seelen, die das Rauschen und Tosen der Welt hören möchten und sie nicht bloss anklicken auf einem Bildschirm.

Und die dann zurückkommen und deren Erfahrenes und all das entdeckte Anderssein sich nicht darin erschöpft, ein Haus zu kaufen, es violett anzustreichen und zu denken, wir sind deshalb anders als all die andern. Die die Welt in sich tragen und nicht nur das kleine Stückchen Erde, auf der sich ihr Leben abspielt. Das ist eine meiner grössten Sehnsüchte, eine kleine romantische Vorstellung nur.

«Ich muss Vollgas geben»

Melanie Roten, 43, ist Offizierin bei der Feuerwehr. In fünf Minuten ist sie einsatzbereit.

Ich präsidiere den Theaterverein in Bellwald, meinem ehemaligen Wohnort. Seit knapp einem Jahr bin ich nun in Lax. Dort gebe ich Geräte- und Muki-Turnen. Vor allem aber bin ich in der freiwilligen Feuerwehr, sie prägt mein Leben. Wenn nicht gerade Corona ist, leite ich als Offizier Übungen und Einsätze. Die Vielseitigkeit erfüllt mich: Als Feuerwehr helfen wir nämlich nicht nur, wenn's brennt, sondern auch bei Strassenrettungen und vielem mehr.

Schon mein Vater war Feuerwehrmann. In Bottenwil, Kanton Aargau, wuchs ich in der Nähe des Feuerwehrlokals auf. Die Übungen fand ich total cool, mich faszinierten auch die Einsätze, wenn alle *seckeln* mussten. Als Kind war ich der Sport-Typ, ich wollte Sportlehrerin werden. In meinem Leben gab es fast nur Sport.

Bloss fünf Frauen

Nach meiner Lehre in einem Sportgeschäft zog ich ins Wallis. Ich unterrichtete für zwei Saisons als Skilehrerin. Danach, mit 25 Jahren, wechselte ich zum Pistenrettungsdienst. Im Sommer fragte mich jemand, ob ich in die Feuerwehr kommen wolle. Ich zögerte keine Sekunde, es zog mir voll den Ärmel rein. Feuer fasziniert mich, auch wenn es Schaden anrichten kann. Es ist warm, macht hell – und ich bin ein *Zeusli*. In unserem Ofen feuere ich wahnsinnig gerne ein. Beim Bräteln stoche ich immer in der Glut rum. Ich liebe Feuerwerk, die Funken und Sternchen, vor allem aber das Anzünden.

Nach dem einwöchigen Einführungskurs wusste ich über das Feuerwehrmaterial Bescheid und konnte simple Sachen, wie einen Hydranten aufschrauben. Durch den Gruppenführerkurs wurde ich Korporal. Ich dachte: Wenn schon, denn schon, und so wurde ich Offizier, leitete Einsätze. Ich kenne taktische und technische Details, muss immer ruhig und klar bleiben und darf ja nicht übereifrig sein. Als Frau hatte ich nie Angst, es körperlich nicht schaffen zu können, auch wenn ich nur 1,56 Meter gross bin. Mir war bewusst, dass ich Schläuche schleppen muss – zu schwer waren sie mir nie. Es war sicher nicht einfach in dieser Männerwelt, und ich musste mich beweisen. Aber heute sage ich den Männern, was sie machen müssen. Insgesamt sind wir nämlich bei 160 Mann nur fünf Frauen im Untergoms.

Wenn es ernst gilt, haben wir ein Meldesystem: Stufe Blau ist nicht so schlimm, dann kommt

Gelb, und wenn Rot ist, rücken alle aus. Ich bin in fünf Minuten einsatzbereit, meine Ausrüstung trage ich in weniger als einer Minute auf mir. Im Wagen mit Blaulicht bin ich voller Adrenalin. Ich weiss, ich muss Vollgas geben, weil ich vom Schlimmsten ausgehe. Wenn ich sehe, es ist nicht so schlimm, bin ich schon fast beruhigt.

Ich sehe immer wieder Brände, die mich flashen. Ein Vollbrand ist heftig – wie der im letzten Jahr: Ein Kind wachte wegen des Feuermelders auf. Was, wenn es – wie die Eltern – nichts gehört



«Feuer fasziniert mich»: Melanie Roten.

hätte? Solche Sachen beschäftigen mich. Tote gab es bei mir zum Glück noch nie, Menschenleben haben oberste Priorität. Dass meine Fehler Leben kosten könnten, ist mir bewusst. Daher schauen wir mit einer Schadensskizze, welche Rettung zuerst erfolgt. Wir priorisieren kein Leben, auch wenn die Person 89-jährig ist.

Schade ist, dass die Feuerwehr in der Schweiz belächelt wird. Viele denken, wir machen das, um nach den Übungen Bier saufen zu gehen. Dabei sind wir sehr pflichtbewusst, unsere Arbeit hat sich enorm entwickelt. Ein Dorf ohne Feuerwehr könnte nicht funktionieren – vor allem nicht ohne Freiwilligkeit. Ich bin daher stolz, ist meine Tochter bei der Jugendfeuerwehr, auch wenn sie ihr Herz ans Eishockey verloren hat. Sie spielt beim EHC Visp – das ist auch so eine spezielle Welt.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Lach-Test

Komiker: Seit einem Jahr sind nun die Theater schon geschlossen. Wir Komiker haben anscheinend einen so schlechten Ruf, dass wir als nicht systemrelevant eingestuft werden.

Clown: Wir müssen der ganzen Welt klarmachen, dass es nichts Wichtiges gibt als das Lachen. Wir gründen einen Weltlachrat mit Sitz bei der Uno in Genf. Unser strategisches Ziel ist es, in allen Ländern Lachministerien einzurichten.

Komiker: Und dann gibt der Weltlachrat die Parole raus: «Lachen ist gesund». Mit grossangelegten wissenschaftlichen Studien belegen wir, dass das Leben weltweit auf drastische Weise immer weniger lustig ist.

Clown: Wir werden die Lage in den dramatischsten Tönen schildern und einen internationalen Lachnotstand ausrufen. Wenn wir nicht sofort handeln, erleiden womöglich Millionen von Menschen einen Herzinfarkt.

Komiker: Die Lachminister werden angewiesen, Tragödien weltweit zu verbieten und die Spielpläne der Theater ausschliesslich mit Vorstellungen von Clowns und Komikern zu füllen.

Clown: Und der Besuch dieser Vorstellungen wird für obligatorisch erklärt.

Komiker: Und es muss immer und überall getestet werden. Wir schreiben Witze und verkaufen sie den Regierungen, um Lachtests in der Bevölkerung durchzuführen. Wenn zu wenig über unsere Witze gelacht wird, werden die obligatorischen Theaterbesuche auf zwei bis drei pro Woche erhöht.

Clown: Ganze Schulklassen werden durchgetestet und ins Theater geschickt.

Komiker: Was ist, wenn den Menschen dabei das Lachen vergeht?

Clown: Egal! Bis die merken, dass wir nur Spass machen, sind wir so reich geworden, dass wir nie wieder jemanden werden zum Lachen bringen müssen.

Andreas Thiel

Hauch von Nostalgie

Restaurant Hornegg, Seefeldstrasse 201,
8008 Zürich, Tel. 044 422 41 40

Wenn man gern gut und abwechslungsreich isst, ist man in vielen Restaurants der näheren Umgebung zu Hause. Aber es gibt immer ein Lokal, in dem man sich noch ein bisschen mehr zu Hause fühlt, in dem man – vor dem unsagbaren Zusammenbruch aller spontanen sozialen Kontakte – auch seine Freunde traf, also alle mit dem gleichgesinnten Gaumen und dem gleichgeichteten Humor und den gleichen Ideen von der Welt und ihren Bewohnern. Und das lebenswürdige Lokal heisst in unserem Fall «Hornegg» und liegt nahe beim Zürichhorn, fast schon beim Tiefenbrunnen. Seit langem steht dort Ruben am Herd, und er hat sich mit einer sensationellen Einfühlungsgabe unsere lokalen Spezialitäten zu eigen gemacht, ohne darüber die Küche aus



seiner früheren, sri-lankischen Heimat ganz zu vergessen. Seit bald zwei Jahren hat er nun auch die Leitung des Betriebs übernommen.

Bei Ruben kann man derzeit über Mittag und am Abend eine gute Auswahl von Gerichten aus seiner Karte abholen. Für alle Rechtsufrigen vom Zürichberg bis Stäfa liegt er ja gewissermassen auf dem Heimweg. Wir haben – schon aus Gewohnheit – ein paniertes Schnitzel, ein Cordon bleu, aber auch ein Kottu Roti und ein Mah-Mee bestellt sowie eine gute Flasche

Rotwein, denn der Wein ist ein Bestandteil des Umsatzes, den die Gastronomen derzeit so dringend brauchen. Der Hackbraten mit Kartoffelstock steht leider erst morgen, nach Redaktionsschluss, auf dem Programm.

Schon als wir die beiden Tragtaschen im Auto verstaubt hatten, war der Duft so einmalig, dass wir ernsthaft in Versuchung waren, den nächsten Parkplatz anzusteuern und auf die vier Minuten Heimfahrt zu verzichten. Indessen hat alles seine Frische und Knusprigkeit perfekt bewahrt: Die Pommes frites waren Klasse, die Schnitzel hinreissend, der Salat knackig und der Duft des Mah-Mee scharf und verführerisch. Eindeutig die besten von den vielen Take-away-Gerichten, die wir in diesen Zeiten der Pandemie probiert haben. Aber: So schön es ist, daheim zu essen mit seinen Lieben, zum perfekten «Hornegg»-Genuss fehlten leider der Hans, der Urs, der Paul und auch der Köbi!

WEIN/PETER RÜEDI

Eigenbau und Frauengut

Weingut Baumann, Oberhallau:
Pinot noir «ann mee». 2016 (2018). 13 %.
Fr. 39.– www.baumannweingut.ch

Ist beim Wein vom Familienbetrieb die Rede, kommt mir allemal ein Zitat von Karl Kraus in den Sinn: «Das Wort «Familienbande» hat einen Beigeschmack von Wahrheit.» Wie der modische Trend zum Glück im Winkel hat für mich die Idealisierung des «artisanalen» Kleinbetriebs etwas unangenehm Bräsiges, zumindest wenn sie absolut gesetzt wird. Dabei schleckt natürlich keine Geiss weg, dass es wunderbar produktive Familienunternehmen zumal im Schweizer Weinbau noch gibt. Zum Glück. Betriebe, in denen eine Generation der andern die Hand reicht. In denen die Leidenschaft für den Wein eine Familienangelegenheit ist, was nicht heisst, dass nicht jeder seine eigenen Vorlieben hat.

Dachte ich mir, wie ich an diese Flasche vom Weingut Baumann aus dem schaffhausischen Klettgau gelangte, die den Genius Loci schon mit der dialektalen Etikette beschwört. Der Wein heisst «ann mee»,



was nichts anderes heisst als «einer mehr». Es meint nicht etwa, dass eine Flasche der nächsten ruft. Das zwar auch, aber der Name kam so: Im Jahr 2007 entschloss sich Beatrice Baumann, Ehefrau und in Rebberg, Keller und Vertrieb unersetzliche Partnerin des Winzers Ruedi Baumann (der seinerseits 1978 den Betrieb von seinem Vater Max übernommen und zu mehr als lokalem Ansehen geführt hat) – eines Tages also beschloss Madame Beatrice, einen «Wein ganz nach meinen Vorstellungen selbst zu keltern, in offenen 600-Liter-Fässern zu vergären und nach der Pressung 22 Monate in Barriques auszubauen». «Denn hemmer wider ann mee», kommentierte Baumann, der schon sein Joint Venture, den Super-Pinot mit Michael Meyer vom benachbarten Bad Osterfingen, dialektal

lapidar «Zwaa» getauft hatte. So kam Frau Beatrice' Eigenbau und Frauengut zu seinem Namen.

Es ist ein konzentrierter, dichter, aromatisch vielschichtiger (Kirschen, Pflaumen), sehr harmonischer Klettgauer Pinot noir, der nicht burgundische Ikonen nachäfft; im Übrigen nicht überholzt, mit viel Charme, aber ohne Flirt mit dem, was beim Wein gelegentlich «feminin» genannt wird. Ein starker Wein, auf der Höhe der baumannschen Spitzen «Zwaa» und «Pinot Noir -R-». Ich konnte noch den längst vergriffenen 2009er versuchen und mich von der Nachhaltigkeit dieses frischen, vollen Blauburgunders überzeugen. Ab dem Jahrgang 2016 übernahm Sohn Peter Mutters «ann mee», ganz auf ihrer Linie. Seit seinem Winzerabschluss 2009 arbeitet auch er im Familienbetrieb, mit Unterbrüchen im Frühjahr, die er in Neuseeland und Kalifornien verbringt. Noch gibt es ein paar von den insgesamt 1270 Flaschen, aber sozusagen gilt: «kann mee». Der Jahrgang 2018 ist abgefüllt, braucht aber gut und gern noch ein bis zwei Jahre bis zur ersten Trinkreife.

Rettung naht

Der Kia e-Niro ist eines der besten Angebote auf dem Markt, wenn man in die Elektromobilität einsteigen will.



Unvorbereitet – oder wie es Journalisten gerne etwas vornehmer ausdrücken: unvoreingenommen – an eine Sache heranzugehen, hat den grossen Vorteil der wohltemperierten Überraschung. Als ich kürzlich den neuen Kia e-Niro abholen sollte, wusste ich eigentlich nur, dass es ein Kia sein würde. Aber schon nach wenigen Minuten und bloss einigen Metern war mir klar, dass dieses Elektroauto in seiner ganzen unaufgeregten Schlichtheit, in seiner formalen Reduktion auf das Wesentliche wohl etwas vom Besten sein könnte, was zurzeit auf dem Markt der batteriebetriebenen Mobilität zu haben ist.

Der Kia e-Niro sieht gefällig aus, der weitgehende Verzicht auf Design-Spielereien ist auch ein sicheres Zeichen dafür, dass einem der Wagen nicht schon nach ein paar Monaten nicht mehr gefallen könnte. Vor allem aber ist das Auto aus Südkorea eine vertrauensbildende Massnahme für das Segment der Elektrofahrzeuge. Denn während vielerorts so getan wird, als wäre der Umstieg von Verbrennungs- auf Stromaggregate ohne Verzicht möglich, ist man bei Kia diesbezüglich etwas ehrlicher.

Mit der grösseren 64-kWh-Batterie im Modell Style leistet das Auto, das irgendwo zwischen SUV und Kombi positioniert wurde, mit Frontantrieb maximal 204 PS. Die Höchstgeschwindigkeit ist auf 167 km/h beschränkt, der Sprintwert von 0 auf 100 km/h von 7,8 Sekunden ist kein Spitzenwert, aber völlig ausreichend. Vor allem aber ist der e-Niro mit knapp 1800 Kilogramm Leergewicht rund eine halbe Tonne leichter als viele Premiumfahr-

zeuge auf dem Elektroauto-Markt, die zwar viel Leistung, aber teilweise deutlich weniger Reichweite bieten.

Das bringt uns zur sogenannten Reichweitenangst, die für viele potenzielle Kunden zurzeit noch ein Argument gegen E-Fahrzeuge ist. Wenn die angegebene Kilometerleistung während der Fahrt schmilzt wie der letzte Schnee in der wärmer werdenden Frühlingssonne, wird das Vertrauen in die neuen Technologien nicht stärker. Der e-Niro Style kommt gemäss Werksangaben bis zu 455 Kilometer weit, in meinem Test waren es rund 411 Kilometer, die aber sehr zuverlässig zur Verfügung standen.

Rettung ist also nah. Wenn ich mir demnächst ein Elektroauto anschaffen müsste, wäre der Kia e-Niro in der Endauswahl. Verzichten muss man bei diesem Modell – je nach Lebenssituation – allenfalls auf etwas Prestige und auf Allradantrieb. Reichweite und Ladeleistung (bis zu 100 kW), Platzverhältnisse, Garantieleistungen, Preis-Leistungs-Verhältnis, Ausstattung und letztlich auch die Gestaltung von Karosserie und Innenraum sind hingegen alles Punkte, die für den Wagen sprechen. Das sind eigentlich ziemlich viele gute Argumente.

Kia e-Niro Style

Motor/Antrieb: Elektromotor 64 kWh, 1-Gang-Automatik, Vorderradantrieb; Leistung: 204 PS/150 kW; max. Drehmoment: 395 Nm; Lithium-Ionen-Polymer-Batterie: 64 kWh; max. Reichweite: 455 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 167 km/h; Stromverbrauch: 15,9 kWh/100 km; Preis: Fr. 49.900.–



OBJEKT DER WOCHE Er löffelt die Kirsche

Adidas Uniforia

Für ca. Fr. 115.– erhältlich

Ein bisschen Vorfremde darf sein. Und wenn sie einem in Form eines Balls, eines Eis, einer Pille, Murmel oder Kirsche – wie Sportreporter ihn auch noch nennen – entgegenrollt, macht sie sogar glücklich. Der Adidas Uniforia ist der offizielle Ball der Fussball-Europameisterschaft 2020, die wegen Corona vom 11. Juni bis 11. Juli 2021 stattfinden wird – wenn alles rund läuft. «Uniforia» setzt sich aus den beiden englischen Wörtern *unity* und *euphoria* zusammen und weist auf die vereinigte Begeisterung hin, die das Sportgerät und hoffentlich auch das Turnier auslösen werden.

Geometrisch betrachtet, war der Fussball mit seiner unverkennbaren Oberfläche aus 12 Fünfecken und 20 Sechsecken lange ein abgestumpftes Ikosaeder und gehörte zu den archimedischen Körpern. Seit ein paar Jahren variiert die Struktur. Beim Uniforia setzte man auf eine nahtlose, künstlerische Gestaltung.

Zur Feier des 60-jährigen Bestehens des Wettbewerbs wird die kommende EM-Endrunde nicht in einem Land, sondern in zwölf verschiedenen Städten in Europa ausgetragen. Die Schweiz stellt keinen Austragungsort, ist als Mannschaft aber am Turnier dabei. Und so dürfen wir uns jetzt schon auf die Berichterstattung gefasst machen, die alles aus dem Ball aka Uniforia herausholen werden und hoffentlich berichten, wie «Freuler von der rechten Seite die Kirsche auf den Kopf von Seferovic löffelt und dieser das Leder aus der Drehung ins Netz nickt».

Benjamin Bögli

Charme des Komplizierten



Tolle Autos für tolle Cops: «Tatort» aus Köln mit einer Citroën DS.

Erfolgreiche Ermittlerserien brauchen sich nicht gross um die Glaubwürdigkeit ihrer Figuren zu scheren, wohl aber um die Autos der Protagonisten. Extravaganz ist immer ein Flirt mit dem Abwegigen, und eine teure alte Kiste, deren Anschaffung mit dem Lohn eines Polizisten kaum zu machen ist und deren Unterhalt nur Probleme bereitet, verweist auf Brüche in der Biografie. Das gibt psychologische

Tiefe. So bei «Tatort»-Cop Lannert aus Stuttgart mit seinem Porsche Targa aus den Siebziger, Schenk und Ballauf aus Köln mit der Citroën DS oder der schwedischen Ermittlerin Saga Norén aus «Die Brücke» mit dem 911er-Porsche von 1977. Es ist der Charme des *je ne sais quoi*, der den Figuren einen Subtext des Makels, des Ungeschliffenen, des Komplizierten gibt. Die Familienkutsche von VW mit Navi der an

sich coolen Westschweizer «Tatort»-Polizistin Isabelle Grandjean ist authentisch und damit eben auch sehr durchschnittlich. Ein Jaguar E-Type wäre natürlich komplett übertrieben – und würde ihr perfekt stehen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Soll man einer Familie in der Nachbarschaft auf anonymer Basis Geld in den Briefkasten legen, wenn man weiss, dass diese Familie an Armut leidet und etwas Geld wohl helfen würde, oder soll man das bleiben lassen, weil der Familie damit nur bewusst gemacht wird, dass die Armut erkennbar ist und sie damit Mitleid erweckt?
A. Z., Rapperswil

Es kommt darauf an, was für ein Verhältnis Sie mit der Familie in der Nachbarschaft haben. Wenn diese Familie so sehr an Armut leidet, wird sie sich nicht aufregen, dass die Armut erkennbar ist. Und sich eher freuen, dass da jemand Mitleid hat mit ihr und sie unterstützen will.



Wenn Sie ein gutes Verhältnis mit dieser Familie haben, fände ich es besser, diese Familie einmal aufzusuchen oder einzuladen, um mit ihr die schwierige Situation zu besprechen. Vielleicht ist es gut, wenn Sie einen anderen Besuchsgrund als die Besprechung der Armut finden. Je nach Ausgang des Gespräches kön-

nen Sie dieser Familie einen Umschlag mit Geld überreichen. Dann hätte die Familie nicht nur einen Geldbetrag zur Behebung der Armut erhalten, sondern auch noch einen menschlichen Kontakt mit jemandem, der an ihren Sorgen teilnimmt, was auch ein Teil der Problemlösung sein kann.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Yossi Vardi

Er ist der Pate der israelischen Start-up-Szene. Bei einem Frühstück erklärt er die Gründe für den Erfolg der Hightech-Industrie – und das Geheimnis der fordernden jüdischen Mutter.

Der berühmteste Tech-Unternehmer Israels ist seit Ende der 1960er Jahre bei der Gründung von 86 Start-ups dabei gewesen und hat 35 Exits begleitet, in den nächsten Jahren erwartet der 79-jährige Unternehmer drei weitere. Unumwunden gibt er zu: Nicht alles, was er anpackte, war ein Erfolg. Dreissig Unternehmen musste er schliessen, und dreissig waren Zombies, sagt der serielle Gründer, von dem das Massenblatt *Yedioth Achronot* einst schrieb, er sei der «am schlechtesten angezogene Mann in Israel».

Wir treffen ihn im Gärtchen seines Hauses, gleich gegenüber der Universität Tel Aviv. Die mitgebrachten Croissants schlägt er aus. Er sei auf einer «sehr strengen Diät». Im letzten Jahr habe er 28 Kilo abgenommen, «um nicht mehr wie ein Rhinoceros auszu-sehen». Er wolle sich jetzt durch das Gebäck nicht in Versuchung führen lassen und esse nur, was Schildkröten, Schlangen oder Esel zu sich nähmen, zum Beispiel Blätter, Nüsse und Linsen.

Siebzig Stichwörter

Während er im Krisenjahr auf Diät war, erlebte Israels Hightech-Industrie laut Vardi «eine Phase der Prosperität». Die Investitionen waren höher denn je. Wegen der Epidemie wurde die Durchdringung des Lebens mit dem Internet beschleunigt. Die massiven Staatsausgaben der USA, die die Wirtschaft vor dem Kollaps bewahren sollten, hatten zudem einen positiven Effekt auf die Kapitalbeschaffung.

«Aber für die meisten Israeli war es ein sehr schlechtes Jahr, weil nur wenige Bürger vom Tech-Boom profitieren», sagt Vardi. Die innovativen Firmen beschäftigten lediglich 8 Prozent der Arbeitnehmer, würden aber 43 Prozent der Exporte generieren. Die Verkleinerung dieser Kluft, sagt deshalb Vardi, sei eine der dringendsten Aufgaben.

Derzeit seien 6000 Start-ups am Werk, und grosse Firmen aus aller Welt unterhielten im Drei-

eck Tel Aviv–Jerusalem–Haifa Forschungs- und Entwicklungszentren, um an die Ideen heranzukommen, die in Israel ausgebrütet würden: Google, Facebook, Intel, HP, IBM, Cisco oder AOL.

Bei der Frage, wie er sich Israels Erfolg als Nation der Gründer erkläre, geht Vardi zum Schreibtisch, auf dem sich Zeitungsartikel und Bücher stapeln. Dort greift er nach einer Liste, auf der er von Hand siebzig Stichwörter notiert



«Strenge Diät»: Investor Vardi.

hat. Der Begriff «Leidenschaft» steht dort weit oben. Er warnt indes davor, sich von zündenden Ideen blenden und verführen zu lassen. Wichtiger sei die Fähigkeit, eine Idee in die Realität umzusetzen. So habe er die dreissig Start-ups schliessen müssen. Die Gründer seien zwar talentierte Menschen gewesen, «aber den betriebswirtschaftlichen Rest brachten sie nicht auf die Reihe». Start-up-Gründer seien in der Regel jünger als dreissig und verfügten nicht

über Managementenerfahrung. Deshalb helfe er Jungunternehmern mit Geldproblemen, prüfe mit ihnen die Marktchancen oder berate sie beim Aufbau der Logistik.

Dass es zudem eine Portion Glück brauche, habe er 1996 bei seinem Einstieg in die Start-up-Szene erfahren. Als ihn sein damals 26-jähriger Sohn Arik fragte, ob er 75 000 Dollar in das junge Unternehmen Mirabilis investieren wolle, das den Instant-Messenger-Dienst ICQ («I seek you») entwickelt hatte, war Vardi zunächst skeptisch. Er begriff nicht, wer diesen Dienst benutzen würde, wenn man doch bequem miteinander telefonieren könne. Aber ICQ eroberte die Welt im Sturm. Neunzehn Monate später bezahlte AOL dafür 407 Millionen Dollar.

Was der Gatte nicht schaffte

Israels Tech-Szene ist zwar erst seit zwei Jahrzehnten ein Zentrum für Innovation. Doch Vardi meint: «Bereits beim Aufbau des Landes ist die Start-up-Mentalität ein entscheidender Faktor gewesen.» Die Gründerväter hatten eine Vision und machten sich daran, sie in die Realität umzusetzen. Sie bewässerten die Wüste, bauten auf den Dünen neue Städte, errichteten im Agrarland Universitäten und gründeten ein Gesundheitssystem, um die Einwanderer medizinisch versorgen zu können.

Dann blitzt ihm der Schalk aus den Augen: «Jeder Sohn in Israel hat eine jüdische Mutter, die ihm pausenlos in den Ohren liegt, er solle das realisieren, was

ihr Mann nicht geschafft hat.» Am ersten Schultag gebe sie ihrem Spross zu verstehen, dass ein Nobelpreis das Mindeste sei, was sie von ihm erwarte – «nach all dem, was wir für dich getan haben». Das Phänomen der jüdischen Mutter, meint Vardi, habe nichts mit dem Geschlecht oder der Ethnizität zu tun, sondern sei «eine spezielle psychische Störung». Sie sei zwar überall anzutreffen – «aber in Israel ist sie besonders stark verbreitet». *Pierre Heumann*

Vom Tabak-Lädeli zum Weltkonzern

Der Basler Ernst Schneider hat den Namen Davidoff zur Luxusmarke gemacht. Seit seinem Tod feilt die Firma an ihrer Identität. Mit CEO Beat Hauenstein geht es aufwärts.

Florian Schwab

Zino Davidoff, Inhaber eines Tabakladens an der Rue du Marché in Genf, ist auf Geldsuche. Eine Million französische Francs muss er auftreiben. 1940 – in Frankreich tobt Hitlers Westfeldzug; Marschall Pétain steht vor der Kapitulation. Die Verantwortlichen des französischen Tabakmonopols haben Davidoff ihr ganzes Inventar von zwei Millionen kubanischen Zigarren – Havannas – zum Kauf angeboten, auf dass diese nicht den Nazis in die Hände fallen. Für eine Million Francs. Das waren damals 100 000 Schweizer Franken, zu aktuellem Wert sind es gegen 700 000 Schweizer Franken. Bestätigt wurde die Zahl nie.

Klar ist hingegen: Heute kennt fast jeder Davidoff. Vor fünf Jahrzehnten ging der Genfer Name an die Basler Tabakfirma Oettinger. Anno 2019 setzte der Zigarren-Multi Oettinger Davidoff 453 Millionen Franken um. Die Zahlen für 2020 stehen noch aus, aber CEO Beat Hauenstein sagt der *Weltwoche*: «Bei den Eigenmarken haben wir trotz Covid ein moderates Umsatzwachstum von 1,5 Prozent erzielt. Die Gewinn- und Cash-Position hat sich weiter verbessert.» Obwohl die Produktion in Lateinamerika Corona-bedingt zeitweise stillstand, hatte Davidoff stets das ganze Sortiment vorrätig. «Es brauchte etwas Kreativität bei der Organisation der Lieferkette, aber wir hatten keine *stock-outs*.»

Auftritt mit goldenem Logo

Wie wird man vom Genfer Fachgeschäft zum weltweiten Juwel? Eine Grundzutat war der Ruf, den sich Zino Davidoff durch den Deal mit den Franzosen und seine Kundennähe erworben hatte. Sein Laden verkaufte während der gesamten Kriegszeit Havannas – ein Unikum in Europa. Zino Davidoff errichtete in Genf den weltweit ersten begehbaren Humidor. Er hatte das Geschäft 1930 von seinem Vater übernommen. Zwei Jahrzehnte zuvor war die jüdische Familie Davidoff, getrieben durch antisemitische Ausbrüche, aus der Ukraine in die Schweiz ausgewandert, wo Zinos Vater in seinem angestammten Beruf als Tabakhändler Fuss fasste.

Gleich nach dem Weltkrieg begann Zino Davidoff, auf Kuba eigene Zigarren zu produ-



Unikum in Europa: Zino Davidoff, um 1930 in Genf.

zieren. Benannt waren die Produkte nach berühmten französischen Wein-Châteaux. In den späten 1950er-Jahren lernte der Genfer Entrepreneur Ernst Schneider kennen, Ehemann einer Enkelin von Max Oettinger aus Basel, der bereits 1875 die bis heute aktive Firma gegründet hatte. Im Jahr 1961 übernahm Schneider die Geschäfte bei Oettinger.

Neun Jahre später lanciert er den Deal mit Zino Davidoff: Er kauft ihm die Markenrechte ab und macht sich daran, den mythischen Genfer Namen in der Zigarrenwelt zum eigenständigen Symbol höchster Qualität aufzupolieren. Der herzlich, fast schüchtern auftretende Zino Davidoff kümmert sich bis zum letzten Atemzug im Jahr 1994 um seinen Laden in der Rhonestadt und hilft Schneider als formidabler Markenbotschafter.

Rumpelnder Abschied aus Kuba

Für Fidel Castros staatlich-revolutionären Monopolbetrieb Cubatabaco hat die Zusammenarbeit mit den Baslern anfangs hohe Priorität. Die Modelle für Davidoff werden in derselben Fabrik gerollt, in der auch Castros neugeschaffene Top-Marke Cohiba angesiedelt ist.

Aber die Symbiose hält nicht. 1988 lässt Ernst Schneider 130 000 seiner Havanna-Davidoffs öffentlichkeitswirksam verbrennen. Die Qualität stimmt nicht. Zudem wolle er auch weiterhin als unabhängiges Unternehmen alle Produktionsschritte überwachen. Also sei er gezwungen, die Herstellung in die Dominikanische Republik zu verlegen. Über die Ursache des Bruchs wird gestritten. Die Kubaner sind überzeugt, mit ihren Zigarren Davidoff gross gemacht zu haben, und missgönnen den Schweizern ihren Anteil. Diese dagegen verweisen nicht ohne Recht darauf, dass Davidoff es war, der das Havanna-Feuer während des Weltkriegs am Leben erhalten und den Havannas über Jahrzehnte einen Nimbus von Luxus und Qualität bewahrt hat.

Der rumpelnde Abschied aus Kuba gerät für Davidoff zur Chance. Mit der Produktion in der Dominikanischen Republik nimmt die einzigartige «Crop-to-Shop»-Philosophie ihren Anfang, die vom Tabakfeld bis in den Laden höchste Qualität garantiert. 2005 erreicht der Umsatz der damaligen Oettinger-Davidoff-Gruppe (heute Oettinger Davidoff AG) 2,3 Milliarden Franken – das Dreifache der kubanischen Zigarrenexporte im selben Jahr und zehnmal so viel wie beim Abschied aus Kuba fünfzehn Jahre zuvor. Die Basler mussten zwar eine völlig neue Produktion aufbauen, doch erreichten sie mit ihren Zigarren jetzt auch den grossen US-Markt, der ihnen zuvor aufgrund des Embargos verschlossen war.

Ernst Schneider positioniert Davidoff als weltweit wichtigste Alternative zu den Havannas. Ein zentrales Verkaufsargument ist die

Verarbeitung: Während kubanische Zigarren oftmals von handwerklichen Fehlern behaftet sind, erarbeiten sich die Schweizer den Ruf makelloser Qualität. Zum starken Wachstum des Unternehmens trägt auch die Expansion in andere Geschäftsbereiche bei, teilweise in Form von Lizenzvereinbarungen: Zigaretten, Parfüms, Spirituosen, dazu Grosshandelsvertretungen weit über den Tabak hinaus.

Im Jahr 2006 tritt Ernst Schneider als Verwaltungsratspräsident zurück. Zu seinem Nachfolger bestimmt er Andreas Schmid. Über den Tod Schneiders, drei Jahre später, hinaus leitet dieser die Konzentration von Oettinger



«Leidenschaft für Zigarren»: Davidoff-Chef Hauenstein.

Davidoff auf das Kerngeschäft mit Premium-Zigarren ein. Die Zigaretten-Marke wird verkauft, später das Grosshandelsgeschäft und andere Bestandteile des von Schneider errichteten Imperiums. Über drei Viertel des Umsatzes gehen so weg. Übrig bleibt im Wesentlichen das Zigarren-Business.

Hier setzt Hans-Kristian Hoejsgaard, der aus Dänemark stammende CEO von 2011 bis 2017, mutige Akzente. Er entstaubt die Marke und entfacht instinktsicher eine eindruckliche Kaskade

Oberste Aufgabe ist es, das innovative Feuerwerk der Vorgänger-Ära in mehr Rendite zu verwandeln.

von Produktneuheiten, mit denen Davidoff global an der Spitze der Entwicklung mitmischte. Das ist allerdings teuer. Unter Hoejsgaard stiegen die Ausgaben, auch bedingt durch eine Vervielfachung der Flagship-Stores auf der ganzen Welt. Offenbar weniger dynamisch als die Kosten entwickelten sich die Verkäufe. Zwar publiziert Davidoff als private Firma keine exakten Zahlen. Aber Mitte 2017 ziehen die Schneider-Erben die Reissleine. VR-Präsidium und CEO-Posten werden neu besetzt. Als operativer Kopf amtiert seither Beat Hauenstein, der sechzehn Jahre zuvor als Informatik-Chef zu Davidoff gekommen war.

Seine oberste Aufgabe ist es, eine wirtschaftlich tragfähige Strategie zu entwickeln und somit das innovative Feuerwerk der Vorgänger-Ära in Rendite zu verwandeln. Selber zwar auch ein Zigarren-Enthusiast, geht er sein Amt mit viel betriebswirtschaftlichem Realitätssinn an. Der langfristige Erfolg Davidoffs, erklärt er der *Weltwoche*, beruhe auf der Balance von Schweizer Qualitäten – Kundennähe, Innovation, agile und durchdeklinierte Prozesse, kühles Rechnen – und der glühenden Zigarren-Passion aus Lateinamerika.

Der Davidoff-CEO führt aus, dass das Unternehmen aus seinem reichhaltigen Universum an Tabaksorten verschiedener Gattung, Herkunft und verschiedenen Jahrgangs theoretisch über sieben Millionen unterschiedliche Zigarren kreieren könnte. Dank eigenem Vertriebsnetz sei man nahe am Kunden. «Im direkten Kontakt lernen wir, in welche Richtung wir uns entwickeln sollten.» Während des Corona-Jahrs hat sich Oettinger Davidoff als global führend in der digitalen Markenkommunikation erwiesen. «Anstelle von physischen Degustationen mit dreissig Leuten erreichen wir mit Online-Tastings Hunderte.»

Paragrafen-Inflation

Sorgen bereitet Hauenstein nebst Corona mit «teilweise nicht sinnstiftenden Lockdown-Massnahmen» das gesetzliche Umfeld. Vor zehn Jahren seien 80 Prozent der personellen Ressourcen in die Distribution, Qualitätssicherung und in die Produkte-Entwicklung geflossen und nur 20 Prozent in rechtliche Fragen. «Heute braucht die *legal compliance* fast 50 Prozent, um in den 116 Ländern, in denen wir tätig sind, den legalen Marktzugang unter den sich ständig verändernden Regeln sicherzustellen.» Der Trend gehe in Richtung einer «Gettoisierung des Zigarrenkonsums», auch in der Schweiz mit dem derzeit beratenen Tabakproduktegesetz. «Das vom Ständerat geplante Werbe-, Vermarktungs- und Sponsoringverbot erachte ich als unverhältnismässigen Eingriff in die Wirtschaftsfreiheit.» Angesichts der weltweiten Paragrafen-Inflation zögen sich kleinere Produzenten aus einzelnen Märkten zurück. «Soll ich mich darüber freuen? Eher nicht. Zudem wird vom Gesetzgeber bedauerlicherweise nicht zwischen Zweckrauchen von Zigaretten und dem Genuss von Zigarren unterschieden.»

Ob die Erfolgsgeschichte Davidoffs unter diesen Vorzeichen weitergeht? «Ja», sagt Beat Hauenstein. «Dafür müssen wir aber die wachsenden staatlichen Hürden durch unsere Leidenschaft für Zigarren überkompensieren und unsere Aficionados weiterhin mit neuen Geschmackserlebnissen in tadelloser Qualität überraschen.» In dieser Disziplin ist das Haus seit bald 150 Jahren erprobt.

«Es ist wie eine Sekte»

Die deutsche Autorin Judith Sevinç Basad analysiert den Mechanismus von Social-Justice-Bewegungen.



Weltwoche: In Ihrem neuen Buch «Schäm dich! – Wie Ideologinnen und Ideologen bestimmen, was gut und böse ist» wehren Sie sich gegen Denk- und Sprachverbote und gegen eine «selbsternannte intellektuelle Elite» mit Wahrheitsanspruch. Worüber ärgern Sie sich derzeit am meisten?

Sevinç Basad: Darüber, dass es einige Akteure innerhalb der Anti-Rassismus-Bewegung gibt, deren Forderungen, die im Kern rassistisch und auch totalitär sind, in Medien und Politik als progressiv gefeiert werden. Aussagen wie «Alle Weissen sind Rassisten» oder «Weisse Chefredaktoren sollten ihre Jobs an Migrantinnen oder Menschen mit dunklerer Hautfarbe abgeben» finde ich schockierend, und ich verstehe nicht, wieso sich nicht mehr politischer und medialer Widerstand regt.

Weltwoche: Ihr Vater ist aus der Türkei nach Deutschland eingewandert. Sie haben auch Benachteiligung erfahren, betonen aber, dass Sie sich nie als Opfer gesehen haben. Sehen Sie sich mit dieser Einstellung in der Minderheit?

Sevinç Basad: Ja. Ich glaube, viele Menschen mit Migrationshintergrund, deren Eltern etwa aus bildungsfernen Schichten stammen und die sich dann hochgearbeitet haben, würden sich nie im Leben in diese Opferschublade stecken lassen. Das Problem ist, dass es – vor allem im Netz und im Journalismus – eine Minderheit gibt, die glaubt, für diese Leute sprechen zu können. Diese Aktivistinnen sind zwar sehr laut, aber eigentlich haben sie gar nichts mit dem Migrationsmilieu zu tun.

Weltwoche: Warum fokussieren denn manche Medien so stark auf die Opferrolle?

Sevinç Basad: Es ist eigentlich eine Ersatzbeschäftigung für weisse *rich kids*, um sich besser, ja, als Helden zu fühlen, indem sie sagen: «Oh, du arme Frau, du bist ein Opfer, ich helfe dir.»

Weltwoche: Aber könnte man nicht sagen, diese journalistischen Antirassismus- und -sexismus-Aktivistinnen prangern doch Missstände an und wollen jenen Menschen eine Stimme geben, die weniger gehört und gesehen werden?

Sevinç Basad: Das tun sie ja nicht. Wenn sie wirklich Frauen und Migrantinnen eine Stimme geben wollten, dann würden sie zum Beispiel thematisieren, wieso sehr gut integrierte Flüchtlinge über Nacht abgeschoben werden, während islamistische Straftäter jahrelang in Deutschland bleiben und die Behörden austricksen können. Oder sie würden berichten, wieso Pflegenden so schlecht entlohnt werden; aber sie tun es nicht, obwohl dort sehr viele Migrantinnen und Frauen arbeiten. Man würde über Genitalverstümmelung schreiben, über Ehrenmorde. Das sind Probleme, die Migrantinnen und Frauen betreffen, denen es sehr schlecht geht. Aber davon lese ich nichts. Ich höre immer nur endlose Diskussionen über das Gender-Sternchen und warum Weisse ihre Privilegien hinterfragen sollten.

Weltwoche: Warum hat dieser Aktivismus so viel Macht?

Sevinç Basad: Einerseits geht er mit dem sehr guten Versprechen einher, dass man eine bessere Welt schafft. Andererseits ist die Art und Weise, wie dieser Aktivismus betrieben wird, ausschlaggebend. Wenn du jemandem immer wieder vorwirfst, dass er ein Menschenfeind oder nicht für Gleichstellung ist – wie man es häufig der Gruppe der weissen Hetero-Männer vorwirft –, oder wenn du jemandem zurufst: «Schäm dich, fühle dich aufgrund deiner weissen Privilegien schlecht!» – diese Politik des schlechten Gewissens und der Scham funktioniert. Das sieht man auch bei Unternehmen, die unter den Forderungen der Aktivistinnen ver-

mehrt einknicken. Die müssen eigentlich nur sagen: Wir sprechen für eine diskriminierte Minderheit, und dieser Text verletzt diese Minderheit. Die Argumentation mit verletzten Gefühlen ist unfassbar mächtig, denn niemand möchte dastehen als Person, die Gefühle von Minderheiten verletzt.

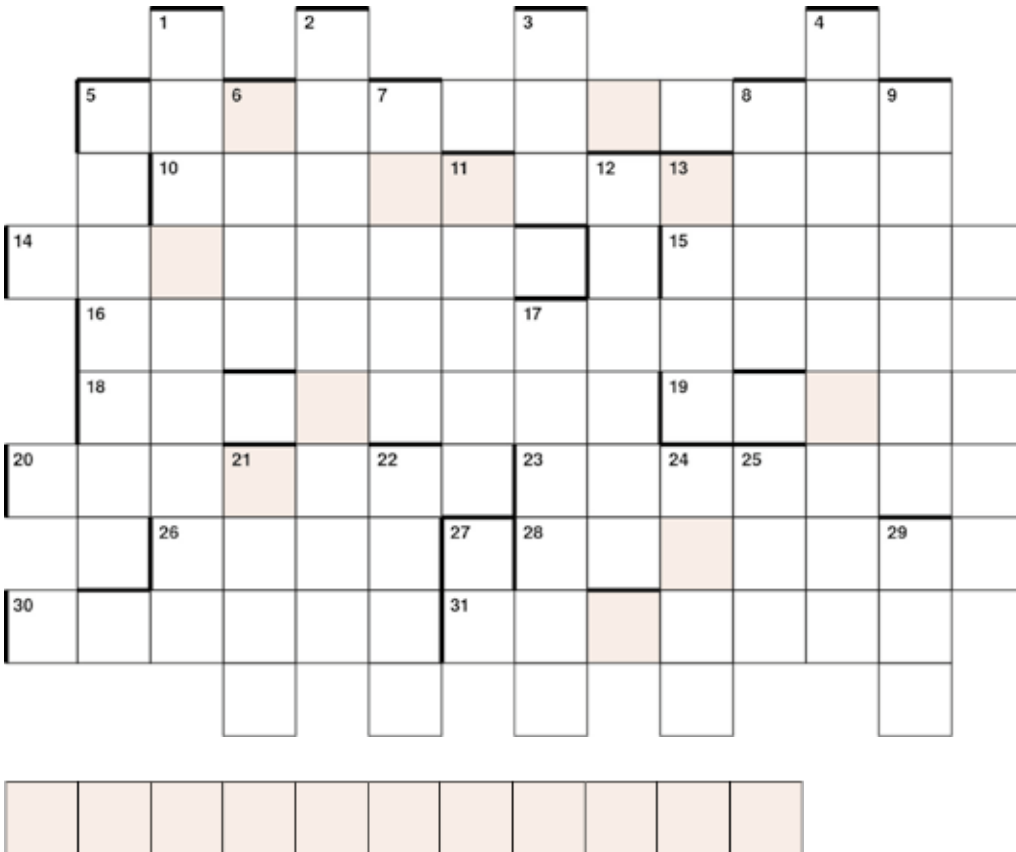
Weltwoche: Für Ihre Kritik werden Sie von Aktivistinnen teilweise stark angefeindet und diffamiert. Interessant ist das, weil Sie ja laut deren Denkweise durch Ihren familiären Hintergrund einer Minderheitengruppe angehören. Sie scheinen aber nur so lange schützenswert, wie Sie deren Ansichten vertreten.

Sevinç Basad: Ja, das ist wirklich absurd. Neulich hat mir jemand sogar geschrieben, ich sei eine Pseudo-Türkin. Diese Art der Ausgrenzung kommt in der gesamten Bewegung häufig vor. Man hat so etwas wie den *people of colour clan*, der steht politisch links und hat genau die gleichen Ansichten. Migrantinnen aber, die konservativere Ansichten haben oder den Aktivismus kritisieren, werden vom *people of colour clan* exkommuniziert. Sie sind dann wie Abtrünnige, die nicht mehr dazugehören. Es ist wie eine Sekte.

Weltwoche: Sehen Sie diese Entwicklungen als Zeitgeist, den wir jetzt einfach aussitzen müssen, oder dauert das noch sehr viel länger an?

Sevinç Basad: Ich weiss es nicht. Einerseits denke ich, wohin wird das langfristig führen, wenn schon anerkannte Medienhäuser gewisse Thesen als wahr anerkennen? Andererseits regt sich ja auch grosser Widerstand unter Menschen, die nicht aus der Medien- oder Kulturblase stammen. Das sehe ich als positives Zeichen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Somnambuler Origami-Künstler

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Zum Herrichten dieser alten Nachrichten bitte den Faktenschund richtig umschichten. **10** Die liegt bekanntlich in oculo des Betrachters. **14** Etwas betend oder bettelnd zu ersuchen versuchen. **15** Der ticker tickt und tickt bis one den bucket kickt. **16** Eine engleutsche Hanna Dampf in allen Gassen. **18** Stellt Arachnophobie auf eine Riesenprobe. **19** Eines Sommermondes Funk- und Telefonversion. **20** Beispielsweise durch diese Röhre leiten Influencer ihren Einfluss. **23** Bei einem besten Freund des Menschen signalisiert, wird präsumiert, die Bewegung Erregung. **26** Bis der letzte Fisch geputzt und der letzte Drops gelutscht, ist noch nicht aller Abend. **28** Für Gitarristen paradoxerweise ein Vibrator fürs Vibrato. **30** Der kommt für Extrahaftkraft vor der Schraube noch ins Loch. **31** Solche machen Männer und Frauen und neuerdings auch Männer aus Frauen und Frauen aus Männern.

Senkrecht — **1** Was der, der darauf musiziert, produziert. **2** Sinnbildlich steht das Tierorgan für Menschen mit scharfem bildlichen Sinn. **3** Dort gehören Hammer und Amboss zur Innen- oder genauer Mitteleinrichtung. **4** Eine Hälfte dieses schmucken Behälters enthält oft ein Bild der besseren Hälfte. **5** Ein Pfleger und Sammler. **6** Die Differenz, wenn Minuend = Subtrahend. **7** Trematisiert gefällig geartet, ansonsten früher als erwartet. **8** Zu hindert eine am Ein- und Aus- einen am Ein- und Ausgang. **9** Urd, Verdandi und Skuld: Zuständig waren solche wie die drei für Schicksalsspinnerie. **11** Ist zwar generell täglich wieder aktuell, aber trotzdem immer auch morgen schon gestern. **12** Durch laufende Stimmregister-Alternationen erzeugen die Personen eigentümlich schöne Töne. **13** Ist sie she, sind sie die. **17** Weitsichtiger Gigant, der auf den Schultern von Giganten stand. **21** Bricht, wer darüber spricht. **22** «Gib Laut!» oder ein Ring-a-ding-Ding. **24** Dabei – der nächste ist ste(h)ts dabei – ziehen Massen durch die Gassen, um Unmut rauszulassen. **25** Kulturell betont gefühlsbetonter Hardcorepunkrockabillygoth. **27** Ein Körbchenset für das Holz vor der Hütte. **29** Ruft ein Unparteiischer etwa, wenn Parteien beim Servieren das Maschenwerk touchieren.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 712



Waagrecht — **5** SPINATKUCHEN: Popeye bedeutet (etwa) Glotzauge. **9** OPPORTUNIST **14** ROUTER **15** IN[TAKT] **16** UGS: kurz für umgangssprachlich **17** RIVALITAET **20** FIZZ: Cocktail, engl. auch Sprudel **21** IPA: Internationales Phonetisches Alphabet **22** EUKLID verfasste die Fibel «Elemente». **23** DATENSPUR **25** (Musi)KLO(kals) **26** LILO Pulver: Schweizer Schauspielerin **27** EBRO: zweitlängster Fluss der Iberischen Halbinsel **28** END(e): engl. Ende **29** Essigsaurer TONERDE **30** INTRO(version)

Senkrecht — **1** APPOSITION **2** ATTRAPPE **3** MUNI: Zuchtstier **4** PETA: Steht für People for the Ethical Treatment of Animals (Menschen für die ethische Behandlung von Tieren). **5** SORGFALT **6** NOTIZ **7** KURLAUER **8** CINTURON: span. Gürtel **10** PURZELN **11** REVISOR **12** STAKKATO **13** AKTION **18** Tom und IERRI: Zeichentrickfilme **19** ELLER: schwed./dän. oder, norddeutsch für die Erle **24** NOEL: franz. Weihnachten

Lösungswort — **SAEGEBAND**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

YACHT-MASTER II

Als ultimative Armbanduhr für Segelprofis konzipiert, verfügt die Yacht-Master II über eine Countdown-Funktion mit mechanischem Speicher und setzt auch weiterhin neue Maßstäbe in der Welt des Segelsports.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER II

BUCHERER

1888

bucherer.com